

F 183







Denkwürdigkeiten

der

Gräfinn von Genlis.

Ueber das

achtzehnte Jahrhundert und die französische
Revolution.

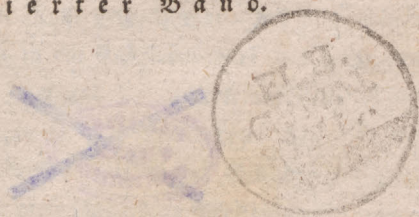
Seit 1766 bis auf unsere Tage.

————— *W. G.*

(Zum erstenmal im Druck erschienen.)

—————
Aus dem Französischen übersezt.

Vierter Band.



—————
Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 2 5.



1459



Denkwürdigkeiten

der

Gräfinn von Genlis.

Die Revolution brach den neunten Julius (1789) aus. Es war der Vorabend meines Namensfestes, das man in St. Leu mit allerliebsten Schauspielen feierte. Wir erfuhren die ersten Bewegungen, welche in Paris statt saan den, während des Schauspiels; ein Maler, der Giroux hieß und in einer Pantomime den Polyphem machte, war so neugierig, sich näher von der Sache zu unterrichten, daß er, sobald seine Rolle gespielt war, sich ohne seinen Anzug zu verändern in ein Cabriolet warf und nach Paris eilte. Sein Costüm und das mitten auf seiner Stirn gemalte Auge erregten so viel Befremden, daß man ihn bei der Barriere anhielt, auf einige Stunden festsetzte, und sehr strenge über diese sonderbare Verkleidung befragte.

Einige Zeit nach der Revolution begab sich der Herzog von Chartres zu seinem in Vendome gelegenen Regimente. Er fand Gelegenheit, eine Handlung zu thun, für welche, wegen des dabei erwiesenen Muthes, ihm die Stadt eine Bürgerkrone zusprach. Er hatte sich in der

Mittagsstunde im Flusse gebadet, und legte eben seine Kleider wieder an, als ein Mensch, der sich noch in dem Flusse befand, von einem Krampf im Beine befallen ward, und um Hülfe rief. Der Herzog warf sich in den Fluß, schwamm zu ihm *), ergriff ihn, als er eben ohnmächtig werden wollte, bey den Haaren, und hatte das Glück, ihn zu retten. Der Mann war ein Mauthbeamter; er kam am folgenden Morgen mit seinen fünf kleinen Kindern, die sich ihm voll Dankbarkeit zu Füßen warfen. Diese Begebenheit, welche am Tage und vor einem großen Menschenhaufen vorging, brachte dem jungen Herzog viel Ehre. Er schickte mir ein Blatt des Eichenkranzes, das ich sorgfältig aufhob, ich legte es in mein Erinnerungsbuch und besitze es noch. Der Brief, in welchem er es einschickte, enthielt die rührendsten Danksagungen dafür, daß ich ihn hatte schwimmen lernen lassen. Als ich ihn und seine Brüder in die Schwimmschule schickte, sagte ich ihnen, daß es eine Fertigkeit sey, die man sowohl für sich, als für Andere, erwerben müsse **). Eben

*) Das Original hat: *alla vers lui*, nicht *nagea*, also gehen, nicht schwimmen; allein der französische Sprachgebrauch ist daran schuld, daß diese Handlung durch diesen Doppelsinn zweideutig wird. Anm. d. Uebers.

***) Die *Annales françaises* von Calier — einem elenden Buch! — enthalten über diese Thatsache die größte Verworfenheit und abgeschmackteste Verläumdung. Der Verf. sagt: der Herzog von Orleans, meines Zöglings Vater, habe, um den Herzog Leopold von Braunschweig nachzuahmen, einen Menschen auf Verabredung durch seinen Jokei ins Wasser

so ließ ich sie auch zur Alder lassen und Wunden zu verbinden lernen. Ich führte sie während eines ganzen Winters in das Hôtel Dieu, um die armen Kranken zu verbinden.

Im Jahr 1790 fand eine Begebenheit statt, die mein Verlangen, Frankreich zu verlassen, aufs Höchste stei-

werfen lassen. Derselbe habe sich müssen anstellen, als sey er in Gefahr, und der Herzog, der ein guter Schwimmer gewesen sey, habe ihn ans Land gebracht. Man sieht, daß diese Verwechslung eine Erfindung der Bosheit seyn mußte.

Ueberhaupt sind die historischen Denkwürdigkeiten dieses Jahrhunderts voll Verläumdungen und Lügen. Diejenigen des Baron von Bezenval (die er gar nicht schrieb) enthalten unter andern Unwahrheiten, auch sehr viele über Frau von Barbantane. Diese Frau war immer meine Feindinn, wenn ich also für sie zeuge, so erzeuge ich keinen Verdacht, habe auch außerdem keinen Grund, diese Memoiren herabzusetzen, denn sie thun meiner keine Erwähnung. In den Memoiren von Collé ist von Monsigny ein ganz unwahres Portrait; man behandelt diesen großen Compositeur, den ich von Kindheit an kannte, sehr unwürdig; er hatte so viel Tugend und Nedlichkeit, als Talente. Grimms Memoiren sind voll Geschichtchen seiner Erfindung. Er spricht von Versen voll Naivität, welche das Fräulein von Orleans bei einem Feste in Vercy an mich gemacht haben soll, führt eine unverschämte Antwort des Herrn von Schomberg an den Herzog von Orleans an, die jener seinem Charakter nach gar nicht geben konnte. Grimm behauptet auch, daß Herr von Tressan in einer akademischen Rede mich gelobt habe, was durchaus falsch ist u. s. w.

Ann. d. Verf.

gerte. Wir fuhren, Mademoiselle *), ihr jüngster Bruder, meine Nichte Henriette, und Pamela, in einer Kalesche auf ein nahe gelegenes Landhaus. Wir kamen — unglücklicher Weise an einem Fahrmarktstag — durch das Dorf Colombe; eine Menge Menschen aus den benachbarten Dörfern waren versammelt, das Volk drängte sich um unsern Wagen, und setzte sich in den Kopf, ich sey die Königin, die mit Madame (der Tochter des Königs) und dem Dauphin aus Paris entweichen wollte. Sie hielten die Kalesche an, ließen uns aussteigen und verhafteten unsere Leute und den Kutscher. Der Kommandant der Nationalgarde, Herr Baudry, ein sehr feiner, junger Mann, kam uns zu Hülfe; er redete das Volk an, konnte ihm aber seinen Irrthum nicht benehmen, doch erhielt er so viel, daß man ihm erlaubte, uns in sein ganz nahe gelegenes Haus zu führen, wo er versprach, uns bis zur völligen Aufklärung der Sache gefangen zu halten. Er brachte uns durch eine zahllose Menschenmasse dahin; unterwegs vernahmen wir eine Menge Stimmen mit wüthendem Ton „an die Laterne!“ rufen. Doch gelangten wir sicher in das Haus — jedoch nach einer Viertelstunde ward es von vier tausend Menschen umringt, welche es aufsprenkten und mit ungeheu-

*) Da von diesem Zeitpunkt an von dieser Zöglingin der Frau von Genlis sehr viel die Rede seyn wird, wollen wir der Kürze wegen ihr fortan den in der Bourbonischen Familie hergebrachten Titel: Mademoiselle geben, den die älteste Nichte des Königs immer führte. Anm. d. Uebers.

rem Getöse herein drangen. Herr Baudry versuchte eben so muthig als menschlich sie zu besänftigen; wir waren in dem Garten; da ich hörte, daß sie sich naheten, sagte ich meinen Jünglingen, sie sollten sogleich anfangen, mit mir Kämmerchen zu vermietthen (aux quatre coins) zu spielen. Gleich darauf stürmte ein furchtbarer Haufen Männer und Weiber in den Garten, waren aber sehr erstaunt, uns bei einem Kinderspiel zu überraschen. Wir unterbrachen es, ich ging ihnen sehr ruhig entgegen, sagte ihnen, ich sey die Frau eines ihrer Deputirten, und wolle einige Worte nach Paris schreiben, die sie durch einen eigenen Boten hinschicken möchten, um die Sache ins Klare zu bringen. Sie hörten mich zwar an, schrien aber nachher, das sey alles Lügen, ich wolle nach Paris schreiben, damit man mir Verstärkung schicke. Zum Schluß äußerten sie: wenn es Jemand wagte, nach Paris zu gehen, so würden sie ihn nach seiner Rückkehr an die Laterne befördern. Herr Baudry versuchte nochmals, aber vergeblich, sie zur Vernunft zu bringen. Während dieser Unterhandlung nahm ich eine Prise und hielt die Dose offen; indem ich eben vorschlug, man solle uns eine Wache von zehn bis zwölf Mann geben und bis den folgenden Tag in Ruhe lassen, nahm ein abscheulich schmutziger, widriger Mensch eine Prise aus meiner Dose — ich warf den übrigen Taback sogleich an den Boden und fuhr kaltblütig zu sprechen fort. Diese Handlung erstaunte sie, und brachte die beste Wirkung hervor. Viele sagten: wenn ich die Abtroginn sey, würde ich nicht so ruhig bleiben. Mitten in diesem Auftritt, wie der ganze Haufen

auf einmal sprach, näherte sich mir ein Mann und sagte mir ins Ohr: „Ich bin ein alter Waldschütze aus Sillery. Seyn Sie ruhig, ich gehe nach Paris.“ Diese Worte gossen mir Balsam in das Blut.

Endlich willigten die Bauern ein, sich hinweg zu begeben, ließen uns aber eine Wache von zwölf Mann, die uns, mit dem Bajonet auf dem Gewehr, allenthalben hinfolgen mußte. Der größte Theil dieses Volkshaufens war betrunken, er zerstreute sich in die Gassen, um das Haus, und machte uns die Flucht unmdglich. Um acht Uhr Abends kam der Maire des Dorfs, um mich zu verhören, und hatte, um mir Ehrfurcht einzusößen, seine dreifarbigte Scherpe angelegt *). Er forderte sehr ehrenfest die Auslieferung aller meiner mit mir geführten Papiere. Ich gab ihm einige Briefe; da er die Siegel genau besah, forderte ich ihn auf, sie zu öffnen; er antwortete rauh: er könne nicht lesen; gab sie mir aber nicht zurück. In dieser Lage brachten wir die ganze Nacht zu. Die uns umgebenden Bauern übernachteten in den Straßen und schlieffen ihren Kausch aus — auch waren sie beim Erwachen viel vernünftiger. Früh um fünf Uhr kam der ehemalige Waldschütz von Sillery aus Paris zurück, und brachte einen Munizipalitätsbefehl, uns freien Abzug zu gestatten. Der wackere Mensch war überzeugt gewe-

*) In dieser Scherpe bestand die Amtskleidung des Maires, er würde sie also, wenn er ein Hökerweib zu verhören gehabt hätte, eben so gut angelegt haben, wie zum Verhör der Frau von Genlis. Anm. d. Uebers.

sen, das Verbot, nach Paris zu gehen, werde am folgenden Morgen völlig vergessen seyn. Wirklich dachte man auch gar nicht mehr daran; man erkannte allgemein, daß ich die Königin nicht sey, man ging vom Unwillen zur Reue über, und eine Menge dieser Leute wollten uns nun im Triumph nach Paris zurück führen; das hätte den Journalen Stoff zu ungeheuerm Aufsehen gegeben! — Es bedurfte meiner ganzen Beredtsamkeit, um sie von dieser gefährlichen Ehrenbezeigung abzubringen; endlich gelang es aber, sie ließen uns abreisen und ich kam um halb sieben Uhr sehr ermüdet in Belle Chasse an. Dennoch ward ich, so sehr mich auch dieser Auftritt im Innern erschreckt hatte, nicht krank.

Bald darauf empfand ich den bittersten Schmerz, der dem Menschen auferlegt werden kann: ich verlor meine Mutter. Ich pflegte sie drei Tage und drei Nächte, ohne mich einen Augenblick niederzulegen, noch sie zu verlassen. Meine Zöglinge wollten aus eigener Bewegung ihren Leichenzug begleiten; sie liebten sie und theilten meinen Schmerz auf die rührendste Weise.

Die Herzogin von Orleans hatte mir Anfangs des Jahres 1789 einen emaillirten Ring mit der Inschrift gegeben: „Du weißt, wie du mich liebst, du kannst aber nicht wissen, wie du von mir geliebt bist.“ Nur der Anfangsbuchstabe jedes Wortes war in kleinen Diamanten auf dem Ringe zu sehen. Aus Dankbarkeit gab ich ihr ebenfalls einen emaillirten Ring, der ein Band mit einer Schleife vorstellte, und auf dem Theil des Bandes,

der den Finger umgab, las man die Worte: „Unmöglich zu lösen.“ *)

Zu derselben Zeit hatte ich allen möglichen Verdruß. Der Herzog von Orleans machte mir den allerbefremdendsten Vorschlag; er sagte mir: der Vicomte von Segür habe für Herrn Laclós, den Verfasser der Liaisons dangereuses (der gefährlichen Bekanntschaften), um die Stelle eines Sekretairs bei dem Herzog von Chartres gebeten. Nach einem augenblicklichen Stillschweigen sagte ich: wenn er diese Stelle einem solchen Menschen gäbe, würde ich gleich den darauf folgenden Tag die Erziehung seiner Kin-

*) Alle meine Zöglinge, meine Verwandten und Freunde, gaben mir ein Jedes einen Ring mit einer Devise. Die des Herzogs von Chartres (der damals siebenzehn Jahre alt war) hieß: „Was wäre ich ohne dich geworden?“ Diese viel zu bescheidene Devise rührte mich um so mehr, da er sie selbst erfunden, so wie Mademoiselle ihre, welche folgende war: „Kann ich irgend Etwas dem Glück, bei dir zu seyn, vorziehen?“ auf dem Ringe stand: *Adèle*, der Name, den sie in unserm vertraulichen Beisammenseyn führte, so wie der Herzog von Chartres den von Theodor. Der Herzog von Montpensier hatte gar artig: „Dich zu lieben ist meine Pflicht, dir zu gefallen meine Freude“ zur Devise gewählt. Sie stand auf schwarzem Email mit goldenen Buchstaben — das betrübte mich, und war eine Vorbedeutung! — Der Graf Beaujolois gab mir einen einfachen, von ihm selbst gedrehten Ring mit den Worten: „Ich bin dein Werk und gebe dir das meine.“ Die Devise der Herzoginn von Orleans ist aus den Briefen der Frau von Sevigné entlehnt.

der abgeben. Herr Laclos erhielt diese Stelle nicht. Allein der Herzog hatte ihn mehrere Male gesehen, er gefiel ihm, sie wurden vertraut, er zog ihn während der Revolution bei vielen wichtigen Gelegenheiten zu Rath — und man hat die Folgen dieses Vertrauens gesehen. Der Vicomte von Segur war so schamlos und unverständlich, daß er ausdrücklich nach Belle Chasse kam, um mit mir zu Gunsten des Herrn Laclos zu sprechen. Unter andern sagte er mir: Herr Laclos sey einer meiner größten Verehrer; und wenn ich reiflich nachdenken wolle, würde ich in seinem Roman eine sehr ernste Moral finden. Ich antwortete, ich hätte ihm so eben — was die Wahrheit war — zum ersten Mal gelesen, und fände ihn nicht allein der Grundsätze wegen abscheulich, hielt ihn aber auch in literarischer Rücksicht für eine schlechte Arbeit. Wirklich enthält er weder Erfindung, noch Charakter, noch neue oder getreue Darstellung der großen Welt *). Der scheußliche Charakter der Marquise ist nur roh und ekelhaft; es ist abgeschmackt, ihre Einbildungskraft zu loben, und ihr kein sinnreicheres Mittel, sich an ihrem Liebhaber zu rächen, erfinden zu lassen, als daß sie ihn zu sich kommen und von ihren Lakaien abpeitschen läßt.

*) Daß dieses traurige Buch, traurig durch seinen Inhalt, nicht durch seine Tendenz, von sehr berechtigten Richtern anders beurtheilt, daß es, so wie Figaros Hochzeit und einige andere gleichzeitige Schriften der französischen Literatur für kühne Vorboten der Revolution gehalten worden ist, bemerken wir beiläufig, um den Leser vor blindem Glauben an fremdes Urtheil zu bewahren.

Die traurige Veränderung in der Herzoginn von Orleans Gefinnungen gegen mich, nach zwanzig Jahren der zärtlichsten Freundschaft, ward endlich so auffallend, daß ich meinen Abschied zu nehmen beschloß. Diese Veränderung schrieb sich von der Zeit, wo Frau von Chastellur*) Wittwe geworden war, her; die Revolution vermehrte sie nur, oder diente ihr vielmehr zum Vorwande. Ich habe in meinem „Unterricht einer Erzieherinn“ den umständlichsten Bericht meines Benehmens unter diesen traurigen Umständen, gegeben. Dort wird man die ganze Reinheit meiner Absichten, die unerhörte Mühe, die ich mir gab, der Herzoginn die Liebe ihrer Kinder, ungeachtet aller Ungerechtigkeiten, die ich erfuhr, zu erhalten, kennen lernen. Hier will ich nur eine kurze Uebersicht davon geben. In meinem „Erziehungs=Tagebuche“ wollte ich, um meine Zöglinge darüber in Unwissenheit zu erhalten, diese Umstände nicht eintragen, sie hätten die Empfindung, welche ich für ihre tugendhafte Mutter in ihnen erhalten wollte, schwächen können. Sie haben von ihrem Betragen seit unserm Bruch nur so viel gewußt, als ich ihnen nicht zu verhehlen vermochte; das heißt: wovon sie selbst Zeugen waren. Bis zum Mai 1791 waren ihnen also alle Vorgänge unbekannt. Ich machte sie mit meiner Bemühung, die Herzoginn zur Erkenntniß zu

*) Diese Frau von Chastellur war die Irländerinn Miß Plunquet, mit welcher Frau von Genlis in Spaa, wie sie uns erzählt hat, eine so vertraute Freundschaft schloß.

bringen, und den deshalb gewechselten Briefen, von denen man hier die Abschrift lesen wird, gar nicht bekannt. Ich verbarg ihnen nicht allein die mißlungenenen Versuche, sondern um ihrer Mutter niederdrückende Ungerechtigkeit gegen mich in ihren Augen zu bemänteln, sagte ich ihnen tausendmal: ich habe mir ein Unrecht zu Schulden kommen lassen; ich habe die Schritte, welche sie hätten aufklären und zu mir zurückführen können, nicht gethan; ich liebe sie immer, weil ich überzeugt sey, daß nichts den Grund ihres Herzens zu verändern vermöge; allein ich besäße eine gewisse Starrheit des Charakters, die mir die Mittel, eine Wiederannäherung hervor zu bringen, zu gebrauchen verböte. — Endlich — wenn ein Freund sich von mir entferne, könne ich nur ingeheim seufzen, und wenn ich mich auch nicht abwendete, bliebe ich doch unbeweglich auf dem Platz, den man mir anwies. So milderte ich in ihren Augen ein Betragen, das in den meinen unerklärlich war. Das ist der einzige Kunstgriff, den ich bei meinen Zöglingen angewendet habe. Wenn ich aber, unerachtet des grausamen Vorurtheils, dessen Gegenstand ich war, die Tugenden ihrer Mutter gegen sie pries, die natürliche wohlwollende Güte ihres Charakters, erfüllte ich nur eine Pflicht, ich ließ nur der Wahrheit Recht widerfahren; ich sagte, was ich seit achtzehn Jahren bezeugen konnte, und was von jeher gewesen war. Man kann ein gefühlvolles tugendhaftes Herz erbittern und quälen, man kann ihm ungerechtes Mißtrauen beibringen, aber nicht es verhärten — nicht es ganz verändern. Eine Mutter von ihren Kindern entfernen zu wol-

len, ist ein sehr schwarzes Vorhaben, wenn diese Mutter aber die Herzoginn von Orleans ist, verdient es sogar ein abgeschmackter Einfall genannt zu werden.

Den 10. September 1790 schrieb ich dem Herzog von Orleans folgenden Brief: „Der traurige Augenblick, den ich seit länger als einem Jahre erwartete, ist endlich herbei gekommen. Ich bin durchaus gezwungen meine Entlassung zu fordern; man müsse denn innerhalb drei Tagen — was ich nicht erwarte — die mir gebührende Genugthuung geben. Sie wissen, wie die Sachen standen, Sie hatten sie vor Augen, Sie wissen ob ich sanftmüthig, geduldig, gemäßigt geblieben bin; allein man will mich zu einem Entschluß drängen, der mir das Herz zerreißt, und den ich nothgedrungen doch werde nehmen müssen. Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß die Herzoginn von Orleans vor einigen Tagen gegen ihre Gewohnheit Nachmittags, bei Mademoiselle gewesen ist. Nach ein paar Minuten hat sie in Jungfer Riems Gegenwart gefragt, wo ihre Söhne wären, sie wolle sie sehen. Mademoiselle antwortete: sie wären wie gewöhnlich in dieser Stunde bei mir. „Dann will ich sie nicht sehen“ war der Herzoginn Rede. Das ist, dünkt mir sehr klar, und laut in Gegenwart einer Kammerfrau gesagt . . . Dennoch war ich entschlossen, Ihnen nichts davon und von vielen andern Dingen zu sagen; allein Sie wissen, daß die Herzoginn vor der ganzen Akademie (so nannten wir unsern Unterricht im Zeichnen) zu ihren Kindern gesagt hat: sie erwarte sie Sonntags zur Mittags-Tafel. *) Heute früh um halb

*) Es war eingeführt daß die Kinder, sobald wir vom Lande

eils, als ich erwachte, kam Madmoiselle, warf sich weinend in meine Arme und sagte: ihre Frau Mutter sey um neun Uhr bei ihr gewesen, um ihr zu sagen, daß sehr triftige Gründe sie verhinderten, sie bei sich zu sehen. Sie könne ihr die Ursachen nicht sagen, denn sie habe ihr Vertrauen nicht verdient; allein sie hoffe diese Hindernisse werden bald gehoben seyn, und dann würde sie es ihr erklären. — Diese Reden wurden mit verschiedenen Fragen begleitet, als: „Ist es denn wirklich wahr, daß du Frau von Sillery so sehr liebst?“ — „Ich müßte ja, sagte Mademoiselle sehr undankbar seyn, wenn ich sie nicht von Herzen liebte.“ Der Herzog von Chartres und sein Bruder, haben einen ähnlichen Auftritt mit ihr gehabt. Aus diesem allen folgt, daß es Ihren Kindern jetzt ganz erwiesen ist, daß ihre Mutter mich verabscheut, und das Vertrauen, welches Sie mir erzeigt haben und welches sie selbst in mich setzte, öffentlich mißbilligt; daß Sie also nicht mehr in Uebereinstimmung mit ihr handeln, also über Meinungen und Empfindungen im Zwiespalt sind. Rechnen Sie dazu, daß Ihre Kinder die Herzoginn nur auf Minuten sehen, daß sie sehr kalt von ihr behandelt werden, daß sie hingegen wahrnehmen, daß ich ihnen völlig geweiht bin, und daß sie denken, so viele Sorgfalt sollte einer Mutter Dankbarkeit einflößen. Uebrigens habe ich gegen sie, trotz der Behandlung die ich erfahren, und

in die Stadt zogen, alle Sonntage bei ihrer Mutter speis-
ten. Bald gingen sie allein dahin, bald geschah es in mei-
ner Begleitung. A. d. Verf.

von der sie Zeuge gewesen sind, nur die Tugenden ihrer Mutter gerühmt, und sie auf alle Weise ermahnt dieselbe zu lieben. Sie werden mir nimmermehr Unrecht geben, und dieses Betragen kann unmdglich eine andre Wirkung haben als sie tief zu erbittern. *) Ich kann unter den vorliegenden Umständen meine Stelle nicht mehr mit Ehren behaupten; mein unwiderruflich gefaßter Entschluß ist folgender: haben Sie die Güte die Herzoginn zu bewegen, daß sie mir innerhalb dreier Tage die Befugniß gebe ihren Kindern zu sagen: ich habe ihr im Palais Royal, oder auf andre Weise eine Erklärung abgefordert; man habe mich bei ihr anfeinden wollen, ich habe mich aber gänzlich gerechtfertigt, und sie mir ihr ganzes Vertrauen

*) Meine Zöglinge hatten diesen Brief, der nur für den Herzog von Orleans geschrieben war, nicht gelesen. Bei dem Verlangen mein Gesuch gewährt zu sehen, vergrößerte ich meine Furcht vor dieser Wirkung oder vielmehr, ich dachte nicht daran meine Ausdrücke zu wägen und zu wählen. Im Grunde habe ich nie geglaubt, daß gutgeborne Kinder sich gegen eine Mutter deshalb könnten erbittern lassen, weil sie ihrer Erzieherinn ihr Zutrauen entzöge. Auch hatten meine Zöglinge ganz die ihnen geziemende Empfindung, das heißt: gegen ihren Vater die vollkommenste Unterwerfung, und gegen ihre Mutter eine unwandelbare Ehrfurcht und Liebe; für das was ich für sie gethan hatte, die lebhafteste Dankbarkeit, und Unwillen gegen die Person, welche den plötzlichen Einfluß den sie auf ihre Mutter gewonnen hatte, auf eine so verhasste Weise mißbrauchte.

zurückgegeben. Diesem muß aber ein anständiges Betragen gegen mich folgen, sie muß des Abends wie gewöhnlich hierher kommen u. s. w. In diesem Fall will ich bleiben, ich will alles vergessen, und es wird mir ganz und gar nicht schwer werden, ihr alle mögliche Beweise von Ehrfurcht und Anhänglichkeit zu geben; denn ungeachtet aller ihrer Ungerechtigkeiten gegen mich, die ihr von böshaftern Leuten ihre so leicht anzuregende Gemüthsart mißbrauchend, eingeflößt sind, werde ich ihrer Tugend, ihrer angeborenen Herzensgüte immer Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ein Betragen, dessen Folgen sie nicht übersieht, gern entschuldigen. Ich beschwöre Sie, die Bewilligung meiner Forderungen ohne Aufschub zu erhalten — ist das aber nicht thunlich, meine Entlassung anzunehmen. Ich kann — und das habe ich bewiesen — für Ihre Kinder alles thun; nur nicht mich herabwürdigen — und das würde, wenn ich bei dem jetzigen Zustand der Dinge ausharrte, der Fall seyn. Belle Chasse, Freitag 10. März 1790.

Man sieht wie ich zu dem Herzog von Orleans von der Herzoginn in einem Augenblick sprach, wo ich über eine lange Reihe übler Behandlungen um so erbitterter war, da mir die Herzoginn nie die geringste Erklärung zugestanden hatte. Welches Unrechts man auch eine Person verdächtigen kann, der man während neunzehn Jahren die rührendsten Beweise von Zutrauen und inniger Freundschaft gegeben, sollte man sie doch auf das genaueste von dem Unrecht, welches man ihr vorwirft, unterrichten, sie nicht ungehört verurtheilen. Der Herzog von Orleans wollte meine Entlassung nicht annehmen, sondern ver-

sprach binnen wenigen Tagen meinen Forderungen zu willfahren. Mademoiselle die so oft Zeuginn meiner peinlichen Verhältnisse war, hatte schon lange gefürchtet, daß ich mich zurückziehen würde. Da sie mich nun jetzt sehr beunruhigt und traurig sah, errieth sie meine Absicht; sie glaubte aber es mir verbergen zu müssen, und das versetzte sie in einen so schrecklichen Zustand, daß sie eines Tags in dem Garten von Belle Chasse in Ohnmacht fiel; die Personen, die sich um sie befanden, brachten sie besinnungslos in ihr Zimmer, ich eilte herbei und fand sie in den fürchterlichsten Convulsionen. Als sie die Augen wieder öffnete und mich erblickte, zerfloß sie in Thränen. Dieser Augenblick, der sich nie aus meinem Gedächtniß verwischen wird, führte eine Erklärung herbei, in deren Folge ich ihr feierlich versprach, ihre Erziehung zu vollenden, das heißt: sie nicht freiwillig zu verlassen, also meine Verabschiedung nicht zu fordern. Diese von neuem übernommene Verbindlichkeit machte es mir um so wünschenswerther, die Gunst der Herzoginn wieder zu gewinnen. Da ich von Natur einen außerordentlichen Widerwillen zu klagen hatte, so war dem Herzog von Orleans meine Lage nur sehr wenig bekannt, und wenn ich davon sprach, hatte ich es mit so viel Sanftmuth gethan, daß er mich gar nicht für erbittert halten konnte. Er hatte mir gesagt, daß seine Gemahlinn weit entfernt sey, eine gleiche Mäßigung zu zeigen; ihren neuen Freunden war es gelungen, ihren Karakter gänzlich umzuwandeln; allein es war ihr durchaus unmöglich, eine Thatsache gegen mich anzuführen, noch zu dem plötzlichen heftigen Widerwillen, den sie gegen mich gefaßt hatte, eine

be-

bestimmte Ursache zu nennen. Der Herzog, sowie ich selbst, vermuthete freilich, daß die neue Constitution der Hauptgrund des Hasses dieser neuen Freunde gegen mich sey, da ich aber in dieser Absicht nur seine Meinung theilte, glaubte er nicht, daß sie sich unterstehen würden, ihn je öffentlich zu äußern, noch hoffen, ein Vater werde seine Kinder jemalen in Meinungen die seinem Schwur, dem des Königs und den eingeführten Gesezen ganz zuwider waren, erziehen lassen. Diesen Betrachtungen zu Folge zweifelte der Herzog nicht, seine Gemahlinn werde endlich zu gemäßigtern, vernünftigeren Ansichten zurückkommen. Um dazu behülflich zu seyn hielt er sich, ihrer Tugenden, und ihrer, bis zur Revolution ihm erzeugten und oft erprobten Zuneigung wegen, verpflichtet, ehe er sein Ansehen geltend mache, die größte Nachsicht und zärtlichste Freundschaft anzuwenden; der Herzog war schuldig, diese Pflicht der Dankbarkeit gegen sie zu üben, und er hat es in vollem Maaße gethan. Wäre die Herzoginn sich selbst überlassen gewesen, würde seine Sanftmuth sie ohne Zweifel gewonnen haben: allein ihre Rathgeberinn sah in diesem Betragen nichts als Gleichgültigkeit und Schwäche, und ihre Keckheit nahm dadurch zu.

Ich benachrichtigte den Herzog von Orleans indessen von der Verbindlichkeit, die ich gegen Mademoiselle eingegangen sey. Zugleich sagte ich ihm, ich wünsche die Herzoginn damit bekannt zu machen, und diesen Anlaß zu einer Verständigung mit ihr zu benutzen. Bei dieser Gelegenheit schrieb ich folgenden Brief. Ich las ihn dem Herzog vor, er übernahm, ihr denselben zu über-



geben, und sie zu vermögen, daß sie ihn in seiner Gegenwart, eben so wie einige Stellen meines Erziehungs-Journals, das ich ihm zu dem Zweck anvertraute, lese. Das ward alles ausgeführt — die Folgen werden wir sehen.

„Ich bitte, gnädige Frau, mich ohne Vorurtheil, mit der Ihnen eignen Gerechtigkeits-Liebe anzuhören, und mich nach Thatsachen zu beurtheilen. Ich habe die Erziehung Ihrer Kinder übernommen, weil Sie und der Herzog es dringend wünschten. Ihre Königl. Hoheit erinnern sich ohne Zweifel, und ich habe mehr wie fünfzig Briefe, welche es bezeugen, daß mich Ihre K. H. bis zum lezt verfloßnen Oktober mit der zärtlichsten Freundschaft beehrt, daß Sie sich glücklich schätzten, Ihre Kinder in meinen Händen zu wissen, daß Sie über allen Ausdruck dankbar waren, wegen der Sorgfalt die ich ihnen widmete, der Erziehung die ich ihnen gab. Ich führe, gnädige Frau, Ihre eigene Worte an, die fast in allen Ihren Briefen wiederholt sind, und darf sagen, daß ich diese Empfindungen verdiente. Mademoiselle ist nun beinahe zwölf Jahre in meinen Händen; meine Pflicht verband mich durchaus nicht, ihr Unterricht zu geben, und ich habe mit einem Eifer, dessen kein Lehrer fähig ist, es gethan. Auch kann man ohne Uebertreibung sagen, daß sie auf der Harfe für ihr Alter ein Wunderwerk ist; ein Talent, das sie mir allein zu verdanken hat, denn der Kammerdiener, der sie ihre Lektionen wiederholen läßt, ist zwar musikalisch, versteht aber das Harfenspiel so wenig, daß er sie nicht einmal zu stimmen im Stande ist, Mademoiselle hat andre angenehme Talente, und ich glaube nicht, daß es im drei-

zehnten Jahre eine gebildetere, liebenswürdigere interessantere Person giebt. Rückfichtlich Ihrer Schwägerin, gnädige Frau, ist es Ihnen bekannt, daß ich sie einzig übernommen habe, um Ihnen und Ihrem Gemahl meine unumschränkte Anhänglichkeit zu erweisen; obschon damals meine Tochter unverorgt und ich in einer sehr beschränkten Lage war, lehnte ich doch allen Gehalt ab; die Erziehung, die ich ihnen gegeben habe, ist allgemein und von meinen Feinden selbst gelobt worden, und bis vor einem Jahr schienen Ihre R. H. selbst davon aufs höchste befriedigt. Ich nehme mir deshalb die Freiheit zu fragen, wie es möglich ist, daß Sie so plötzlich eine eilfjährige Zufriedenheit und das Recht, welches eine lange Reihe von Jahren, welches Uneigennützigkeit, Sorgfalt, Opfer und Gelingen mir auf Ihr Herz geben mußten, haben vergessen können? Was that ich seit eilf Monaten, das in dem Herzen einer guten Mutter die eilfjährige Hingebung gegen ihre Kinder aufwiegen kann? Können Sie glauben, daß ich nur einen Augenblick vernachlässigte, die Liebe Ihrer Kinder gegen Sie anzufeuern und zu steigern? Dieser Gedanke wäre ungeheuer, und also einer Seele, wie der Ihren, unwürdig. Und wäre ich einer solchen Abscheulichkeit fähig, wäre ich eben so abgeschmackt als schlecht. Welchen Vortheil, gnädige Frau, kann ich denn bei Ihren Kindern suchen? Der meines Vermögens, meines Ehrgeizes, ist es nicht. — Die Freundschaft war ehemals mein einziger Beweggrund, und seitdem hat mich einzig der Wunsch, das Muster einer vollendet guten Erziehung aufzustellen, bei meiner Arbeit unterstützen können.

Mein einziger Vortheil beruht darauf, aus Ihren Kindern vortreffliche Menschen zu bilden, deshalb mußte ich eifrig wünschen, daß Sie mit der innigsten Zärtlichkeit von ihnen geliebt werden, aber keineswegs daß ihre Liebe zu mir es ihnen unmöglich mache, mich je zu entbehren. Von dem ersten Augenblicke wie ich sie übernahm, bis jetzt, habe ich stets die Idee, als ob ich stets bei ihnen bleiben werde, von ihnen fern zu halten gesucht; Sie sind selbst oftmals Zeuge davon gewesen; oft sagte ich in Ihrer Gegenwart: so bald mein Erziehungs-Geschäft zu Ende sey, würden unsre Verhältnisse gänzlich aufhören, ich würde Paris und die Gesellschaft gänzlich und auf immer verlassen, und dieser Gedanke, dieser Entschluß ist um so bestimmter, da ich ihn seit zwölf Jahren im Herzen hege. *) Warum also, gnädige Frau, sollte ich sie von Ihnen zu entfernen suchen? Um allein über sie zu walten? Ich habe niemals über Andre geherrscht, nicht einmal über meine eigene Kinder; aus tausend Ursachen, besonders

*) Ich wußte wohl, daß es kein besseres Mittel gebe, ihre Liebe für mich zu vermehren, als wenn ich sie, immer bei ihnen zu bleiben, überredete; allein ich wollte, daß sie ihre Eltern mehr lieben sollten, als mich; ich dachte in diesem Stücke nicht wie ein weit geschickterer Erzieher, J. J. Rousseau, welcher sagt: „Emil soll seine Eltern ehren, aber gehorchen soll er nur mir, dieses ist meine erste, einzige Bedingung, folgende ist nur deren Folge: man wird uns nie ohne unsre beiderseitige Einwilligung von einander trennen. Diese Clausel ist wesentlich; ich wünsche sogar: der Erzieher und der Zögling sähen sich als unzertrennlich an, ihr

weil das Herrschen Mühe, Beflissenheit, Biegsamkeit erfordert — Eigenschaften, die meinem Karakter und Geschmacke ganz fremd sind. Außerdem wiederhole ich, daß ich, sobald ich meine Freiheit gewonnen habe, keinen Augenblick in der großen Welt verweilen werde; ich kann also nicht nach zwei entgegengesetzten Dingen streben: Ihre Kinder zu beherrschen, und mich unwiderruflich von ihnen trennen zu wollen.

Wollte ich nun aber bei ihnen bleiben und meinen Einfluß über sie behalten, warum sollte ich sie deshalb zu schlechten Söhnen bilden? Weit entfernt zur bessern Begründung meiner Herrschaft, ihnen Geist und Herz zu verderben, könnte ich ihr keine bessere Dauer geben, als indem ich alle Mühe anwendete, sie rechtlich, gut und tugendhaft zu machen. Sie werden sich erinnern, gnädige Frau, daß ich Sie, in der Zeit wo ich das Glück hatte Ihres Umgangs zu genießen und Ihnen zu gefallen, oft dringend bat, an der Erziehung von Mademoiselle einigen Antheil zu nehmen, denn ich hatte bemerkt, daß die leb-

ganzes Schicksal würde zwischen ihnen für gemeinschaftlich gehalten; bleibt ihre Trennung möglich, so sehen sie den Moment wo sie einander fremd werden sollen vor Augen, und sie sind es dann schon; ein Jeder macht sich sein eigenes kleines System, und sie bleiben nur ungern vereinigt u. s. w.“

Diese Ansichten sind richtig, weil ich aber nicht die erste Stelle in meiner Zöglinge Herzen einnehmen wollte, bin ich ihnen nicht gefolgt; ich wollte die lebhafteste Zärtlichkeit nicht steigern, die ein gut gebornes Kind natürlicher Weise für den empfinden muß, der ihm alle Sorgfalt geweiht hat.

Anm. des Verf.

hafte Dankbarkeit dieser Prinzessin gegen mich, besonders auf die Sorgfalt, welche ich ihr weihe, und den Unterricht, den ich ihr gebe, gegründet sey. Dieser Vorschlag beweist unbestreitbar, wie sehr ich es mir angelegen seyn ließ, jedes mögliche Mittel, Mademoiselle Ihnen näher zu bringen, zu benutzen. — Doch es ist — Gott sey Dank — noch ein überzeugenderer Beweis von meinem immer regen Verlangen, Ihrer K. H. die Liebe Ihrer Kinder zu erhalten, als alle diese Thatsachen, vorhanden, — ein geometrischer Beweis: das Tagebuch, welches ich über Ihre Kinder halte, und welches sie jeden Abend lesen. Wie glücklich wär' ich gewesen, wenn auch Sie es hätten lesen wollen! Ich hätte dann nie das Unglück gehabt, Ihre Liebe zu verlieren! Daß Sie, gnädige Frau, mir in Mademoiselle's Gegenwart, es zu lesen abschlugen, ist eines der lebhaftesten Kimmernisse, die Sie mir verursacht haben. Hier ist dieses Tagebuch; haben Sie die Gnade es durchzugehen! Sie werden auf jeder Seite sehen, wie sehr ich wünsche, daß Ihre Kinder Sie anbeten mögen, daß ich darin unaufhörlich von Ihrer Zärtlichkeit für sie spreche, von Ihren himmlischen Tugenden, von der Liebe, dem unbegrenzten Vertrauen, das sie Ihnen schuldig sind. Dieses ist stets meine Sprache, und sie hat sich seit einem Jahr ungeachtet der befremdlichen Behandlung, die ich erfahren habe, nicht verändert. Ihre K. H. werden auch in diesen Blättern sehen, daß ich nicht versäumte, ihnen für ihren Großvater, den Herzog von Penthièvre, die zärtlichsten Empfindungen einzusflößen — ja ich habe ihnen sogar Wohlwollen gegen solche Personen beizubringen gesucht,

die ich nicht verpflichtet war zu achten, weil sie sich schwarzer Undankbarkeit gegen mich schuldig gemacht haben, z. B. Madame Desrois. — Ich belehre sie aber nicht nach meinen persönlichen Empfindungen, sondern nach denen, die sie sich, da ich nur den Zweck sie tugendhaft zu machen, vor Augen habe, zu eigen machen sollen. Ich bitte Ihre K. H. sich einen Augenblick an meinen Platz zu setzen! Was ist nach zwölfjähriger Arbeit, Opfern, unerbörter Mühe, mein Lohn? Ein vorwurffreies Gewissen, die gelungene Ausbildung Ihrer Kinder, ihre, des Herzogs von Orleans lebhafteste Dankbarkeit, und der allgemeine Beifall. Kann ich aber zufrieden seyn, wenn ich die einzige wünschenswerthe Vergeltung, für die keine andere mich entschädigen kann, entbehre: die, mein Betragen von Ihnen, gnädige Frau, gewürdigt zu sehen? Doch was gewürdigt! Sie mißbilligen es laut in Gegenwart Ihrer Kinder — sie sehen — das Gefährlichste, Nachtheiligste für Kinder, — sie sehen deutlich, daß ihre beide Eltern rücksichtlich ihrer nicht gleicher Meinung sind, daß sie nicht mehr in Uebereinstimmung handeln, daß der Eine dem Beifall giebt, was der Andre offenbar verwirft. — Kurz, sie sehen, gnädige Frau, daß die Person die ihnen seit zehn Jahren ihr Leben geweiht hat, die Sie bis im October vorigen Jahrs mit Ihrer Freundschaft, Ihrem Vertrauen beehrt haben, plötzlich der Gegenstand Ihrer auffallendsten Ungnade geworden ist. Ihre Kinder sind sich bewußt, daß ich stets Alles anwendete um ihre kindliche Liebe zu erhöhen, und nehmen nun wahr, daß Sie ihren Besuch nicht mehr dulden wollen, weil ich sie begleite! Alle bei ihrer

Erziehung beschäftigte Personen sind Zeugen, daß Sie mich seit sechs Monaten nicht mehr sehen wollen. — Ein solches Betragen, welches noch dazu dem des Herzogs von Orleans so entgegengesetzt ist, sollte mich ja in ihren Augen anklagen, man sollte glauben, daß Ihre K. H. eine alte Freundin und die Erzieherinn Ihrer Kinder nicht also behandeln würde, wenn sie sich nicht der wichtigsten, erwiesensten, abscheulichsten Vergehen schuldig gemacht hätte, besonders wenn diese Personen sehen, daß ich eine solche Behandlung erdulde, und meine Entlassung nicht fordre. Jede Andre an meiner Stelle würde sie schon vor acht Monaten eingegeben haben, Herr von Sillery wünschte es sehr, wir sind in einer Lage, und wir leben in einer Zeit, wo man der Freiheit großen Werth beilegen kann; allein ich konnte meine Entlassung nicht in einem Augenblick fordern, wo der Herzog von Orleans verfolgt ward, wo das Palais Royal täglich an Glanz verlor, wo die Verläumdung, deren Ziel der Herzog war, die Bande, welche mich an ihn und sein Haus fesseln, noch fester knüpfte. Man hätte meinen Rücktritt nur für eine ehrlose Feigheit gehalten. Ich — mußte dulden und bleiben, und ich habe es gethan. Außerdem schmeichelte ich mir immer, Ihre K. H. würden die Gnade haben, mich mit meinem Unrecht, was nur ungegründet seyn kann, bekannt zu machen, oder mir Ihre Gewogenheit wieder zu schenken. Ich hoffte die Rückkehr des Herzogs von Orleans würde diese grausame Wolken zerstreuen; wie ich bei seiner Ankunft Ihre K. H. zum erstenmal wieder sah, überließ ich mich meiner Empfindung; mich Ihnen nahend

war ich so frei, Sie zu umarmen; Sie empfingen mich mit lebhafter Nührung, ich sah ihre Thränen fließen, die meinen mischten sich mit ihnen, mein Herz wünschte keine andre Erklärung, ich glaubte, daß alles vorüber sey. Diese süße Täuschung dauerte einige Tage, Ihre K. H. begegneten mir viel weniger übel, Sie kamen sogar zweimal in mein Zimmer, und dann plözlich, ohne irgend eine neue Veranlassung, ohne eine merkliche Ursache, brachen Sie ganz und auf die auffallendste Weise.

„Ich konnte mich unmdglich länger täuschen, ich sah endlich, daß Ihre K. H. entschlossen sind, mich zur Forderung meiner Entlassung zu zwingen. Nach tausend Kämpfen, nach den fürchterlichsten Leiden entschloß ich mich einen Augenblick lang, sobald der verläumderische Prozeß, welcher gegen den Herzog von Orleans begonnen war, geendigt seyn würde, diesen Schritt zu thun. Mit unaussprechlichem Schmerz sah ich voraus, daß diese ersten Augenblicke für Ihre Kinder, und besonders für Mademoiselle, die mich gänzlich verlor, furchtbar seyn würde; allein ich wollte Ihnen, gnädige Frau, diesen Beweis meiner Ehrerbietung für Ihren Willen geben; ich machte den Herzog von Orleans mit meiner Absicht bekannt, und der Schmerz, den er mir blicken ließ, konnte den meinen nur vermehren. Mademoiselle, die schon lange wegen meiner Lage unruhig und leidend war, errieth oder muthmaßte doch, wegen der Bekümmerniß, in der sie mich sah, mein Vorhaben — denn mitgetheilt habe ich es ihr nie. Sie verbarg mir ihren Verdacht, allein als sie an demselben Tag mit Jungfer Niem in dem Garten war, bekam sie

eine Ohnmacht; man trug sie in den Salon, ich eilte zu ihr und fand sie in einem furchtbaren Zustand von Schluchzen und Convulsionen. Sie sagte „sie sey in Verzweiflung, es werde ihr den Tod bringen.“ Das waren ihre Worte. Ich schickte ihre Bedienung fort, und nun erklärte sie mir ihre Furcht — allein mit einem so ungestümen Schmerz, so ungemäßigter Verzweiflung, wie ich in ihrem Alter nie ein Beispiel sah. In diesem Augenblick mußte ich nur darauf denken, sie zu beruhigen, zu besänftigen. Ich versicherte sie, daß die sie ängstigenden Wolken sich bald zerstreuen würden, daß sie die tugendhafteste Mutter, den besten Vater habe, daß sie alle ihr Vertrauen, alle Hoffnung ihres Lebensglücks in sie setzen, besonders aber allem, was ihr Wille beschliesse, sich ohne Widerrede fügen solle. Wenn es auch geschienen, als ob ihre Eltern einen Augenblick verschiedene Ansichten gehabt hätten, so sey das ein bloßes Mißverständniß gewesen; ihre lebhafteste Zärtlichkeit für ihr liebes, liebenswürdiges Kind, müsse dessen Besorgnisse gänzlich heben — was aber mich anbeträfe, so verspreche ich ihr, nie meine Freiheit dem Glück, ihre Erziehung zu vollenden, vorziehen zu wollen und meine Entlassung nie zu fordern. Auf diese Weise brachte ich Ruhe in das gefühlvollste, dankbarste Herz, welches je die Natur gebildet hat. Diese Umstände, welche ich unverzüglich dem Herzog, Ihrem Gemahl gemeldet hatte, mußte seine Zärtlichkeit für dieses unvergleichliche Kind, wenn es möglich war, noch vermehren. Was kann er, was können Sie, gnädige Frau, von einer solchen Seele erwarten! Es ist mir demnach unmöglich, meine Entlas-

sung zu fordern, da ich überzeugt bin, daß die zarte Gesundheit von Mademoiselle einem solchen Schmerz nicht widerstehen würde. Nicht als glaubte ich, sie könne meiner nie entbehren — das wäre eine Thorheit, eine Abgeschmacktheit; ich habe es ihr tausendmal gesagt; so bald sie meiner Pflege nicht mehr bedürfe, also in drei oder vier Jahren, werde ich der großen Welt unwiderruflich entsagen. Allein welcher ein Unterschied ist es für sie, mich erst dann, wenn ihre Erziehung vollendet ist, scheiden zu sehen, wenn ich, glücklich mein Geschäft beendigt zu haben, sie Ihrer K. H. Arme übergebe, und Sie für Alles, was ich für Mutter und Kind that, Ihren Beifall ausdrücken höre — oder wenn ich gezwungen, vor beendigter Erziehung mich zurück zu ziehen, mich ihr zu entreißen mit den öffentlichen Beweisen Ihrer Unzufriedenheit, Ihrer Ungnade bedeckt, sie verlassen muß. Bedenken Sie auch außerdem, gnädige Frau, daß Mademoiselle in ihrem vierzehnten Jahre ist, daß sie einen, für alle junge Mädchen gefährlichen Zeitpunkt antritt, der für sie wegen ihrer großen Zartheit und Empfindsamkeit entscheidender, als bei vielen Andern ist. In diesem Zeitpunkt sind heftige Erschütterungen und Kummer höchst gefährlich. Lassen Sie ihr meine Pflege bis sie ausgebildet ist! bis ihre Gesundheit Sie nicht mehr beunruhigen kann. Ich habe vergeblich zu errathen gesucht, warum Ihre K. H. mir dieses Kind, das sie mir so freudig anvertrauten, entreißen wollen. Bis zum letzten Monat Oktober schienen Höchst dieselben mit der Erziehung, die ich ihr gab, immer sehr zufrieden; ich habe seitdem weder meinen Plan noch mein Betragen geändert; Sie

aber, gnädige Frau, haben aufgehört, dem Gang der Erziehung zu folgen, zu meinem Unglücke haben Sie dieselbe also nicht mehr beurtheilen können. Hat man mich in dieser Rücksicht bei Ihnen angeschwärzt? wer vermochte das? Keine der, Ihre K. H. umgebenden Personen, kommt zu mir, keine kann also darüber richten. Man versichert mich, Frau v. Chastellux sey meine Feindinn, sie zerreiße mich unbarmherzig; warum? Ich habe ihr viele Dienste geleistet, ich habe viele Briefe von ihr, und eben so viele von ihrem Mann, in denen sie von ihrer zärtlichen, ihrer innigen Freundschaft sprechen, die sie mir schuldig sind und zeitlebens mir weihen wollen. Ich habe ihr bei Ihnen, gnädige Frau, und bei dem Herzog von Orleans Dienste geleistet; habe mir, indem ich sie im Anfang ihrer Heirath mit Wärme und Beharrlichkeit in der Gesellschaft vertheidigte, Feinde gemacht, habe sie damals, als wenn sie meine Tochter wäre, zu Frau von Necker, die sehr wider sie eingenommen war, geführt, zu meiner Tante, zu meiner Tochter — gegen meinen Geschmack habe ich alle Besuche, die ihr nützlich seyn konnten, mit ihr gemacht, habe ungeachtet meiner dringenden Geschäfte alle Aufträge und Einkäufe bei Anlaß ihrer Heirath übernommen, habe meinen Bruder vermocht, den Herzog, Ihren Gemahl zum Darlehn eines Capitals zu bereden, das Herrn von Chastellux im Stand setzte, seine Angelegenheiten zu ordnen; ich habe ihr eine Wohnung, über welche ich verfügen konnte, angeboten — ich habe mich endlich gefreut, als ich wahrnahm, daß Frau von Chastellux Ihre Freundschaft gewann. Nie habe ich ihrer gegen

Ihre K. H. erwähnt, als um sie zu loben — dieses sind unbestreitbare Thatfachen — und Frau von Chastellux sollte mich bei Ihnen verläumden wollen? Allein bei der Rechtsschaffenheit und dem Edelmuth Ihrer Seele, darf ich hoffen, daß ein augenblickliches Nachdenken Sie überzeugen wird, daß Frau von Chastellux, wenn sie mich haßt und verläumdet, sehr ungerecht ist, und daß ihr unbilliges Urtheil über mich, da sie mein Thun gar nicht kennt, nicht das geringste Gewicht haben kann. Ihre K. H. haben tausendmal die Güte gehabt zu sagen: ich habe das beste Herz von der Welt; ich sey keines Grobtes fähig — und ich darf sagen, nichts ist wahrer. Befehlen Sie, gnädige Frau, daß ich Frau von Chastellux das Böse, was sie an mir gethan hat, vergeben soll? — Nichts soll mir für Sie zu schwer seyn; ich will es thun, und habe ich es einmal versprochen, so können Sie darauf zählen; ich werde es aus Herzensgrund vergessen. Was wünschen Sie mehr, gnädige Frau? Sprechen Sie! um bei Mademoiselle zu bleiben, um Ihre Gunst zu erhalten, wird mir alles möglich seyn. Wünschen Sie, daß Mademoiselle bei Ihnen wohne? Ihr K. H. hat diesen Wunsch nie geäußert, im Gegentheil haben Sie immer eingesehen, daß die Zerstreungen des Palais Royal ihrer Erziehung schädlich wären; daß die gute Luft, der schöne Garten von Belle Chasse ihrer Gesundheit sehr heilsam sey. Haben Sie aber, gnädige Frau, Ihre Ansicht geändert, so gebe ich Ihnen nach, ich ziehe in das Palais Royal; mein Unterkommen muß Sie nicht in Verlegenheit setzen, ich werde mich mit einem einzigen Zimmer, mit einem Kabinet, mit

allem, was Sie wollen, begnügen. Haben Sie nur die Gnade sich zu erklären, einzusehen, daß die Sachen nicht bestehen können, wie sie jetzt sind; würdigen Sie mich der Gerechtigkeit, die — ich darf es sagen — die Sie mir für meine grenzenlose Hingabe und Anhänglichkeit schuldig sind. Meine Zärtlichkeit für Mademoiselle macht es mir unmdglich, meine Entlassung zu suchen; sie muß mir gegeben, sie muß mir abgefordert werden. Da man mir aber rücksichtlich der Erziehung meiner Zöglinge keinen einzigen begründeten Vorwurf machen kann, so versichert mich meine Kenntniß von Ihrer K. H. Karakter, daß Sie mir nach dieser Erklärung Ihr ganzes Wohlwollen, mein ganzes Glück wiedergeben werden. O gnädige Frau, hören Sie niemanden als Ihr eigenes Herz, Ihre eigenen Einsichten, dann werde ich, noch heute Abend, ganz glücklich seyn. Folgen Sie nach Lesung dieses Briefs Ihrem eigenen Antrieb; er wird gütig, gerecht seyn, er wird Sie nach Belle Chasse führen, Sie werden ein Herz, das Ihnen auf immer mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit ergeben ist, trösten; Sie werden das Kind, das sich in so zarter Jugend schon so gefühlvoll bewiesen, so dankbar gezeigt hat, in Ihre Arme schließen, und es wird durch seine Zärtlichkeit, seine Tugend, das Glück Ihres Lebens machen. — O wie viel könnte ich noch hinzusetzen! Um Gottes willen, gnädige Frau, um Ihrer Kinder willen, kommen Sie mit dem Herzog! Kommen Sie, mich anzuhören, mir Rechte wieder zu geben, die ich nie hätte verlieren sollen! Ich werde diese verdiente Rückkehr mit der Freude, der Empfindung, der Dankbarkeit aufnehmen, welche nur die groß-

müthigste Verzeihung zu gewinnen vermöchte. 3. Oktober 1790.“

Der Herzog brachte, wie ich schon gesagt habe, diesen Brief nebst meinem Tagebuch seiner Gemahlinn; sie las ihn, war keineswegs gerührt, und weigerte eigensinnig, auch nur einen einzigen Artikel des Journals zu lesen. Da es ihr nun aber unmdglich war, eine einzige Ursache anzuführen, da der Herzog in sie drang, ihm, ehe sie Zeit hatte, sich mit Frau von Chastellux zu bereden, eine Antwort zu geben, legte sie feierlich folgendes Versprechen ab. Sie wolle mir fortan geziemend begegnen; mich zuweilen besuchen; ihre Kinder jeden Sonntag bei sich speisen lassen, und dabei könnte ich dieselben wie ehemals, nach Willkühr begleiten, oder sie allein schicken. — Diesem zufolge berechtere sie mich, meinen Zöglingen zu sagen, daß eine, ihr genügende Erklärung zwischen uns statt gefunden hätte. — Endlich kam man noch überein, daß sie den folgenden Tag zu mir kommen würde, doch unter der Bedingung, daß von beiden Seiten von keiner weitem Erklärung und Verständigung die Rede seyn solle. Der Herzog ging diesen Vertrag für mich ein und ich von meiner Seite bestätigte ihn auch. Wirklich kam auch den folgenden Tag die Herzoginn mit ihrem Gemahl und erzeigte mir die Ehre, mich zu umarmen. Wir sprachen von gleichgültigen Dingen; nach einer Viertelstunde ging sie in das anstoßende Zimmer zu ihren Kindern; sagte ihnen: sie habe mit mir gesprochen und sey zufrieden; und sie würden fortan wie ehemals mit mir zu ihr kommen. Diesen Vorgang trug ich denselben Abend in mein Tagebuch ein. Den darauf folgenden

Sonntag führte ich alle meine Jüglinge ins Palais Royal zur Tafel. Der Herzog speiste mit uns und seine Gemahlinn behandelte mich vollkommen gut; den andern Tag erhielt ich folgendes Billet:

„Ich bitte Fr. von Sillery, sich so einzurichten, daß meine Tochter dreimal die Woche, nämlich Dienstag, Donnerstag und Sonnabend, die Freiheit habe, von zwölf bis ein Viertel auf ein Uhr Vormittag, bei mir zu seyn. Sonntags werde ich meine Kinder immer um drei Uhr abholen, und sie, wenn Fr. v. Sillery nicht zur Tafel kömmt, um sechs Uhr wieder nach Haus bringen.“

Hätte ich mir Vorwürfe zu machen gehabt, so würde ich dieses häufige Alleinseyn der Herzoginn mit einem dreizehnjährigen Kinde, dem es mittelst Fragen und Liebkosungen so leicht war, die Wahrheit zu entlocken, nicht ohne Unruhe gesehn haben. Allein weit entfernt, diese Annäherung zu fürchten, hatte ich sie immer gewünscht, ich sah sie mit Vergnügen und schlug der Herzoginn sogleich neue Mittel vor, ihre Tochter noch längere Zeit allein zu sehen. Sie schien über dieses Betragen verwundert und gerührt; wahrscheinlich hatte man die Ungeschicktheit gehabt, ihr das Gegentheil erwarten zu machen. Sie schrieb mir bei dieser Gelegenheit folgendes Billet:

„Ich danke Ihnen, Frau Gräfinn, daß Sie mir ein Mittel angeben, meine Kinder häufiger und länger zu sehen. Es würde mir leid thun, meiner Tochter Unterricht zu verkürzen, obgleich Sie mir gesagt haben, er sey nicht mehr von großem Belang. Ich werde, so oft es mir möglich ist, an den Tagen, wo meine Söhne eine Samm-

lung

lung, eine Werkstätte besuchen, meine Tochter zur gleichen Stunde hinführen; da ich aber, wenn ich es erst den Tag zuvor erfahre, leicht abgehalten seyn könnte, nehme ich Ihren Vorschlag an, mir darüber Nachricht zu geben, weil ich dann meine Tochter bei unserm nächsten Beisammensseyn dahin führen will.“

Nach einiger Zeit schrieb ich der Herzoginn folgenden Brief, von dem der Herzog von Chartres nie die geringste Kunde gehabt hat.

„Es war eine Zeit und sie ist noch nicht so weit entfernt, wo ich mich über das, was Ihre K. H. anging, mit Offenherzigkeit mittheilen konnte. Jetzt wollen Sie mich nicht mehr anhören; allein mein Gewissen, und die heiligsten Obliegenheiten nöthigen mich zu der Bitte, daß Sie etwas thun mögen, das für Sie noch weit wichtiger ist, als für mich. Der Herzog von Chartres ist siebenzehn Jahr alt, er ist sein eigener Herr; er hat die Freiheit, hinzugehen, wo er will u. s. w. Er ist wohl geboren, es sind ihm gute Grundsätze eingeprägt, er hat ein vortreffliches Herz; diese Freiheit wird für ihn viel weniger schädlich seyn, wie für viele Andre; allein bei seinem Alter bleibt sie es immer. Sein höchster Wunsch geht dahin, Sie gnädige Frau, durch seine Liebe, seine Aufführung zu erfreuen. Ich wünschte daher, daß Ihre K. H. in diesem Augenblick, wo man ihm seine Freiheit giebt, eine Unterredung mit ihm hätten, in der Sie ihm sagten: „daß er nur durch sein tadelloses Betragen Ihr Glück begründen könne, daß Sie hofften, er werde seine religiösen Grundsätze, seine reinen Sitten zu erhalten wissen, indem das Ge-

gentheil Sie sehr unglücklich machen werde; da hingegen sein Beharren im Guten Ihnen das höchste Glück verheißt und ihm Ihre leidenschaftliche Liebe zusichere.“

„Ich bin gewiß, daß diese Worte aus Ihrem Munde mehr als Alles ihn in seinen vortrefflichen Entschlüssen bestärken werden. Vor achtzehn Monaten schmeichelte ich mir noch, daß ich diesen Sohn in diesem Zeitpunkt selbst Ihren Händen übergeben, Sie über alles, was seinen Charakter betrifft, unterrichten, Ihnen den Einfluß, den ich auf ihn habe, übertragen würde — denn dieser Einfluß kann nur die vollkommenste Kenntniß seiner Eigenheiten, Fehler und Tugenden begründen — und er würde in Ihrer K. H. Händen, wegen der Einwirkung natürlicher Gefühle, die in seinem, wie in aller Ihrer Kinder Herzen, so lebhaft sind, noch viel mächtiger seyn. Er hat von der Natur und, ich darf es wohl sagen, durch meine Sorgfalt, so gute Neigungen, daß Sie, wenn Sie ihn recht kennen, diesen Einfluß gewiß gewinnen werden; hätten Sie aber die einzige Person, die ihn bis jetzt genau zu kennen vermag, früher angehört, würden Sie in diesem Punkt schon so weit vorgeückt seyn, wie ich selbst. Es ist sehr wichtig, daß Ihre Herrschaft in dieser Rücksicht sich bald begründe, denn das nächste Jahr, was er jetzt antritt, ist das gefährlichste für ihn. In der Gesellschaft kann ich nicht über ihn wachen; das ist der Beruf seiner guten, gefühlvollen Mutter; wenn sie seinen Charakter recht zu behandeln weiß, kann sie ihn vor allen Fallstricken, allen Verführungen bewahren. Ich verlange nicht mich deshalb mit Ihrer K. H. persönlich zu unterhalten, obgleich eine Unterredung weiter hilft, als

zwanzig Briefe, und daß es in des Herzog von Chartres Alter tausend Dinge giebt, über die man sich schriftlich nicht ausdrücken kann und von denen es doch wünschenswerth wäre, daß sie einer so guten Mutter wie Ihre K. H. nicht unbekannt blieben. Wenn dieser Brief Ihnen nicht mißfällt und Sie befehlen mir, Ihnen meine Ansichten seines Karakters und der Art, ihn zu behandeln, aufzuzeichnen, so werde ich es mit dem Eifer thun, der mich bei allem, was Ihre Kinder angeht, beseelt. Ich erwarte darüber Ihre Antwort, allein ich beschwöre Sie im Voraus, gnädige Frau, Niemanden zu Vertrauten meiner Mittheilungen zu machen. Ihre K. H. begreifen wohl, daß Sie in diesem Punkt allein erkennen, urtheilen und handeln müssen.“

Zwei Tage darauf sagte mir Mademoiselle, daß sie meinen Auftrag wegen des Grafen von Beaujolois ausgerichtet, und ihre Frau Mutter geantwortet habe, daß sie dessen Religionsunterricht mit vielem Vergnügen beizuhöhen werde. Ich schrieb der Herzoginn: „Sie sind eine vortreffliche, und werden eine glückliche Mutter seyn. Mademoiselle ist über die Art, wie Sie dieselbe behandeln, entzückt. Seyn Sie, so wie ich es wünsche, eine durch die andere beglückt; das wird meine Freude und meine Rechtfertigung seyn. Erlauben Sie noch, gnädige Frau, hinzuzufügen: ein Umstand der ihr sehr gefällt und sie fesselt, ist die Vertraulichkeit Ihres Alleinseyns. Ich wünschte, daß Sie ihr dann kleine Liebes-Namen gäben, sie sogar duzten. Diese Dinge scheinen so geringfügig, ihre Folgen sind es aber nicht; es entsteht daraus eine

Ungezwungenheit, eine innige Zärtlichkeit, die außerdem gar nicht statt haben kann.“ Man sieht aus diesem Billet, daß die Herzoginn ihres jüngsten Sohnes Religionsunterricht beivohnen wollte; er fand dreimal die Woche statt, und mein Beruf bei Mademoiselle und ihren Brüdern erlaubten mir nicht, ihm selbst vorzustehen. Ich bewog sie auch noch, täglich das Frühstagebuch des Grafen von Beaujolois zu lesen; dieses wurde von seinem ersten Kammerdiener geschrieben, einem Mann, der eine gute Erziehung genossen und viele Verdienste hatte. Mein Tagebuch wollte die Herzoginn nicht lesen; schien aber sehr zufrieden, daß ich ihr dieses empfahl, das man ihr nun auch täglich, ehe es mir zugeschickt ward, las. Diese Umstände wurden durch den Verfasser selbst in dasselbe eingetragen. Es machte endlich mehrere Bände aus, die ich aber gar nicht achtete und verloren habe. Es erhellte aus diesem Tagebuche, daß des Grafen von Beaujolois Lehrstunden während sechs Monate auf Befehl der Herzoginn von Orleans unterbrochen oder gestört worden waren. Alle Sonntage speiste er bei der Herzoginn und kehrte vor sechs, halb sieben Uhr nie von ihr zurück; alle vierzehn Tage schickte ich ihn noch außerdem mit Mademoiselle dahin, weil ich dann nicht in Belle Chasse speiste. Unter dem Vorwande, einem Portrait-Maler zu sitzen, ließ ihn die Herzoginn alle Morgen holen und behielt ihn andert- halb Stunden, des Abends behielt sie ihn noch eben so lange, weßhalb er erst um elf Uhr zu Bett gebracht wurde, und viel später aufstand, als es die Ordnung erforderte. Ich sah mit vieler Bekümmerniß die gänzliche Unordnung

in dem Unterricht eines allerliebsten Kindes, das in jeder Hinsicht so glückliche, glänzende Anlagen verrieth; allein seit langer Zeit gewohnt, schweigend zu leiden, erwähnte ich es gegen den Herzog von Orleans nicht. Bevor mich dieser letzte Verdruß traf, hatte ich einen Moment der Hoffnung und der Freude. Die Herzoginn besuchte mich, sprach mit vielem Gefühl von meinem letzten Brief über den Herzog von Chartres, dankte mir über einige kleine Winke, die ich ihr wegen Mademoiselle gegeben, und versprach mir, sie zu berücksichtigen. Wenn sie nur ihrer Herzengüte Gehör gab, fand ich sie ungezwungen und natürlich. Beim Fortgehen schien sie gerührt, aber ohne Zweifel vertraute sie dem empfangenen Eindruck, und ich sah bald den schädlichen Einfluß, der daraus erfolgte. Vierzehn Tage lang ging alles sehr gut. Dreimal die Woche holte die Herzoginn des Morgens ihre Tochter ab, behielt sie fünfviertel oder anderthalb Stunden, war allein mit ihr und überhäufte sie mit Liebkosungen und Zärtlichkeit; allein plötzlich hörte das Alleinseyn auf; Frau von Chastellux vor allen, auch einige andere Personen waren unaufhörlich zugegen. Ich hatte drei Wochen verstreichen lassen, ohne im Palais Royal zur Tafel zu gehen; dann bat ich Mademoiselle, ihre Frau Mutter zu benachrichtigen, daß ich sie den folgenden Tag dahin begleiten würde. Die Herzoginn antwortete nur, dann würde sie Mademoiselle nicht abholen, da sie in meiner Gesellschaft kommen würde. An dem anberaumten Tage ließ sie mir um zwei Uhr sagen, daß sie eingetretener Geschäfte wegen nicht zu Hause speisen werde. — Noch hatte ich keinen Verdacht. Der Her-

zog von Orleans war auf dem Land; bei seiner Rückkehr kam er zu mir und sagte mir mit großer Gemüthsbewegung, daß er seine Gemahlinn erbitterter als je gegen mich gefunden habe. Sie habe ihm die Ursache nicht sagen können, habe aber erklärt, daß sie sich nicht entschließen könne, mich fortan bei sich zu sehen. Dieses Betragen war um so unbegreiflicher, da sie mir bei unserer letzten Unterredung versichert hatte, ich könne, so oft es mir gefalle, ihre Kinder zur Mittagstafel begleiten, sie drückte eben das auch sehr bestimmt in einem ihrer Billets aus. Was hatte ich seit diesem Versprechen gethan? ich habe es so eben in allen Umständen erzählt; was führte die Herzoginn für Gründe zu diesem Wortbruche an? keine, als eine unüberwindliche Abneigung, mich um sich zu haben. Auch noch jetzt wendete der Herzog nur Bitten und Vorstellungen an, sie waren aber beide vergeblich. Den nächsten Sonntag ließ ich meine Zöglinge allein in das Palais Royal gehen, und habe nie den Fuß wieder dahin gesetzt. Solcherlei Behandlungen häuften sich ins Unendliche! Der Herzog lud seine Kinder nach Mousson ein, seine Gemahlinn kam nicht dahin, weil ich mich dort einfand. Wenn sie Mademoiselle abholte, befanden sich mehrere Personen in ihrem Wagen, und sie sahe nur mich aus der Gesellschaft ihrer Mutter verbannt. Mademoiselle gab in diesem Winter — nicht Bälle, das erlaubte der Raum nicht, aber gouters dansants; der Herzog von Orleans verfehlte deren keines, seine Gemahlinn wollte, unerachtet ihrer Kinder Bitten, nie dabei erscheinen. Kurz, ihr Haß ward so auffallend und seltsam, daß der Herzog von Orleans, nachdem er

diese schreienden Ungerechtigkeiten lange Zeit mit der größten Sanftmuth geduldet hatte, endlich sie zu beendigen beschloß. Er begab sich eines Morgens zu ihr und erklärte ihr, daß er nun fordere, was sie seinen Bitten beharrlich verweigert hätte, nämlich: eine vollständige, entscheidende Verständigung mit mir — und den folgenden Tag willigte sie, nach vielen Schwierigkeiten ein, und versprach es förmlich. Den Tag darauf kam sie früh um neun Uhr zu mir; ich erwartete sie in der süßen Hoffnung, so bald sie einwillige, mich anzuhören, würde es mir leicht seyn, sie umzustimmen, oder ihr wenigstens die traurigen Folgen des Betragens, das man ihr vorzeichnete, begreiflich zu machen. Ich nahm mir vor ihr zu sagen: „Wenn es wahr ist, daß Sie Ihre Vorurtheile gegen mich nicht überwinden können, daß die überzeugenden Beweise meiner Rechtlichkeit Sie nicht rühren, so lassen Sie uns ruhig auf Mittel denken, Ihren Zweck, zwar nicht so schnell, aber auf eine Ihnen und mir anständige Weise zu erreichen. Ich habe Mademoiselle versprochen, meine Entlassung nicht zu verlangen; das thu' ich also nicht. Sie können sie mir eben so wenig abfordern, denn der Herzog von Orleans ist Herr seiner Kinder, und Sie werden nicht seinem Willen, also Ihrer Pflicht entgegen handeln wollen. Frau von Chastellux, die nur die Lütticher Sitten kennt, von den unsern aber keinen Begriff hat, und sich einbildet, daß man mit Geld alles ins Gleiche bringen kann, hat Ihnen vielleicht gesagt, daß man mich fortschicken könne, wie eine Kammerfrau, und daß ich, vermittelst eines Jahrgehalts, die Sache sehr einfach finden

werde. Sie aber, gnädige Frau, mit Ihrer edeln, fühlenden Seele kennen mich — wenigstens in dieser Rücksicht — aus einem andern Gesichtspunkt. Sie wissen, daß ich für mich und meine Kinder nie, was man ein Geschenk nennt, habe annehmen wollen, daß ich die Erziehung Ihrer Edhne nur unter der Bedingung, nie dafür besoldet zu werden, übernommen habe, Sie können nicht denken, daß ich also behandelt werden könne. Wenn mir nun Ihr Herz ohne Wiederkehr verschlossen ist, wenn das beste von Ihrer Kinder Ausbildung, deren Anhänglichkeit an mich, der Wille Ihres Gemahls Ihre Vorurtheile nicht besiegen können, will ich meine Stelle nicht Ihnen zum Troß behaupten, allein verschaffen Sie mir Mittel, sie ohne ärgerliches Aufsehen, ohne Ihre Kinder heftig zu kränken, aufgeben zu können. Zu diesem Zweck scheinen Sie sich des Herzogs Absichten nicht länger zu widersetzen, scheinen Sie nachzugeben, sich mir zu nähern. Ich fordere nicht den Anschein unserer ehemaligen Vertraulichkeit; behandeln Sie mich aber mit der Achtung, welche derjenigen, die Ihren Kindern zwölf Jahre gewidmet hat, zukommt. Drücken Sie keinen Haß aus, fliehen Sie mich nicht; erwähnen Sie meiner ohne Bitterkeit gegen Ihre Kinder; loben Sie dieselben über ihre Dankbarkeit gegen mich, zeigen Sie ihnen Vertrauen, seyn Sie oft allein mit ihnen, erforschen Sie ihre Empfindungen, fragen Sie nach ihrem Unterricht, ihren Beschäftigungen. Dieses Betragen wird in einer Zeit von sechs Monaten die Ungezwungenheit, die süße Vertraulichkeit zwischen ihnen herstellen, welche allein Innigkeit begründet. Wenn Sie mei-

nen Rath zu befolgen geruhen, kann ich nächsten Winter mit Ehren abtreten; Sie sagen dann zu Mademoiselle: weil ihre Erziehung fast vollendet sey, wünschten Sie dieselbe bei sich zu haben. Unter solchen Umständen wird sie mich ohne Verzweiflung verlassen, und sich mit Freuden ausschließend unter der Aufsicht ihrer zärtlichen Mutter befinden; da sie mich von Ihnen gut behandelt sieht, wird ihr meine Entfernung nicht wie eine Verfolgung, eine ewige Trennung erscheinen; ihre Thränen werden nicht bitter seyn, die Güte ihrer Mutter wird sie trocknen.“

Das wollte ich der Herzoginn sagen und gedachte dabei alle Verbindlichkeiten, die ihr meine Redlichkeit beweisen könnten, gegen sie einzugehen. Mit diesen Gedanken war ich beschäftigt, als die Thüre sich öffnete und die Herzoginn erschien — kaum hatte ich die Augen auf sie geheset, als alle meine Hoffnungen zerstört waren. Sie trat mir schnell näher, setzte sich, gebot mir Stillschweigen, zog ein Papier aus der Tasche, und nachdem sie mir sehr gebieterisch gesagt hatte, daß sie mir ihre Absichten mittheilen wolle, fing sie laut und mit der größten Schnelligkeit die aller befremdlichste Lektüre an. Sie sagte in diesem Papier, daß mir bei dem Unterschied unserer Meinungen, wenn ich redlich wäre, kein anderer Ausweg übrig bliebe, als meine Entlassung zu nehmen. Wenn ich das thäte, wolle sie kein Aufsehn machen, sie wolle darüber sagen, was mir recht wäre, und den beiden jungen Frauenzimmern, die ich bei mir erzogen habe, so viel ich verlange, zusichern; jedoch

unter der Bedingung, daß ich sogleich fortgehe, und die nöthigen Maaßregeln nehme, Mademoiselle so viel möglich Kummer zu ersparen. Zu diesem Zweck werde es am besten seyn, eine, vorgeblich von meiner Gesundheit geforderte, Reise nach England zu machen, wie ich schon einmal gethan, und Mademoiselle also ohne Besorgniß geschehen lassen würde. Sollte ich mich aber weigern, so wäre kein Aufsehen, daß ich nicht, da sie in Verzweiflung sey, ihre Kinder in meinen Händen zu sehen, erwarten könnte. — Das war der Inhalt des vorgelesenen Blattes; das war es, was die Herzoginn eine Verständigung nannte. — Sobald das Erstaunen mir Worte vergönnte, sagte ich, daß mir nach einer so bestimmten Erklärung wirklich kein Ausweg bliebe, als meinen Abschied zu nehmen; nicht weil ich glaube, daß die Herzoginn mich dazu zwingen könne, oder daß ihr Zorn, der ungerecht, daß Drohungen, die mir nicht furchtbar seyen, mich einschüchterten, sondern weil das Ansehn einer Mutter, wenn gleich von den Gesetzen beschränkt, vor meinen Augen geheiligt sey. Was ihre Anerbietungen anbetreffe, so müsse sie ein augenblickliches Nachdenken überzeugen, daß ich sie nur verachten könne, daß ich wohl ein Opfer bringen, aber keinen Handel schließen könne. Rücksichtlich des Urtheils der Welt, könne ich nur wünschen, daß man die Wahrheit erfahre. Meine Achtung für ihren Karakter, und ihr Zartgefühl erlaube mir übrigens nicht, dieses Schreiben für ihr Werk zu halten; der Styl,

der Gedankengang, die darin ausgedrückten Empfindungen seyen ihrer zu unwürdig *). Schlußlich erklärte ich der Herzoginn, daß ich Belle Chasse verlassen würde, sobald Mademoiselle ihre Ofterandacht verrichtet haben würde, da ich fürchtete, der Schmerz über meine Abreise würde sie daran verhindern können. Ich versprach — nicht ihr zu sagen, daß ich gedenke, das Wasser von Bristol zu gebrauchen, welches sie nie glauben würde — aber ingeheim abzureisen und alle Mittel anzuwenden, um ihr diese grausame Trennung zu versüßen.

Der Herzog von Orleans wartete indeß im Palais Royal ungeduldig auf die Rückkehr seiner Gemahlinn; zu Folge ihres Versprechens glaubte er, daß sie sich mit mir verständigen werde, sein Erstaunen war also dem meinen gleich, als sie ihm die Wahrheit bekannt machte, und ihm die mir vorgelesene Schrift, die sie mir nicht hatte in Händen lassen wollen, zeigte. Ein solcher Schritt, ohne das Wissen eines Gemahls, eines Vaters gethan, mußte große Bewunderung erregen, und die Art, wie er geschah, konnte diese nicht mindern. Außerdem ist der Einfall in einem tête à tête zu lesen, statt zu sprechen, verwunderlich genug! — Des Herzogs Schmerz hätte, wenn das möglich gewesen wäre, den meinigen gesteigert. Er sah mich

*) Wirklich konnte man, wenn man der Herzoginn von Orleans einfache, natürliche Schreibart zwanzig Jahre lang gekannt hatte, den größten Theil von Schreibereien, die es ihr gefiel, seit zwei Jahren zu unterzeichnen, unmöglich für den Ausdruck ihrer Gedanken halten. Am. d. Verf.

unwiderruflich entschlossen, wenn die Herzoginn mich nicht selbst zu bleiben hätte — was wohl nicht zu erwarten stand — den sechs und zwanzigsten April Belle Chasse zu verlassen. Der Herzog schmeichelte sich noch immer, sie zu diesem Schritt vermögen zu können; er wollte ihr vorstellen, daß sie bisher den größten Einfluß auf die Erziehung ihrer Kinder gehabt habe; wenn ich fortgehe, werde sie diesen völlig verlieren; denn da sie mich meine Entlassung zu nehmen zwingen, zeige sie ihren Kindern und dem Publikum auf die auffallendste Weise Meinungen und Ansichten, welche mit den seinen in offenbarem Widerspruch ständen. In Belle Chasse würde sie Mademoiselle noch immer nach Willkühr sehen können, allein sie mit sich in das Palais Royal oder sonst wohin führen, dürfe sie nicht; denn ließe er ihr das bisher geübte Ansehen, so könne das Publikum glauben, er habe seine Meinung verändert, oder er willige doch ein, daß seine Kinder eine andere annehmen. Auch die Gesundheit und die Erziehung seiner Tochter führte er ihr zu Gemüthe; daß sie ihre Talente, die sich nur in diesem Alter ausbilden lassen, verlieren werde; daß ein solches Unglück, unter solchen Umständen eingetreten, sie trostlos machen werde. Er fragte, was man ihr denn zu ihrem Troste sagen solle? die Herzoginn antwortete: man müsse ihr die Wahrheit verschweigen und ihr sagen, es sey mein freier Wille gewesen, meinen Abschied zu nehmen. Der Herzog erwiederte: damit verläumde man mich bei ihr; ich habe ihr das Gegentheil versprochen, er werde ihr diese Lüge, selbst wenn ich darein willige, nicht sagen, sondern sie mit der Wahrheit bekannt machen. Endlich nahm

der Herzog seine letzte Zuflucht zu dem Herzog von Chartres, er unterrichtete ihn von allen Verhältnissen. Das von Natur so gute, so gefühlvolle Herz der Herzoginn ward von den Bitten und Thränen ihres Sohnes aufs Aeußerste gerührt. Ohne Zweifel fürchtete man ihre Weichheit und riß sie schnell von ihm fort — sie reiste plözlich, nur von Frau von Chastellux begleitet, nach Eu ab. Nun schrieb der Herzog von Orleans durch einen Eilboten an die eigentliche Urheberinn dieser Zerrüttung, die Frau von Chastellux, er sagte ihr: da er seiner Gemahlinn Betragen nur ihren schlechten Rathschlägen zumessen könnte, bäte er sie, sich von seiner Familie zu trennen, und ihm binnen vierzehn Tagen die Schlüssel zu ihrer Wohnung im Palais Royal verabfolgen zu lassen. Was war der Erfolg dieses Schrittes? — Die Herzoginn forderte Scheidung! — Ich hatte mein Wort indeß treulich gehalten und Mademoiselle den Schmerz, der mich niederdrückte, verhehlt. Den sechs und zwanzigsten April früh ließ ich sie ohne mich ausgehen, und reiste ab. . . . Doch vorher schrieb ich drei Briefe an sie, mit dem Auftrage, sie ihr nach einander während des Tages zu geben und bei jedem zu wiederholen: sie erhalte ihn nur, wenn sie ruhig seyn wolle. Ich kam mit dem Herzog von Orleans überein, daß man ihr die Hoffnung lassen solle — nicht daß ich meine Stelle wieder übernehmen, aber daß sie mich einst wiedersehen werde. Diese Vorsicht glaubten wir dem Uebermaß ihres Schmerzes, ihrer Ueberraschung schuldig zu seyn. Folgendes ist die Abschrift der drei Billete:

„Den 25. April 1791 Abends 8 Uhr. Liebes Kind,

ich muß mich, wenn auch nur auf eine Zeitlang, von Ihnen trennen; allein ich hoffe, wir sehn uns wieder. Die Herzoginn von Orleans zwingt mich, Sie zu verlassen, aber mein Herz bleibt bei Ihnen. Bedenken Sie, theure Freundin, daß Sie sich dem Willen einer Mutter unterwerfen müssen, einer Mutter, die trotz dieser Härte Sie liebt und Sie, fennte sie Sie besser, anbeten würde. Bedenken Sie, daß alle Güte, alle Tugend ihrem Herzen eigen sind; daß das Vorurtheil, welches uns trennt, nicht aus ihr entspringt. Seyn Sie überzeugt, von meinem Kind, von meiner zärtlichen Freundin getrennt, werde ich nur an Sie denken. Ja, ich will alle Tage Ihnen schreiben, will jeden Augenblick an Sie denken. Als Lohn meiner Sorgfalt zeigen Sie sich vernünftig, besiegen Sie Ihren Schmerz; wenn Sie krank würden, könnte ich nicht leben. Ich will Frankreich, weil Sie es bewohnen, nicht verlassen; Sie sollen immer Nachricht von mir haben; ich fordere, daß Sie übermorgen mit Ihrem gefühlvollen, zärtlichen Vater spazieren gehen *). Er liebt Sie über alles! Machen Sie ihm nicht den tödtlichen Kummer, Sie einem unverständigen Gram zum Raube zu sehen. Gott mit Ihnen, mein Herzenskind! Sie müssen in meinem Herzen lesen und alles, was darin vorgeht, verstehen. Nie, nie wird es Jemand in der Welt mehr lieben, als Sie.“

Zweites Billet, den 25. April um Mitternacht: „Sie

*) Ihr ganz schrecklicher Gesundheitszustand erlaubte ihr nicht, meinen Rath zu befolgen.

haben, theures Kind, wie Sie sich zur Ruhe begaben, das Schlagen meines Herzens gefühlt *). Ich weinte nicht, mein Gesicht war unverändert, aber diese unwillkürliche Bewegung haben Sie gefühlt. . . . Man sagte mir, daß Sie ohnmächtig geworden wären; ohne zu errathen warum, habe ich den Muth gehabt, alles, was Sie gehört haben, zu thun. . . . Ich habe Dich betrogen. O meine theure, zärtliche Freundin, ich habe Dich zum ersten Mal in meinem Leben betrogen. Aber ich wollte Deine Nachtruhe sichern. Und hätte ich Ihnen diese dunkeln Besorgnisse gelassen, so würden Sie morgen nicht haben ausgehen wol-

*) Sie saß, den Kopf auf meine Brust gelehnt, auf meinem Schoos, und nahm, mich umarmend, mein Herzklopfen wahr; legte sich dann nieder und ward ohnmächtig in ihrem Bett, jedoch ohne die Besinnung zu verlieren; da sie weinte, befragte man sie; ihre Antwort war: sie wolle mit mir sprechen, man solle mich aber erst, wenn meine Besuche sich entfernt hätten, herbei holen. Man versprach es ihr, rief mich aber doch. Ich war schon besorgt, denn ich hatte in ihrem Zimmer, das von dem meinen nur durch eine Glasthüre getrennt war, Geräusch gehört. Da ich durch den Bericht, den man mir abstattete, verstand, daß Mademoiselle schwankenden Verdacht geschöpft hatte, spielte ich auf der Harfe, so daß sie es hören konnte, und das beruhigte sie einigermassen. Nach Dreiviertelstunden ging ich an die Glasthüre, um zu sehen, ob sie schlafe; sie saß in ihrem Bett; ich ging zu ihr, sie weinte und gestand mir ihre Besorgnisse; ich mußte ihr betheuern, daß sie grundlos wären — nie habe ich so gelitten. Wie ich sie verließ, war sie ganz beruhigt, und da schrieb ich ihr diesen Brief. Anm. d. Verf.

len — und wie hätten wir, Abschied von einander nehmend, uns trennen können? Das war unmöglich! Ich verlasse dieses Zimmer . . . ich umarme Sie noch einmal . . . Liebstes Kind, ich hätte, welcher Mißhandlung ich auch ausgesetzt gewesen wäre, meine Entlassung nie gefordert; allein die Herzoginn von Orleans hat sie bestimmt verlangt. Ich mußte gehorchen. Morgen früh will ich Ihnen einen langen Brief schreiben; allein man wird Ihnen denselben nur geben, wenn sie ruhig und vernünftig sind. Liebes Kind, ich liebe Sie mehr als mein Leben, tausend Mal mehr! Wenn ich leben soll, so sorgen Sie für Ihre Gesundheit. Wir finden uns wieder, seyn Sie dessen gewiß. Beruhigen Sie sich, überlassen Sie sich keinem ausschweifenden Schmerz. . . . Deine Freundin beschwört Dich darum um alles dessentwillen, was sie für Dich that.“

Drittes Billet, den 26. früh. „Mein liebes Kind, jetzt will ich ausführlicher schreiben. Ich hatte versprochen, wie man mich auch behandeln werde, Sie nie zu verlassen. Ich bin meinem Versprechen treu geblieben; seit zwei Jahren duldete ich Alles, was Sie sahen. Man hat mir begegnet, wie es gegen keine Kammerfrau erlaubt ist; denn die Herzoginn von Orleans hat mir verboten — selbst mit Ihnen — das Palais Royal zu besuchen. Vieles Anderes, von dem Sie Zeuge waren, habe ich erlitten. Hätte ich Sie nicht über alles, was ich je liebte, geliebt, so würde ich in dem ersten Moment dieses Betragens meinen Abschied haben nehmen müssen; doch um bei Ihnen bleiben zu können, ward mir nichts schwer. Vor ungefähr
einem

einem Monat beschwor ich den Herzog von Orleans, mir eine Verständigung mit seiner Gemahlinn zu verschaffen, ich fürchtete bei unserer Abreise aufs Land, oder während unseres Aufenthalts daselbst, irgend ein Aufsehen. Die Herzoginn hatte immer jede Erklärung, so wie mein Tagebuch zu lesen, verweigert, dieses Mal versprach sie dem Herzog, sich mit mir zu verständigen. Sie kam früh um neun Uhr nach Belle Chasse; statt sich mit mir in eine Erläuterung einzulassen, zog sie ein Papier aus der Tasche, und las mir eine Schrift vor, die ohne des Herzogs Wissen geschrieben war, in welcher sie mir andeutete, daß mir bei der Verschiedenheit unserer Meinungen gar nichts übrig bleibe, als meine Stelle abzutreten. Sie begreifen, liebes Kind, daß, nachdem mir die Mutter dieses gesagt, ich unmöglich länger bei der Tochter bleiben konnte. Daß sie seit zwei Jahren im Grunde des Herzens meine Entfernung wünsche, war mir wohl bekannt, allein gefordert hatte sie dieselbe nicht und ich blieb. Endlich hat sie das Urtheil gesprochen, und es erzwingt Unterwerfung. Ich wollte wenigstens bis nach Ihrer Osterandacht warten, deshalb verließ ich Sie erst den sechs und zwanzigsten April. Beurtheilen Sie selbst, liebe Freundinn, was ich in diesem letzten Monat gelitten habe. . . . Wie war mein Herz bei unsern Unterrichtsstunden zerrissen! Wie viele Thränen habe ich vergossen! — Allein ich wußte, daß Sie meinen Abschied nicht ertragen würden; ich mußte Ihnen also meine Abreise verbergen und einen Monat lang mir den grausamsten Zwang auflegen. Weil es für Sie geschah, hatte ich dazu den Muth. Ich würde mein Leben für Ihr

Glück geben, das wissen Sie wohl, mein liebes Kind; für Sie wird mir nichts zu schwer. Ahnen Sie deshalb meinen Muth nach, lassen Sie sich nicht niederbeugen, betrüben Sie nicht durch Ihre Trostlosigkeit den besten der Väter, erschweren Sie nicht, durch die grausamsten Besorgnisse, meinen Schmerz.“

„Die Herzoginn von Orleans trennt uns, das ist wahr; erinnern Sie sich aber, daß Sie es ihrer Wahl, ihrem Willen verdanken, wenn ich Ihnen zwölf Jahre lang meine Pflege widmete; daß Sie ihr die Früchte derselben verdanken. Sie ist durch ungerechte Vorurtheile gegen mich verblindet, aber ihre Seele ist himmlisch. Ich sagte es Ihnen so oft: alles Gute, Edle, Tugendhafte wohnt ihr bei. Alles, was Sie seit achtzehn Monaten Seltsames, Ungerechtes gesehen haben, kommt nicht von ihr. Lieben Sie diese Mutter! Dieses Gefühl ist tief in Ihr Herz gegraben; beweisen Sie ihr durch Ihre Unterwürfigkeit, Ihre Zärtlichkeit, den Werth Ihrer Denkart und Ihrer Grundsätze. Der Herzog von Orleans hat Sie über die Furcht vor der, von der Herzoginn verlangten Scheidung nicht unwissend gelassen, eine Furcht, die Ihr und Ihrer Brüder Herz zerreißen muß. Wenden Sie alles an, um Ihre Eltern zu versöhnen. Das ist Ihre heiligste Pflicht, und ich weiß, Sie werden sie mit Eifer erfüllen. Gott sey Dank, daß ich auch nicht einmal der Vorwand zu diesem letzten Bruche bin! Sie forderte meine Entfernung vor vier Wochen, den Tag, wo sie mich allein in meinem Zimmer besuchte, und ich versprach ihr, Belle Chasse zu verlassen; also erhielt sie alles, was sie wünschte. Einige

Tage darauf schrieb der Herzog an Frau von Chastellux, und forderte sie auf, ihre Wohnung im Palais Royal aufzugeben, und gleich darauf verlangte die Herzogin die Scheidung.“

„Unsere Trennung, meine zärtliche Freundin, ist sehr grausam; aber ein solches Unglück ist nicht ohne Beispiel. Erinnern Sie sich Fenelons Geschichte und seines Jüglings, des Herzogs von Bourgogne, die ich nicht ohne Absicht kurz vor unserer Trennung Sie lesen ließ? — Der junge Prinz machte einen unerseßlichen Verlust, einen tausend Mal größern als Sie! Er verlor Fenelon und war für die Krone geboren. Er fühlte sein Unglück, er liebte Fenelon, so lange er lebte, allein die Gefühle der Natur veränderten sich in ihm nicht; seine Ehrerbietung gegen seinen Großvater blieb sich gleich, er weinte, aber murrte nicht.“

„Dieses erwarte ich ebenfalls von meiner Adule; rechnen Sie die Freiheit, uns zu schreiben, für nichts? Wir werden immerfort eine in der andern Herz lesen. Wollen Sie mir eine wahre Zärtlichkeit beweisen, so fassen Sie Muth. Ueben Sie Ihre Talente, besonders das der Harfe, ein Andenken an meine Liebe! . . . O mein Leben! ich weiß wohl, was der bloße Ton einer Harfe auf dein gefühlvolles Herz wirken wird . . . welche Erinnerung er in dir erwecken muß. . . . Soll ich aber durch deine Schuld alle die Stunden, die ich deinem Unterricht gewidmet habe, verloren haben? Täglich will ich in eben diesen Stunden selbst spielen; denken Sie sich Das — von sechs bis acht Uhr — ich will Ihre Stücke spielen, damit

ich sie nicht verlerne, in der Hoffnung, sie wieder mit Ihnen üben zu können; wenn ich glauben dürfte, daß Sie dieselben zu eben der Zeit auch spielten, würde ich mir einbilden, wir wären beisammen, und das würde mich beglücken! Diese beiden Stunden würden für Ihre Freundin noch die glücklichsten des Tages seyn. In dieser Hoffnung nehme ich eine Harfe mit mir. Schreiben Sie mir, liebes Kind, daß sie Ihrem Herzen wie dem meinen schmeichelt, und gehen Sie diese Verabredung ein. Wenn Sie wegen des Spazierengehens die Stunde abändern wollen, so melden Sie es mir, ich will mich genau an die Stunde halten, die Sie mir bezeichnen *).“

„Fahren Sie fort, immer so gütig, sanft, gleichmüthig zu seyn. Ich empfehle Ihnen Ihre Dienerschaft, die mir die rührendsten Beweise ihrer Anhänglichkeit gab **). Ich sage Ihnen diese Umstände, weil sie es Ihnen noch angelegener machen werden, sie gut zu behandeln. Seyn Sie immer recht sanft gegen Jungfer Niem, die so vernünftig

*) Ungeachtet ihres kranken Zustandes versuchte sie oft zu spielen, aber das Zittern ihrer Hände erlaubte es ihr nur sehr kurze Zeit. Ihre Magerkeit, ihre Nervenschwäche, ihre ganz veränderte Gestalt bewies nur zu deutlich, was sie gelitten hatte, und ließ noch lange Zeit Spuren zurück. Sie war vorher nie krank gewesen; sie verdankte meiner Sorgfalt die vorzüglichste (brillante) Gesundheit. *Ann. d. Verf.*

***) Dieser grausame Augenblick verschaffte mir Beweise der Achtung und Freundschaft, die ich nie vergessen werde; unter andern von den Klosterdamen des ehrwürdigen Hauses, welche mir den rührendsten Brief schrieben, auch von allen Lehrern,

und tugendhaft ist. Vergessen Sie nicht, wie lieb mir Horain (der Kammerdiener der jungen Prinzessin) war. Ich habe ihn mir zu schreiben beauftragt. Er wird mir melden, ob mein Kind vernünftig ist und meinem Rathe folgt. Bedenken Sie, daß Sie allein mich trösten können durch Ihr Betragen. Wenn Sie nicht vernünftig sind, so tödten Sie mich; denn die Schlaflosigkeit und der grausame Zwang des letzten Monats hat mich aufs äußerste geschwächt. Vertrauen Sie Gott, mein liebstes Kind — er gebietet uns Ergebung und er lohnt uns dafür. Bitten Sie ihn, daß er uns wieder vereinige, und damit er es bewillige, unterwerfen Sie sich seinem Rathschluß. Ich umarme mein Kind, mein liebes, liebenswürdiges Kind, mit aller der ihr bekannten Zärtlichkeit. Ach, nie gab' ich Ihnen einen größern Beweis davon, als gestern durch die Gewalt, die es mir kostete, Ihnen eine ruhige Nacht zu verschaffen! Gedenken Sie dessen, und welche Selbstherrschaft wahre Zuneigung gewinnen kann.“

„Ich berechtiige Sie, alle meine Briefe der Herzogin von Orleans zu zeigen. Sie müssen kein Geheimniß vor ihr haben, und in meinem Herzen ist nichts, was ich ihr zu verbergen bedürfte.“

„Ich schmeichle mir, daß Sie Madame Topin, die so

Lehrerinnen und Bedienten von Belle Chasse. Sie alle hatten mir den Tag vor meiner Abreise in Gesammtheit oder einzeln geschrieben und ich habe ihre Briefe als die ehrenvollsten, unwiderleglichsten Zeugnisse meines Betragens sorgfältig aufbewahrt.

Ann. d. Verf.

gut und achtungswürdig ist, und mich so sehr liebt, gut aufnehmen werden. Gewiß werden Sie Henriettens Freundschaft *) zu schätzen wissen und sie wird Ihren Kummer versüßen. Ihre andere junge Freundin nehme ich mit mir; Sie kennen ihr gefühlsvolles Herz; sie wird nur an Sie denken, nur von Ihnen sprechen. . . . Ach, wir werden eine der Andern sehr bedürfen! Dasselbe Gefühl wird uns beschäftigen. Nur von einem Gegenstand werden wir uns unterhalten — meine Adele wird unaufhörlich um uns seyn.“

Mein Plan war, während sechs Wochen die Auvergne und Franche Comté zu bereisen und dann nach Paris zurückzukehren, dort ohne Vorwissen von Mademoiselle zu verweilen, um unter meinen Augen den „Unterricht einer Erzieherinn“ drucken zu lassen; dann nach Sillery zu gehen, und im Anfang des Winters nach England überzuschiffen — das Land, was meinem Geschmack am angemessensten war, was Dankbarkeit und Freundschaft mir gleich werth machten, und wo ich, wenn ich fern von meiner Familie, meinen Zöglingen, meinem Vaterlande glücklich zu seyn vermöchte, am angenehmsten leben zu können hoffte.

In Clermont erhielt ich Briefe, die mich über Mademoiselles Zustand zu beunruhigen anfangen; in Lyon wurden die Nachrichten so beängstigend, daß ich die Reise in

*) Ich hatte mit dem Herzog von Orleans verabredet, meine Nächte noch einige Monate bei ihr zu lassen.

die Franche Comté aufgab und nach Paris zurück eilte. — Doch meinte ich noch immer vor ihr verborgen zu bleiben. Sechs Meilen von Auxerre begegnete ich einem Courier des Herzogs von Orleans, der den Befehl hatte, mich in Besançon aufzusuchen; er brachte mir Briefe von dem Herzog, Herrn von Sillery, meiner Tochter, meinen Jüglingen, Herrn Pieyre und andern Personen, die mich benachrichtigten, daß Mademoiselles Ohnmachten und Convulsionen, weit entfernt sich zu vermindern, täglich zunähmen, daß sie sichtlich hinwelke, kurz, daß man, wenn dieser Zustand anhielt, für ihr Leben besorgt seyn müsse.

Folgendes schrieb mir der Herzog von Orleans:

„Hier sende ich Ihnen, dear Friend (theure Freundin), die Abschrift des Briefes, den ich heute an die Herzoginn von Orleans schrieb, und auf den ich die Hoffnung der Gesundheit, des Lebens, des Glückes meiner Tochter gründe *). Ich habe dieser denselben gezeigt, und die Wirkung, welche er hatte, überzeugte mich, daß es ihr Tod seyn würde, ihre Hoffnungen betrogen zu sehen. Ihre Mutter erklärt, wie Sie aus dem Brief an Montpensier **) sehen, daß sie kein Recht auf sie habe, daß sie mir alle Vorsorge für ihre Tochter überlasse. Wie ich Ihnen sage,

*) Der Brief folgt und enthält die Stelle, welche der Herzog für hinreichend hielt, um mich zur Rückkehr zu Mademoiselle zu bestimmen. Anm. d. Verf.

**) Der Herzog von Montpensier übergab diesen Brief, weil er eine Antwort auf den war, den er auf Befehl seines Vaters hatte schreiben müssen, dem Herzog von Orleans, dieser schickte mir eine Abschrift desselben. Anm. d. Verf.

dear Friend, meine Tochter kann nicht leben, wenigstens nicht glücklich leben, wenn Sie ihr nicht Ihre Sorgfalt wieder schenken. Sie rechnet darauf, ihre Zärtlichkeit für Sie macht Ihnen eine Pflicht daraus, meine Kinder und ich vereinigen uns, es von Ihnen zu erbitten. Sie weigern sich nicht, dear Friend, wir erwarten Ihre Antwort, die, wie wir hoffen, Ihrer Rückkehr nicht lange voraus gehen wird, mit Ungeduld, aber ohne Unruhe; denn wir kennen Ihre Zärtlichkeit und wissen, daß Sie sich der unsern nicht verweigern können.“

In diesem Briefe befand sich die Abschrift von dem des Herzogs an seine Gemahlinn; ich führe nur eine, Mademoiselle und mich betreffende Stelle an:

„Sie haben Montpensier geschrieben, daß der Zustand Ihrer Tochter Sie nicht beunruhigt, Sie sagen: was mich über das Leben dieses unglücklichen Kindes vollkommen beruhigt, ist daß ihr Vater bei ihr ist, er wird gewiß alle Vorsicht gebrauchen, um ihr Daseyn zu erhalten *). Die sicherste, wirksamste, die einzige, die ich kenne, ist meines

*) Die Herzoginn beantwortete mit diesen Zeilen die dringenden Briefe, in welchen man sie beschwor, mich, um ihrer Tochter das Leben zu retten, zurückkommen zu lassen: Sagte sie nun, daß sie der Zustand ihrer Tochter nicht beunruhige, weil der Herzog alle Vorsicht nehmen würde, ihr Daseyn zu erhalten, so hieß das, daß sie nicht allein meine Rückkehr bewillige, sondern sie eifrig wünsche; denn was kann man eifriger wünschen, als das Leben seines Kindes zu erhalten?

Erachtens, Frau von Sillery einzuladen, daß sie zu meiner Tochter zurückkehre; ich werde mich zu diesem Zweck auf das eifrigste bemühen.“

Aus den übrigen Briefen führe ich nur eine Stelle aus dem des Herrn von Sillery an: „Sie sehen aus des Herzogs Briefe, wie sehr er Ihre Rückkehr wünscht; daß er sie für das einzige Mittel ansieht, sein Kind zu retten. Er muß seiner Tochter Gefahr sehr dringend gefühlt haben, weil er ihr alle seine Schritte, Sie zurück zu rufen, mitgetheilt hat — und das ist der einzige Augenblick, in dem sie schien Trost zu empfinden. Der Herzog sagte ihr ausdrücklich: Ihre Rückkehr hänge nur von Ihnen ab, und ich kann nicht glauben, daß Sie einen Augenblick anstehen werden. Ich spreche nicht von den Beweisen der Zärtlichkeit, die alle Ihre Kinder Ihnen jetzt geben; die arme Kleine ist bei dem Gedanken, Sie bald wieder zu sehen, glückestrunken! denn sie zweifelt nicht, daß Sie nicht eilen werden, sie vom Tod, oder von einem noch viel traurigeren Zustande, zu retten. Kommen Sie denn! alles, was Sie liebt, erwartet Sie mit Ungeduld, man kann nur durch Ihre Rückkehr Glück hoffen.“

Wie hätte ich zögern können, meine Stelle bei Mademoiselle wieder einzunehmen, da ich sie in diesem schrecklichen Zustande wußte, da der Herzog schrieb, daß sie sterben würde, wenn man ihre Hoffnungen betrüge, da die Herzogin von Orleans noch immer fünfzig Stunden von ihr entfernt blieb, und ihren Vater ausdrücklich mit aller Sorge für das, was sie trösten, was ihr ihre Gesundheit wieder geben könnte, beauftragte? Niemand konnte be-

greifen, wie die Herzoginn von Orleans nach den Eilboten, die sie immer erhielt, nach den schrecklichen Nachrichten, die ihr der Arzt gab, ja nach den rührenden Briefen ihrer Kinder, nicht zu ihrer Tochter zurückkehrte. Frau von Chastellux suchte sie ohne Zweifel zu überreden, daß man die Gefahr, in der Mademoiselle schwebte, übertreibe; allein was wußte Frau von Chastellux davon? Vater, Brüder, Aerzte, zwanzig andere Zeugen galten doch mehr? Diese versicherten alle, daß Mademoiselle in dem beunruhigendsten Zustande sey, und sie waren persönlich bei ihr zugegen. Frau von Chastellux schloß nur, daß Mademoiselle nicht gefährlich krank sey. Ich kehrte zu ihr zurück und fand sie wirklich in einem Zustande, der mir das Herz zerriß. Meine Sorgfalt, meine Zärtlichkeit stellten ihre Gesundheit bald wieder her, aber meine verlorene Ruhe konnte mir nichts mehr zurückgeben. — Der Grund von der Herzoginn von Orleans plötzlicher Abneigung gegen mich, war offenbar die Verschiedenheit politischer Meinungen; allein jetzt erkenne ich, daß alle ihre Besorgnisse, die mir damals so übertrieben, ja so ungerecht schienen, nur zu gut gegründet gewesen sind. Das mußte nothwendig die unvermeidliche Folge der abscheulichen Grundsätze seyn, die in Europa, besonders in Frankreich, die falsche Philosophie verbreitet hatte. Alle diese Anstrengungen, die Versammlung der Generalstaaten, tausend vorgeschlagene Neuerungen mußten dieses hervorbringen. Mein Unwillen über gewisse Mißbräuche, die so leicht abzuändern waren, stößte mir beim Anfange der Revolution eine Art von Enthusiasmus ein; ich sah ihre Folgen nicht

voraus; sie schien mir sogar geeignet, die Dauer der Monarchie zu befestigen. Die Herzogin ließ sich von ihrer Einbildungskraft nicht hinreißen, sie überließ sich keinen romantischen Träumen; sie urtheilte besser als ich, sie vermochte in die Zukunft zu blicken. Die Königin wiederholte — wie man in allen damaligen öffentlichen Blättern lesen konnte — ohne Ende: „Sie erzdge ihren Sohn in den Grundsätzen der Revolution.“ Wenn das nicht die Wahrheit war, so hätte sie es gar nicht zu sagen gebraucht, einmal, weil man ihr nicht ihr politisches Glaubensbekenntniß abforderte, und weil nicht die Königin — sie sey denn Wittve und Regentin — ihren Sohn erzieht. Ich habe den König und die Königin bei allen diesen feierlichen Zusicherungen immer für treuherzig gehalten. Aus einer lobenswürdigen Gesinnung — denn sie war edelmüthig — glaubten sie damals an die Dankbarkeit der Nation. Sie wußten damals noch nicht, daß die Völker nur, wenn sie unterwürfig und glücklich sind, ihren Fürsten Dankbarkeit zollen.

Ich habe jederzeit monarchische Grundsätze gehabt, und war, wie alle meine Schriften bezeugen, dem Geschlecht unserer Könige ergeben. Während meiner Auswanderung habe ich in den „Schwanen-Rittern“ und den „kleinen Ausgewanderten“ diese Grundsätze erwiesen, und unter Napoleons Herrschaft habe ich durch „die Herzogin von Cavalliere“ und „Frau von Maintenon“ Ludwig XIV. wieder in die Mode gebracht. Unter dieser Regierung habe ich keine Gelegenheit versäumt, die Helden der alten Zeit zu rühmen. In „der Fräulein von Clermont“

habe ich zu sagen gewagt: „Wo kann man besser an den Ruhm denken, als in den Gärten von Chantilly?“ Ja, ich habe sogar unter der Regierung Napoleons eine Novelle geschrieben, unter dem Titel: „Ein Zug aus dem Leben Heinrich IV.“, die außerdem noch das Lob dieses großen Mannes enthält; ich habe „das Fräulein von Lafayette“ geschrieben, worin sich dieselbe Denkungsart ausspricht. Ich verfaßte die Denkwürdigkeiten Dangeous, erhielt aber nicht die Erlaubniß, sie drucken zu lassen. Der noch lebende Fürst von Talleyrand bat oftmals vergeblich um dieselbe. Ich wollte die Geschichte Heinrich IV. schreiben, fing sie sogar an, war aber gewiß, daß mir ihr Druck verboten werden würde; ich beendigte sie bei der Restauration, und hatte den Muth, sie nach Bonapartes Rückkehr erscheinen zu lassen. Das leugne ich nicht: ich habe immer die Despoten gehaßt, die lettres de cachet (Verhaftsbefehle), die willkührlichen Gefängnißstrafen und die Jagdrechte; — das ist meine Denkart und meine ganze Politik — sie ist immer dieselbe geblieben. Seit der Revolution hatte ich in Frankreich nichts drucken lassen, als meinen „Unterricht einer Erzieherinn“ und meine „moralischen Reden,“ unter welchen sich eine gegen die Aufhebung der Klöster befindet. In keiner der übrigen steht auch nur ein Wort, das ich jetzt zu verläugnen wünschen könnte. Und dennoch verlor ich vom Anfang der Revolution an viele Freunde; unter andern Frau von Montant und Frau von Andlau. Die erste entbehrten wir in Belle Chasse um so mehr, da sie eine sehr liebenswürdige Tochter hatte, welche Mademoiselle sehr liebte.

Nun ich bis zu dem wichtigen Zeitpunkt der Revolution gekommen bin, gedenke ich keineswegs alle abgeschmackte Anschuldigungen zu widerlegen; die Meinung derjenigen, die mich nach namenlosen Schmähschriften beurtheilen, nicht nach meinen Handlungen, nach meinen langen Berufsarbeiten, nach meinen Schriften, die vielleicht sehr mittelmäßig sind, aber doch einige Kenntnisse und gute Grundsätze beweisen, hat für mich gar keinen Werth. Mein Gewissen und der Ueberblick meines Lebens geben mir die süße Gewißheit, daß nur die Verläumdung mich angreifen kann, daß es, mich anzuschwärzen, unmöglich ist. Niemand wird glauben, daß eine Frau, die Künste und Wissenschaften immer geliebt, die den Hof nie um eine Gnade gebeten hat, die nie bei einem Minister erschienen ist; die man immer beschuldigte scheu zu seyn; die sich im dreißigsten Jahre in einem Kloster, welches die Klausur hatte, einschloß *), um ihrer Tochter Erziehung zu vollenden, und diejenige von Kindern, die noch in der Wiege waren, anzufangen; die von diesem Augenblick an dem Hofe und der Gesellschaft entsagte, und während dreizehn Jahren Unterricht gab und zwei und zwanzig Bände schrieb — niemand, sage ich, wird glauben, daß eine solche Frau eine Intrigantinn ist. Ich lasse mich also zu keiner Rechtfertigung herab; ich habe deren nicht nöthig, und bedürfte ich ihrer, so empfände ich keinen Wunsch,

*) Frau von Genlis meint den Pavillon, welcher für sie in dem Klosterbezirk von Belle Chasse erbaut war.

sie zu machen, denn es giebt so empörende Ungerechtigkeiten, daß sie nur Verachtung erregen können. Es wäre sehr ungerecht, wollte man Alle, die sich, obgleich sie nicht unmittelbar damit beauftragt sind, mit den öffentlichen Angelegenheiten abgeben, zu der Klasse der Intriganten rechnen. Die Liebe des öffentlichen Wohls und der Wunsch seinen Freunden zu dienen, kann eben so wohl, wie Ehrgeiz und Begehrlichkeit, dazu antreiben. Ich habe tugendhafte Männer und achtungswürdige Weiber gekannt, die Geschmack an Geschäften hatten; ich fand gut, daß sie sich deren annahmen, denn sie wurden aus uneigennütigen Gründen dazu bewogen und hatten die Talente, welche ihnen Gelingen versprechen konnten. Wenn Geschäfte glücken sollen, der muß — nicht eben falsch seyn, aber doch eine gewisse Biagsamkeit haben; er muß alle, die ihm nützen können, nicht nur schonen, sondern sie zu gewinnen suchen; er bedarf Klugheit und wenigstens ein wenig Borstellung, besonders aber muß er eine unbegreifliche Thätigkeit haben. Ich habe keine Klugheit, ich kann mich nicht verstellen; ich kann mich schwer entschließen, nur aus dem Zimmer zu gehen, und nie hat mich Jemand eine Viertelstunde lang von Geschäften unterhalten, ohne wahrzunehmen, daß ich nur mit dem größten Zwange aufmerksam blieb. Ein solcher Charakter hat seine Nachtheile und ist in meinem Alter unbegreiflich lächerlich; allein ich habe mich zu viel mit andern beschäftigt, um Zeit zu haben, an mir selbst zu arbeiten. Ich habe die Fehler meiner Zöglinge zu bessern gewußt, aber die meinigen habe ich alle behalten. Diese Fehler hätten

mich wenigstens gegen die befremdlichen Verläumdungen, die mich seit so vielen Jahren verfolgen, sicher stellen sollen. Nie in meinem Leben habe ich mich in politische oder Ehrgeizes-Geschäfte gemengt. Mein Ekel für alles dem Aehnlichen, und also meine Unfähigkeit dazu, war so groß, daß mich selbst meine vertrautesten Freunde nie bei Projekten der Art zu Rathe zogen; sie vertrauten mir ihre Herzens- und häuslichen Angelegenheiten, aber von ihren Glücks- und Ehrgeizesplanen war ich nur halbwegs und verworren unterrichtet. Mit dieser Gleichgültigkeit habe ich immer einen entschiedenen Geschmack für ein zurückgezogenes, häusliches, friedsamcs Leben verbunden, und einen ungeheuern Abscheu gegen alles, was Menschen, welche mit leidenschaftlicher Liebe den Wissenschaften obliegen, in der ihnen so nöthigen Ruhe stören kann. Bei einem solchen Charakter konnte ich eine Umwälzung der Regierungsform lieben, wenn ich sie dem Wohl der Nation angemessen glaubte; allein die Bewegungen, die davon unzertrennbar sind, mußte ich fürchten. Von dem Augenblick an, wie ich bei der Berufung der Generalstaaten vorausah, daß die Verwirrung der Finanzen, die allgemeine Unzufriedenheit, viel Unordnung erregen würde, wünschte ich mich zu entfernen, und erklärte öffentlich, daß ich mich mit meinen Zöglingen nach Nizza zu begeben gedenke; man beschloß, daß ich mit Anfang Septembers dahin abgehen solle — unglücklicher Weise hatte ich es angekündigt, und man tabelte es dergestalt in den öffentlichen Blättern, es schien die unselige, alles festen Grundes beraubte Popularität des Herzogs von Orleans so sehr zu gefährden,

daß man — für den Augenblick wenigstens — darauf verzichten mußte. Da ich die Erziehung meiner jungen Prinzen ohne allen Geldvortheil übernommen, da ich nie eine Belohnung hatte annehmen wollen, da ich seit zwei Jahren durch eine reiche Erbschaft ein sehr großes Vermögen besaß, hätte ich ohne Zweifel, sobald es mein Wille gewesen wäre, vollkommen unabhängig seyn können; allein ich liebte diese Kinder wie meine eignen, ich konnte mich nicht entschließen, sie zu verlassen; der älteste sollte noch fast zwei Jahre bei mir bleiben; wenn ich mich vor dieser Zeit von ihnen trennte, opferte ich ihre Erziehung und die Früchte so vieler mühseligen Jahre auf — und ich blieb! — — — Es war wahrlich ein Opfer, ich habe ihnen aber in der Folge noch größere gebracht.

Doch erhielt ich das Versprechen, daß man uns, sobald die Constitution gegeben seyn würde, eine Reise nach England wollte machen lassen. Damals glaubte man, diese Arbeit werde in wenigen Monaten vollendet seyn; sie dauerte länger. Unerachtet meiner wiederholten Bitten und meines lebhaften Wunsches, Frankreich zu verlassen, verschob sich meine Abreise unter verschiedenen Vorwänden von einer Zeit zur andern; endlich gab man uns das feste Versprechen, in dem Herbst 1790 diese Reise antreten zu können. Dem zu Folge machte ich alle meine Vorbereitungen; ich glaubte meine Abreise unverzüglich antreten zu können, als Herr von Valence eines Abends zu mir kam, mir zu sagen, daß er gewiß zu seyn glaube, der Herzog von Orleans werde noch in derselben Nacht nach

Eng-

England abgehen *). Es war ihm unmöglich, mich von einer so unerwarteten befremdlichen Sache zu überreden; allein nichts war gegründeter. Der Herzog reiste früh um fünf Uhr ab; man brachte mir ein Billet von ihm, in dem er mir sagte: „er würde nach einem Monat wieder kommen“ — und er brachte fast ein Jahr in London zu! —

Diese Reise war in jeder Rücksicht unbegreiflich, und erlaubte meinen Zöglingen nicht mehr, Frankreich zu verlassen. Das über die Abreise ihres Vaters schon unzufriedene Volk hatte sie im Auge, und würde, bei dem ersten Versuch sie aus dem Lande zu führen, sie festgesetzt haben. Bei diesem allen wunderte ich mich nur über das Betragen des Herzogs von Orleans, der seine feierlichsten Zusagen brach. Daß er mir aus seinen persönlichen Plänen ein Geheimniß gemacht hatte, befremdete mich nicht; Jeder, der ihn gekannt hat, weiß sehr gut, daß er seit der Revolution Niemandes Rath mehr Gehör gab, als dem des Herrn Laclos, daß er nur ihm vertraute. Eine andere ausgemachte Sache ist es, daß ich mit keiner der Personen, mit denen er seit der Revolution umging, in Verhältniß gekommen bin; ich habe sie nicht einmal von Ansehen gekannt, des Herzogs Verhältnisse waren mir so

*) Dieses war nach den Vorfällen des fünften und sechsten Octobers, welche man den Mänken seiner Ehrsucht zuschrieb. Lafayette drohte mit einer gerichtlichen Untersuchung, und der Herzog reiste, mit des Königs Bewilligung, nach England ab.

Ann. d. Uebers.

fremd, daß viele Personen seine „Hefte an seine Commit-
 tenten“ gelesen hatten, als ich noch nicht wußte, daß sie
 vorhanden waren. Diese Hefte machten viel Aufsehen und
 fanden großen Beifall; sie gaben das erste Beispiel groß-
 müthiger Aufopferungen, und dienten allen, welche später
 dem Publikum gefallen haben, zum Vorbild. Hätte ich
 den mindesten Antheil an dieser Schrift gehabt, so würde
 ich es nach so vielem Beifall nicht abgeläugnet, und be-
 hauptet haben, daß ich sie vor dem Drucke gar nicht gese-
 hen hätte. Diese Lüge wäre abgeschmackt und durchaus
 unbegreiflich gewesen. Ich habe vom ersten Augenblick
 an sehr entschieden versichert, daß ich diese Hefte nicht
 kenne; diese Thatsache habe ich in einem Werke niederge-
 legt, das ich 1791, das heißt zwei Monate bevor ich
 Frankreich verließ, in Druck gegeben habe. Dieses ist:
 „Erziehungs-Tagebuch oder Unterricht einer Erzieherinn.“
 Ich gebe darin Rechenschaft von meinem Betragen gegen
 meine Zöglinge, bis zu jenem Zeitpunkt. Damals war ich
 mitten unter allen den Personen, mit denen ich mein Leben
 zugebracht habe; der Herzog von Orleans lebte noch, ich
 schrieb unter seinen Augen; ich sagte in dieser Schrift alles,
 was ich hier wiederhole: einmal, daß ich mich nie in die Ge-
 schäfte gemischt; zweitens, daß er mit mir von den seinen
 nie anders als unbestimmt gesprochen; drittens, daß er
 mich seit der Revolution gar nicht mehr von ihnen unter-
 halten hat; viertens, daß ich keinen seiner Geschäftsleute,
 nicht einmal dem Ansehen nach, kannte; fünftens, daß mir
 diese Hefte erst, nachdem sie im Druck erschienen waren,
 zu Gesichte gekommen sind. Ich füge in eben diesem Werke

hinzu: um gewissenhaft wahr zu seyn, müsse ich gestehen, daß er mich seit der Revolution doch über einen einzigen Gegenstand zu Rathe gezogen habe: nämlich über die Regentschaft in der Zeit, wo man den König, nach seiner Rückkehr von Varennes, des Thrones verlustig erklären wollte. Diese Regentschaft wäre in diesem Fall dem Herzog von Orleans zugefallen; er sagte mir aber, daß er entschlossen sey, sie nicht anzunehmen, und dieses im Voraus erklären wolle; zugleich bat er mich, diese Erklärung, die in die öffentlichen Blätter eingerückt werden sollte, aufzusehen. Ich schrieb eine halbe Seite, welche diese Erklärung auf das förmlichste ausdrückte. Der Herzog nahm das Blatt mit sich, und es ward wirklich in den Tagesblättern gedruckt. Indem ich diesen Umstand an diesem Orte anzeige, wiederhole ich, daß dieses die einzige Gelegenheit ist, bei welcher mich der Herzog zu Rathe zog, und daß er mir seitdem nie wieder ein Wort von seinen Angelegenheiten gesagt hat *). Will man mich beschuldigen, daß ich auf andere Weise und durch andere Verhältnisse Theil an den öffentlichen Angelegenheiten genommen habe? Das wäre eine völlig ungegründete Anklage. Ich habe meine Lebensweise seit der Revolution in keiner Rücksicht geän-

*) Ich stelle mir vor, er trug die Abfassung dieser Erklärung mir auf, weil seine wirklichen Rathgeber diesen Schritt, den der Ehrgeiz weder eingeben, noch gut heißen konnte, nicht für klügllich hielten. Doch ist diese Ansicht nur eine Vermuthung und ich gebe sie für nichts anderes aus. Noch einen andern kleinen, auch in den Tageblättern erschienenen Aufsatz, habe ich für den Herzog verfaßt, allein nicht auf seine Bitte,

dert; dieselben Arbeiten, dasselbe wissenschaftliche Bestreben, dieselbe Zurückgezogenheit blieben mir eigen. Fünf Monate lebte ich in meinem Kloster in Paris, und verließ das Haus nur, um mit meinen Zöglingen Sammlungen, Kunstwerke, Manufakturen u. dgl. zu besehen; gewöhnlich hatte ich keinen andern Besuch, als den von meiner Familie und meinen Zöglingen, und das nur von acht bis halb zehn Uhr des Abends, wo unser Gitter geschlossen ward. Die fünf Wintermonate hindurch hatte ich alle acht Tage Gesellschaft, denn die übrige Zeit des Jahres lebte ich immer mit meinen Zöglingen in der tiefsten Einsamkeit auf dem Lande. Jetzt will ich die neuen Bekanntschaften, die ich in dieser Zeit gemacht habe, aufzählen.

Es war nicht lange vorher, daß einer meiner Bekann-
ten mich von einem jungen Deputirten aus den mittäglichen Provinzen mit dem größten Lobe unterhielt. Er sagte, der junge Mann sey leidenschaftlich für meine Werke eingenommen, und habe solche Grundsätze, welche Ehrerbietung für die Religion und Wohlgefallen an Sittlichkeit einflößen. Man bestätigte mir dieses Lob durch die Nachricht, daß er selbst Schriftsteller zweier Werke sey, die sich um den Preis der literarischen Akademie in Toulouse beworben hätten. Diese beiden, unter seinem Namen ge-

Den Tag nach seiner Abreise nach England ließ mich die Herzogin von Orleans ersuchen, die Anzeigle dieser seltsamen Reise zu machen. Ich that dieses und die Herzogin ließ sie in alle Zeitungen setzen. Darin besteht der ganze Antheil, den ich seit der Revolution an den Angelegenheiten des Hauses Orleans gehabt habe. Anm. d. Verf.

druckten, seit zwei Jahren erschienenen Schriften, waren in Paris wenig bekannt. Der Verfasser schickte sie mir zu; die eine war eine „Lobrede auf Ludwig XII. dem Vater des Volks und König von Frankreich,“ — sie enthielt zugleich das Lob der monarchischen Regierung, und der Liebe der Franzosen für ihren Monarchen. Die zweite war ebenfalls eine Lobrede, auf Herrn Lefranc von Pom-pignan, enthielt zu gleicher Zeit ein rührendes Lob der Religion, und die bestgegründete Satyre der neuern Philosophie. Diese beiden Aufsätze waren schlecht geschrieben, er hat es auch nie besser gelernt — allein es war Verstand in ihnen, Vernunft, sinureiche Ansichten, und eine vortreffliche Moral! — Ich willigte endlich ein diesen Deputirten zu sehen, und es war . . . H. Barrère! — Diese seltsame Anekdote wäre geeignet gewesen, wenn ich zu Robespierres Zeiten an sie erinnert hätte, ihn aufs Blutgerüst zu bringen, allein mein Stillschweigen, und das gänzliche Vergessen, in welches diese Aufsätze gerathen waren, sicherten ihrem Verfasser, für das abscheuliche Verbrechen: bei den ersten — sehr mittelmaßigen Versuchen seiner Feder menschliche Gefinnungen gezeigt zu haben, Straflosigkeit zu. Auf diese Weise entstand meine Bekanntschaft mit ihm. Er war jung, hatte einen guten Ruf, verband mit vielem Verstand einen einschmeichelnden Karakter, ein angenehmes Aeußeres, und ein edles, sanftes, zurückhaltendes Benehmen. Er ist der einzige Mensch, den ich mit einem Ton und einem Betragen, die in der großen Welt, ja selbst bei Hofe, nie befremdlich gewesen wären, aus dem Innern seiner Provinz habe her-

auskommen sehen. Er hatte wenig Kenntnisse, aber es war immer angenehm, oft anziehend mit ihm zu sprechen. Er zeigte viele Empfindung, leidenschaftliche Liebe für Kunst, Talente, und für das Landleben. *) Seine sanften zärtlichen Neigungen gaben bei seinem scharfen Witz seinem Charakter und seiner ganzen Person etwas Interessantes und wahrhaft Originelles. So erschien er mir, und wahrscheinlich war er damals auch so. Feigheit allein machte

*) Mancher Leser wird hier nicht ohne psychologisches Interesse einen Zug von Barrère lesen, der mit dem Bilde, welches Frau v. Genlis hier entwirft, (denn in ihre Folgerungen stimmen wir weiter nicht ein) sonderbar zusammentrifft, angeführt zu finden — ein Zusammentreffen, das durch die Verschiedenheit der Umstände höchst auffallend wird. Während einer der fürchtbarsten Sitzungen des Heils-Ausschusses der Schreckenszeit, worin Barrère seinen Sitz hatte, stand ein Mann, der mit peinlicher Theilnahme den Ausgang der heftigen Debatten erwartete, in einem der Vorzimmer des Ausschusses. Barrère kam äußerst erhitzt und abgemattet aus der Versammlung, warf sich am Kamin auf einen Sessel, streckte sich wie ein Todmüder und sagte wie für sich: ah je suis sou de la vie. Il n'y a que Dieu et la nature! (Ich bin des Lebens satt. Nur Gott und die Natur ist wirklich). — Uebersetzer, der diesen Zug zu derselben Zeit erfuhr, (er ward auch in einem öffentlichen Blatte gedruckt) hatte eine, zwischen Erstaunen, Mitleid und Abscheu getheilte Empfindung dabei, die nach dreißig Jahren noch nicht verwischt ist. Der Barrère, der diese Worte während den Gerichten des Heilsausschusses sprach, ist für den Seelenkundigen derselbe, der in Frau v. Genlis Salon Beifall erhielt.

Ann. des Uebers.

ihn blutdürstig. Meine Verhältnisse mit ihm, so wie mit allen andern Personen, die ich seit der Revolution kannte, waren übrigens nie vertraut. Ich empfing ihn nur einmal die Woche, Sonntags, wo sich immer Gesellschaft bei mir einfand. Ich schrieb ihm nur ein einziges Mal, um ihn um Nachrichten über die Hirten der Pyrenäen zu bitten; er antwortete mir drei Seiten, einzig über diesen Gegenstand; späterhin als ich in England war, erhielt ich einen Brief von ihm, in dem er mich zurückzukommen bat. Er sagte darin: „Die schrecklichen Auftritte, welche in Paris statt gehabt hatten, würden meinem gefühlvollen Herzen ohne Zweifel einen unüberwindlichen Abscheu einflößen; er schlage mir daher nicht Paris zu meinem Aufenthalt vor, sondern seine Besizung in den Pyrenäen, wo ich in friedlicher Zurückgezogenheit unter dem Hirtenvölkchen, dessen Sitten und patriarchalische Tugenden ich so schön beschrieben habe, leben könnte.“ Der Brief, welcher außer diesem nur Lobeserhebungen enthielt, war vom ersten Oktober 1792. Ich antwortete ihm nicht, und habe dann nie Briefe mehr mit ihm gewechselt.

Meine Bekanntschaft mit Petion war von derselben Art. Ich gestehe, daß ich bis zu dem schrecklichen Zeitpunkt von des Königs Tod für diesen wahre Achtung gehabt habe; ich sah ihn aber, weil er mehr Geschäfte hatte, weniger als die andern Deputirten, die mich besuchten. Nur einmal, ich will sogleich sagen, bei welcher Gelegenheit, habe ich ihm geschrieben. Als ich mit Mademoiselle und meinen beiden andern Zöglingen, Henriette und Pamela, nach England abreiste, fürchtete ich, diese Reise

möchte unter den Einwohnern der Provinzen, durch welche unser Weg ging, einen unangenehmen Eindruck machen; besonders da ich keinen Mann bei mir hatte, der im Fall der Noth mit dem Volk und den Municipalitäten reden könne. Diese Besorgniß theilte ich Petion mit, und er bot mir seine Begleitung bis London an. Da er damals der größten Popularität genoß, war ich sicher, daß wir dadurch jeder Unannehmlichkeit überhoben seyn würden, und nahm den Vorschlag sehr freudig an. Paris war in dieser Zeit mit der Wahl eines Maires beschäftigt, und man wußte voraus, daß sie einstimmig auf Petion fallen würde, er selbst gestand es mir offenherzig, und setzte hinzu, daß er sich eben deshalb, damit man ihn seiner Umtriebe bezüchtigen könne, jetzt gern von Paris entfernte, um so mehr, setzte er hinzu, da er unwiderruflich entschlossen sey, diese Stelle auszuschlagen. Da ich in seinem Charakter Unentschlossenheit, und eine oft bis zur Schwäche gehende Gutherzigkeit und Nachgiebigkeit bemerkt hatte, antwortete ich ihm, wenn man recht in ihn dränge, werde er, denke ich, sie doch endlich annehmen. Folgendes waren darauf seine eigene Worte: „wie man auch in mich dringen mag, so gestatte ich Ihnen, wenn ich diese Stelle annehme, mich für den verächtlichsten Menschen zu halten.“ Während unsrer Reise wiederholte er mir diese Worte wohl zwanzig Mal. Als ich vernahm, daß er die Stelle dennoch angenommen hatte, hörte ich auf seinen Charakter zu achten: allein, ich blieb überzeugt er habe das rechtlichste, gradeste Gemüth, und die tugendhaftesten Grundsätze. Wir langten ohne alle unangenehme

Hindernisse in London an; er verließ mich während ich dort Pferde wechselte, blieb acht Tage daselbst, und kehrte dann nach Paris zurück. *) Wir standen in keinem Briefwechsel; dazu ließen mir meine Geschäfte nie Zeit. So lange ich lebte haben mich nur meine Pflichten, oder meine Zärtlichkeit als Mutter und Erzieherin zu einem geregelten Briefschreiben bewegen können. **) Weitere Verhältnisse habe ich nie mit Petion gehabt. Unter den übrigen Deputirten sah ich folgende am meisten: Herrn von Beaumanoir (***)

*) Petion war mit im Sturz der Gironde begriffen, er entzog sich seinen Henkern durch die Flucht, irrte lange mit einem andern Geächteten, Buzot, in den Gebirgen und Wäldern seines Geburtslandes, um dem Beile zu entgehen, umher, und ward endlich mit seinem Gefährten verhungert oder ermordet, von den Waldthieren schon halb verzehrt, gefunden. Als er damals Frau v. Genlis so dienstfertig begleitete, war er, wie die damaligen Zeitschriften sagten, in einer geheimen Sendung an die Anhänger der Republikanischen Parthei in England begriffen.

Ann. d. Uebers.

**) Das ist so wahr, daß ich fünf oder sechs Jahre vor der Revolution alle Briefe, welche mir durch die Post zukamen, zurückwies. Als Schriftstellerin und zum Hofstaat eines Fürsten gehörig, mußte ich, um nicht zu Grund zu gehen, diese Maßregel, die mir wahrlich keine Anhänger gewinnen konnte, ergreifen.

Ann. d. Verf.

***) 1789 Deputirter des Adels von Blois bei den Generalstaaten, 1792 führte er die Rhein-Armee an; er war der Kaiserin Josephine erster Gemahl, 1760 in Martinique geboren, und während der Schreckenszeit ein Opfer der damaligen Angeberei.

Ann. d. Herausg.

eines der interessantesten von Robespierres Schlachtopfern; ihn, Mathieu von Montmorency und Herr Girardin kannte ich schon lange vor der Revolution; seltner empfing ich Gelehrte, wie Bolney, Grouvelle *) und Millin; endlich auch Künstler, unter denen David sich befand. Ich bedarf deshalb keiner Entschuldigung. David begnügte sich damals der erste Maler in Europa zu seyn, er war noch nicht Deputirter, und ich kannte ihn schon mehrere Jahre vor der Revolution. Als Ludwig XVI. noch auf dem Throne saß, machte er ein Gemählde von dem Ballhaus, und durch eine höllische, nicht eine himmlische Sehergabe, zeigte er im Hintergrunde das Schloß von Versailles, auf welches ein Blitzstrahl herab fuhr. Ich fragte ihn um die Bedeutung dieses Umstandes. „Er stellt, war seine Antwort, den Sturz des Despotismus vor.“ Ich machte ihm bemerklich, daß es den Untergang der königlichen Familie zu bedeuten scheinne, — und darüber hatten wir einen lebhaften Streit. Ich spottete in seiner Gegenwart über den Triumphzug

*) Grouvelle, Cerutti's Schüler, von dem eine geistreiche Frau sagte: er habe seines Lehrers Philosophie nur in kleine Phrasen zu stecken gelernt, war mittelmäßig, kalt und eitel. Er war Sekretair des Prinzen von Condé, und verfaßte seine erste Satyre gegen die Großen, in dessen Hause, wo er von ihm mit Güte behandelt ward. Seine poetische Erzeugnisse sind sehr leicht, mehr Werth hat eine Abhandlung über die Tempelherrn, welche anziehende und neue Thatsachen über die geheimen Ursachen ihres Untergangs enthält. Er starb 1806 in Paris im sechzigsten Jahre seines Lebens.

Voltaire's, der wirklich, vor dem Fest der Vernunft das lächerlichste, abgeschmackteste, ärgerlichste war, was man je in Paris erlebt hatte. David hatte den Triumphwagen, welcher Voltaire's Leiche führte, angegeben. Er fand meinen Tadel sehr unverschämt und besuchte mich nicht wieder.

Das sind alle Bekanntschaften, die ich seit der Revolution gemacht habe, vöschon manche Schmähchriftler, unter andern Gauthier, behaupteten, daß ich mit dem Abbé Sieyès — den ich nicht einmal gesehen und mit ihm nie das entfernteste Verhältniß gehabt habe — in zärtlicher Vertraulichkeit gelebt, auch Mirabeau und den Herrn v. Lameth ingeheim gesehen haben soll. Diesen lezten kannte ich gar nicht; Mirabeau, so sehr ich sein Rednertalent, wenn er unvorbereitet sprach, bewunderte — eine Huldigung, die ihm die Unpartheilichkeit nicht zu verweigern vermochte — wollte ich dennoch nie Zutritt gestatten. Ich traf ihn zweimal in einem fremden Hause an, und da schien er mir so liebenswürdig, als beredt. Wir sprachen nur von Literatur. Einmal hat er mir geschrieben, er bat mich um die Erlaubniß, mir eine Rede, die er über die Adoption halten wollte, vorlesen zu dürfen. Ich lehnte es ab, indem ich ihm aufrichtig sagte: jedes Verhältniß zwischen uns werde Verläumdung erregen; ich habe ihn nicht wieder angetroffen, und nicht mehr von ihm reden hören. Mir bleibt nur noch übrig, von meinen öffentlichen Handlungen Rechenschaft zu geben. Meine täglichen Beschäftigungen blieben sich gleich; der ganze Tag war meinen Schülern gewidmet, die Nachtstunden meinen Studien und lite-

rarischen Arbeiten geweiht; nur des Sonntags speisten meine genauesten Freunde bei mir zu Mittag. Zuweilen, aber gewiß seltner als alle andre Personen der großen Welt, besuchte ich die National-Versammlung. Zweimal fand ich mich bei den Jakobinern ein; sie waren damals gewiß noch nicht, was sie seitdem geworden sind; ihre Redner schienen mir aber so mittelmäßig, ihre Grundsätze so übertrieben und gefährlich, daß ich nicht zu ihnen zurückkehrte. Ein einziges Mal führte mich die Neugier in eine öffentliche Sitzung der Cordeliers — das Schauspiel war eben so schrecklich als originell und lächerlich. Weiber aus der Volksmasse, obgleich sie nicht die Tribune bestiegen, sprachen doch öffentlich; sie unterbrachen die Redner, machten von ihrem Sitz aus langes Geschwätz, und riefen, wie sie es nannten „zu den wahren Grundsätzen“ zurück. Ihre Reden waren lächerlich, aber ihre Grundsätze erregten Entsetzen. Man hatte gesagt, ich hätte Mademoiselle in diese Sitzung geführt — das ist nicht wahr; sie hat mich nicht einmal zu den Jakobinern begleitet.

Man hat behauptet, ich sey mit Brissot in Verbindung gestanden — das ist durchaus falsch. Vor der Revolution habe ich einmal mit ihm verkehrt, und das auf folgende Weise. Seitdem ich Schriftstellerin war, hatten die Grundsätze von Menschlichkeit, die in meinen Schriften ausgedrückt sind, viele Unglückliche bewogen, sich in ihren Angelegenheiten an mich zu wenden, was um so häufiger geschehen mußte, da mir meine Lage viele, nie von mir vernachlässigte, Mittel ihnen beizustehen an die Hand gab. Drei oder vier Jahre vor der Revolution ward Brissot,

der — ich weiß nicht an welcher Zeitung arbeitete — in die Bastille gesetzt, ich hatte nicht von ihm sprechen hören, wußte nicht, daß er der Verfasser von fünf bis sechs damals sehr wenig bekannten, dicken, sehr mittelmäßigen Bänden war, die ich seitdem durchgeblättert habe. *) Er nannte sich damals Herr v. Barville, schrieb mir aus der Bastille, selbst mir Theilnahme an seiner Lage ein, und ich bat den damaligen Herzog von Chartres für seine Befreiung zu wirken. Der Herzog betrieb die Sache mit vielem Eifer, und Brissot ward nach vierzehn Tagen in Freiheit gesetzt. Er kam zu mir, um mir zu danken. Nach wenigen Tagen belehrte mich ein neuer Brief von ihm, daß er in eine Kammerfrau der Mademoiselle verliebt sey; ich war dem

*) Brissot war eines Gastwirthssohn aus Quarville bei Chartres. Er hatte gute Studien gemacht, und legte sich besonders auf das Kriminalrecht, über welches er zehn Bände geschrieben hat. Seine übrigen Schriften, von denen Frau v. Genlis hier spricht, sind: „Ueber die Wahrheit.“ — „Allgemeiner Briefwechsel über das, was das Glück des Menschen und der Gesellschaft betrifft.“ — „Darstellung der Künste und Wissenschaften in England.“ — „Zustand der Engländer in Ostindien, und über den indischen Staat.“ Diese Schriften waren an seiner Gefangennehmung schuld; nicht die Schmähschriften, welche man ihm zuschrieb, und die er nicht verfaßt hatte. Die Rolle, welche er in der Revolution spielte, ist bekannt, allein man hat vergessen, daß er in dem Prozeß des unglücklichen Ludwig XVI. für den Aufruf ans Volk stimmte, der, wenn er statt gefunden, den König gerettet hätte. Er starb 1793 im vierzigsten Jahre, unter der Guillotine.

Mädchen gut und stellte ihr vor, daß sie eine Thorheit begehen würde, einen Menschen ohne Talent — denn dafür hielt ich ihn — und ohne alles Vermögen zu heirathen. Mein Rath fruchtete nichts, ich übernahm es also, an die Mutter des jungen Mädchens, die in Boulogne lebte, zu schreiben, damit sie ihre Einwilligung in die Heirath gebe; versprach auch, für Herrn von Barville um ein kleines Amt anzuhalten. Die Einwilligung der Mutter ward erlangt, die Hochzeit vollzogen, und Frau von Barville reiste sogleich mit ihrem Manne nach England ab. Dort blieb sie, bis der damalige Herzog von Chartres durch den Tod seines Vaters Herzog von Orleans ward; da erhielt ich ein Amt mit einem Gehalt von tausend Thalern, und einer Wohnung in dem orleanischen Kanzleigebäude, für Herrn v. Barville. Er kam mit seiner Frau mir für ein Loos, das seine Erwartungen übertraf, zu danken. Das war aber sein letzter Besuch. Ungeachtet seiner Ansichten über die „vollkommene Gleichheit,“ die unter den Menschen herrschen solle, die er seitdem entwickelte, mochte Herr Brissot vielleicht seine Frau nicht in das Haus zurück bringen, wo sie als Kammerfrau gedient und mit denselben Bedienten, die noch dort aufwarteten, an dem Küchentisch gespeist hatte. Das hat mich Herrn Brissots erstaunliche Undankbarkeit gegen mich wenigstens vermuthen lassen, denn von diesem Augenblick an, erhielt ich von ihm und seiner Frau nicht das geringste Zeichen von Andenken, noch weniger von Theilnahme. Doch klage ich Madame Brissot deshalb nicht an, diese bedauernswerthe Frau ist durch ihre Tugenden wie durch ihr Unglück gleich interessant.

Seit des Königs Flucht nach Varennes und seiner erzwungenen Rückkehr brannte ich vor Ungeduld Frankreich zu verlassen, und erhielt endlich vom Herzog von Orleans die Erlaubniß dazu. Die Aerzte verordneten Mademoiselle die Heilquellen von Bath. Wir verließen mit sehr unverdächtigen Pässen versehen, welche dahin lauteten, daß wir, so lange es Mademoiselles Gesundheit erfordern würde, in England verweilen dürften, den eilften Oktober 1791 Paris, kamen gegen die Nacht in Calais an, und stiegen in Dessaints Gasthose ab. Ein sehr wohlgekleideter junger Mensch mit zwei Kerzen in der Hand, leuchtete uns in unsre Zimmer, kaum dort angelangt, setzte er die Kerzen auf den Tisch, warf sich mir zu Füßen und rief: „Ich bin Martin!“ — Die Geschichte dieses Jünglings verhielt sich folgendergestalt: Er war der Sohn eines Fischeführers *); — einige Wochen vor meiner ersten Reise nach England hatte dieser Jüngling seinen mit frischen Seefischen beladenen Karren eine Anhöhe herabgeführt, als ihm ein Trunkener begegnete; der arme Martin schrie ihm vergeblich zu, sein Pferd aufzuhalten war ihm unmöglich, und da der Trunkene nicht aus dem Wege ging, fuhr er ihn so unglücklich um, daß er todt auf dem Platze blieb. Glücklicherweise befanden sich drei Menschen auf dem Wege, die Zeugen des Vorgangs waren; Martin, der damals siebenzehn Jahre alt war, verlor aber über diesen unfreiwilligen Mord dermaßen die Fassung, daß er, anstatt

*) Chasse marée, Leute, welche die Seefische in größter Schnelle in die Städte abführen.

sich freiwillig vor Gericht zu stellen, nach Douvres entflohen. Man wurde er in Contumaz verurtheilt. Bei meiner ersten Reise kam seine Mutter zu mir und bat mich, bei meiner Rückkehr nach Frankreich, seine Begnadigung auszuwirken; der Gastwirth Dessaints nahm lebhaften Antheil an ihm und Jedermann versicherte mich, daß es ein wackerer Mensch sey. Ich sah ihn in Douver, wo er in einem Wirthshaus diente; er war ein hübscher Mensch und rührte mich sehr, als er mir sagte: seine größte Freude bestehe darin, auf die Dünen zu steigen und nach den Küsten von Frankreich zu blicken. Sobald ich nach St. Leu zurück kam, überreichte ich dem Herzog von Orleans eine kleine Bittschrift, welche das Schicksal dieses Jünglings erzählte, und er brachte mir am folgenden Morgen ein förmliches Schreiben, das seine Begnadigung enthielt. Dessaints nahm ihn in seinen Gasthof, und nach sechs Monaten hatte er ihn so lieb gewonnen, daß er ihm seine Nichte, die seine einzige Erbin war, zur Frau gab. Dessaints hatte wenigstens dreimal hundert tausend Franken im Vermögen. Dieser junge Mensch hat mir alle mögliche Beweise von Dankbarkeit gegeben. Anfangs der Auswanderung entdeckte er, wo ich mich aufhielt; er schrieb mir und bot sich an, meine Ueberfahrt nach England auf seine Kosten zu bewerkstelligen — und dieses ist nicht der einzige Beweis seiner Anhänglichkeit geblieben. Ich habe mein Lebenlang so viel Undankbarkeit erfahren, daß ich die Beweise des Gegentheils an mir oder andern mit Freuden in diesen Denkwürdigkeiten aufzeichne.

Bei unserer Ankunft in London stiegen wir Anfangs in
dem

Hause ab, welches der Herzog von Orleans gekauft hatte. Hier blieben wir vierzehn Tage, dann begaben wir uns nach Bath, wo wir zwei Monate verweilten. Es befand sich eine vortreffliche Schauspielergesellschaft an diesem Badeort, welche sowohl Lust- als Trauerspiele aufführte; ich miethete eine Loge und um uns mit der Gesprächs- sprache recht vertraut zu machen, gingen wir fast täglich ins Theater. Das Trauerspiel verstanden wir bald voll- kommen, nicht so das Lustspiel; die Schnelligkeit des Vor- trags, die vertraulichen und sprüchwörtlichen Redensarten, die häufigen Abkürzungen machten uns unaufhörlich irre. Allein wir hatten stets ein gedrucktes Exemplar des ge- spielten Stückes bei uns, wo das Nachlesen uns bald zum rechten Verständniß verhalf. Auf diese Weise gelang es uns nach wenig Wochen das Englische so leicht wie ein ge- borner Engländer zu verstehen. Wir hatten in Bath nur sechs Bekanntschaften: einen irländischen Priester, der uns Beichte hörte, Lord und Lady Londonderry, den Ba- dearzt Doktor Forthergill, Doktor Warner und Herr Neagle, alles die liebenswürdigsten Gesellschafter. Von Bath reisten wir nach Bristol, darauf zu Herrn Hoare Esq., dessen schönes Schloß: Stourhead in dieser Gegend gelegen ist. In seinem Park befindet sich ein sehr ehrwür- diges Denkmal: ein Thurm, von dessen Zinnen herab Al- fred der Große, dem es gelungen war, durch seine glän- zenden Siege die Dänen so eben völlig zu verjagen, die Freiheit Englands verkündigte. Oft stieg ich ganz allein auf die Spitze dieses alterthümlichen Thurmes und suchte in langen Träumereien die edeln Gedanken zu

errathen, die an dieser Stelle den legitimen Herrscher, den Befreier und Gesetzgeber seines Volkes beschäftigen mußten; dieses Fürsten, dessen Leben eben so rein als heldenmüthig und glänzend war; dieses bescheidenen, großmüthigen Siegers; dieses mit Recht berühmten Dichters; dieses Heiligen auf dem Thron und im Feldlager. . . . kurz dieses Fürsten, der vom Himmel eben so verschiedene Talente erhielt und einen eben so umfassenden Genius hatte, als seine Seele groß und erhaben war. Wir verlebten vierzehn Tage auf das Angenehmste in diesem reizenden Aufenthalt. Von da gingen wir nach Edmonds-Bury, wo ich ein niedliches Haus miethete. Hier machten wir verschiedene Bekanntschaften, deren Andenken mir stets unvergeßlich seyn wird. Unter ihnen befand sich der Squire Bunbury, der sehr schöne Wärmehäuser hatte; er schickte mir alle Sonnabende einen Esel mit Früchten und Blumen beladen, unter denen sich Pfirschen befanden, die mit den besten von Montreuil wetteifern konnten. Wir besuchten Herrn Howard, den jetzigen Lord Norfolk, oft auf seinem Landgut. Er war jung, katholisch, voll Tugend und Güte, musterhaft fromm und sehr liebenswürdig in der Gesellschaft. Ich sah einen jungen Mann bei ihm, für den ich sowohl, als meine drei Zöglinginnen, wirklich Freundschaft faßten; denn bei allen Annehmlichkeiten der Jugend, bei der liebenswürdigsten Fröhlichkeit, waren seine Sitten und sein Betragen so tadellos, er war so vernünftig, daß man ihm unwillkührlich wie einem reifen Manne vertraute. Wirklich verdiente er als ein solcher werthgeschätzt zu werden; dieses war Herr Hervey, der

jetzige Lord Bristol. Ich lernte in Bury auch den berühmten Arthur Young kennen, der, indem er Ackerbau und Landwirthschaft zu seinem einzigen Nutzenmerk machte, sein Vermögen zu Grunde richtete.

Von Bury gingen wir mehreremale auf die Universität Cambridge und auf die Pferderennen von New-Market; wir bereisten auch die Provinzen von England, die schönen Höhlen von Derbyshire — die Art von Alabaster, der die Stalaktiten dieser Höhlen bildet, ist immer weiß, wenn die aus ihm gebildeten Gefäße blau und violett sind, verdanken sie es allezeit einem chemischen Prozeß. Dieser Umstand setzte mich in große Verwunderung. — Herr Bellenger, der berühmte Architect, der kurz vor der Revolution England besuchte, brachte eine Mappe voll allerliebster farbiger Zeichnungen zurück, die er uns in Belle Chasse zeigte. Die Höhlen von Derby zogen uns vorzüglich an; wir bewunderten die zierlichen Drapperien von Alabaster, mit denen die Natur sie ausschmückte und die in diesen Darstellungen alle mit blau und violett eingefast waren *). Die Sache verhielt sich aber so, daß Herr Bellenger diese Höhlen nicht selbst besucht, sondern nach schwarzen Kupferstichen, so wie die ihm bekannten farbigen Vasen gemalt hatte **). Das kann vor dem

*) Wie wir diese Höhlen sahen, hatten die Manufakturisten diese schönen Drapperien noch verschont und begnügten sich die Stalaktiten und Stalagmiten derselben, die aus gleicher Masse bestehen, zu verarbeiten.

***) Es scheint doch, als wenn Frau von Genlis dem Maler der Derbyshire-Höhle Unrecht gethan hätte, indem unsere Natur-

so oft begangenen Fehler, fremdem Antriebe zu folgen, warnen. In dem zweiten Theil von „Felicien's Erinnerungen“ habe ich mehrere auffallende Beispiele dieses Fehlers angeführt — er ist um so viel schädlicher, weil er das Vertrauen in Reiseberichte überhaupt schwächt. Man muß junge Leute, die auf Reisen gehen, sorgfältig dafür warnen; geistreiche Personen sind ihm, weil sie natürlicherweise lieber errathen als fragen und ergründen mögen, vorzüglich ausgesetzt. Wir besuchten das Walliserland, wo wir, wie ich erzählt habe, die Bekanntschaft der beiden Freundinnen in Langollen machten. Wir sahen auch Portsmouth und die Insel Wight. Während dieses langen Aufenthalts in England habe ich nichts geschrieben, als den Kirchhof von Bury, und gar kein französisches Buch gelesen, einzig nur Englisch, aber dieses sechs Stunden des Tages, und aus allen meinen Lektüren habe ich mir Auszüge gemacht. Alle Zeit, die ich nicht mit meinen eigenen Studien zubrachte, widmete ich Mademoiselle. Ich beschäftigte mich auch mit meiner kleinen Eglantine, der ältesten Schwester meines Anatole. Dieses Kind war mir um so theurer, da ich Mutterstelle bei ihm vertrat; sie war nur fünf Jahre alt, und erinnerte mich durch Sanftheit, Klugheit und Schönheit unaufhörlich an ihre Mutter. Von ihr erwartete ich, wenn gleich keinen Ersatz für den größten Verlust meines Lebens, doch

kundige und Reisende die Farbe der artigen, sehr verbreiteten Gefäße von Bathstein, für einen von der Natur farbig gegliederten Flußspath erkennen. Anm. d. Uebers.

einen Trost in der Zukunft *). Als wir nach England kamen, wußte sie noch kein Wort Englisch; nach acht Tagen nahm ich wahr, daß sie einen Redesatz, welchen sie auf dem Spaziergang oft von den Vorübergehenden hörte, sehr gut verstand. Man rief oft bei ihrem Anblick: Pretty little Girl! (ein niedliches kleines Mädchen)! Ich sah sie lächeln und fragte sie: warum? „Weil man sagt, ich sey ein niedliches kleines Mädchen“ antwortete sie. Dieser Instinkt weiblicher Eitelkeit gab ihr den ersten englischen Sprachunterricht und nach zwei Monaten verstand sie Alles.

Dank der Güte der Herren Planta und Paradise, fehlte es mir in Bury nie an Büchern; sie schickten mir von London alles was ich verlangte. Alles was die englische Literatur anging, las ich mit besonderer Theilnahme; so auch das ganze englische Theater von Shakespear und Ben Johnson, bis auf unsere Zeit; auch das englische Wörterbuch berühmter Männer, welches, in so weit es Engländer angeht, vortrefflich, aber rücksichtlich anderer Nationen, besonders der Franzosen, voller Fehler ist; auch die ganze Geschichte von England las ich wieder durch und überzeugte mich von einer Sache, die ich bisher nur schwankend gewußt hatte: daß man Carl II., dessen un-

*) Ach diese Hoffnung ward grausam betrogen! Ich wagte nicht, sie den Gefahren meiner Flucht und der Auswanderung auszusetzen, ließ sie in Frankreich bei meiner Tochter (Valence) und sie starb! —

Ann. d. Verf.

Frau von Genlis scheint hier von den hinterlassenen Kindern ihrer ältesten Tochter zu sprechen, deren sie noch nirgends erwähnt hat.

Ann. d. Uebers.

glücklicher Vater als Opfer einer schmähhlichen Faction, und abscheulichen Revolution, auf dem Blutgerüst starb, überwiegend großes Verdienst allgemein mißkannt wird. Nach der Restauration betrug sich Carl II. mit einem Muth, einer Weisheit, einer Vorsicht, die man gar nicht genug bewundern kann. Er setzte die Abgaben, die unter Cromwell unermesslich gewesen waren, herab; er verstand mit der größten Geschicklichkeit, Festigkeit mit Milde zu verbinden. Besonders trug er Sorge, die Religion wieder herzustellen. Ordnung und Friede waren die Früchte dieser glücklichen Bemühungen. Er ward der Gründer der jetzt so berühmten Londoner Gesellschaft der Wissenschaften; er versprach auf das Feierlichste alle denen, die sich der strengen Wissenschaften befließigen würden, Beförderung; er schickte zu andern Nationen, um die Grundregeln unbekannter Wissenschaften bei ihnen zu holen; er verbesserte die unpassenden, seltsamen Ausdrücke, die Neuerungen der Sprache, welche unter Cromwell fast barbarisch geworden war. Das sind wichtige und nicht genug bekannte Verdienste. Man könnte über die geschichtlichen Ungerechtigkeiten, Verläumdungen und Vergessenheiten ein vortreffliches Buch schreiben.

Die letzte Zeit meines Aufenthalts in England wurde durch die drohendsten Befürchtungen beunruhigt; die Feinde des Hauses Orleans suchten mich zu schrecken — man schrieb mir die fürchterlichsten anonymen Briefe, einen englischen unter andern, in dem man mich eine wilde Furie nannte und mich bedrohte, unser Haus nächtllich in Brand zu stecken. Ich hatte doch nie Umtriebe begon-

nen, ich liebte die Monarchie; ich hatte alles gethan, um die Stimmung des Herzogs von Orleans zu mildern. Außerdem zog er mich, wie ich schon wiederholt habe, seit langer Zeit nie mehr zu Rath; ja er hatte gegen meine Meinung über diese Gegenstände eine überwiegende Geringschätzung; nach seiner Ansicht „könnte ich mich durchaus nicht zu der Höhe der neuen Begriffe aufschwingen.“ Als ich die Absetzung des Königs und die Einführung einer Republik erfuhr, hatte ich eine sonderbare Empfindung; ich rief voller Schmerz: „Ach, so wird man Athalie, dieses Meisterstück der französischen Bühne, nie mehr spielen!“ Ich habe diesen Ausruf, der mir ganz unwillkürlich entschlüpfte, in „den Emporkömmlingen“ angeführt.

In den letzten Tagen des Septembers 1792, als ich noch in Bury wohnte, sah ich aus den französischen Tagesblättern, daß man fürchterliche Pläne machte und den König und die Königin vor Gericht stellen wollte. Ich glaubte, daß Petion noch seinen alten Einfluß habe, und dieses abscheuliche Vorhaben aus allen Kräften bekämpften werde. Allein ich hatte weniger Vertrauen in seine Talente, als in seine Geradheit; ich hatte einige Gedanken, die mir gut vorkamen und das dringende Interesse der Gerechtigkeit und Menschlichkeit bewog mich, sie ihm mitzutheilen. Ich schrieb dem zufolge Petion zum erstenmal, und über den Prozeß des Königs und der Königin, welchen die Zeitungen anzukündigen schienen. Mein Brief war sechs Seiten lang *); ich bewies darin, daß ohne

*) Ein damaliges Journal sagt folgendes von diesem Brief:
„Der Patriot Gorsas beklagt sich in seinem Journal über ei-

Rücksicht auf die Menschlichkeit die Politik allein schon den Franzosen vorschrieb, bei dieser Gelegenheit nicht nur billig, sondern großmüthig zu seyn. Da man damals Beispiele aus der römischen Geschichte verlangte, führte ich die Römer an, welche unter ähnlichen Verhältnissen ihre Kbnige fortschickten, deren Freiheit und Vermögen aber unangetastet ließen. Ich entwickelte alle Vortheile eines solchen billigen, großmüthigen, edeln Betragens, und alle fürchterliche Nachtheile, die ein entgegengesetztes nach sich ziehen würde. Nachdem ich diesen Brief geschrieben, wagte ich nicht, ihn der Post anzuvertrauen; eine besondere Gelegenheit hatte ich nicht, ich wagte also, ihn den Herren Fox und Sheridan zu senden, gewiß, daß sie dessen Ansichten gutheißen und ihn von London aus mit irgend ei-

nen in unserer vorletzten Nummer aufgenommenen Artikel, in dem von einem aus England geschriebenen Brief die Rede ist, der, wie wir sagen, nicht offizielle, aber offiziöse Winke enthält, das Leben Ludwig XVI. und seiner Familie auf das Sorgfältigste zu schonen.“ Gott behüte uns, daß wir damit hätten sagen wollen, daß Gorsas und die andern ehrenwerthen Journalisten, welche diese Briefe bekannt machen, sie erfunden hätten! Damit wäre ja unser eigenes Urtheil gesprochen, denn sie finden sich ja auch in unseren Blättern; der Ausdruck: offiziös, meint nur den Verfasser derselben und wir hatten nur den Zweck, gegen solche aus der Fremde uns zukommende Ermahnungen ein kluges Mißtrauen zu erwecken. Joseph Gorsas muß sehr gut wissen, daß London voller Feuillans, voller Biscammeristen ist (die ersten waren eine konstitutionell=monarchische Partei, die zweiten wollten zwei Kammern, wie jezt vorhanden sind), voll ungeschwornen Prie-

ner Gelegenheit sicher nach Paris schicken würden. Kaum kannte ich diese beiden, ihres Genies, ihrer Talente und Tugenden wegen, mit Recht berühmten Männer; ich hatte sie beide nur einmal gesehen, allein auf ihren Ruf hin hatte ich mich schon, wie ich später sagen werde, in persönlichen Angelegenheiten an sie gewendet, und sie hatten mir mit der ihnen eigenen Güte geantwortet, so daß ich nicht anstand, sie mit meinem Brief an Petion zu beauftragen; ich schickte ihnen denselben ungesiegelt, bat sie, ihn zu lesen und wenn er ihren Beifall hätte, ihn abzusenden. Fox antwortete mir mit umgehender Post französisch: daß er von meinem vortrefflichen Brief bezaubert wäre (das waren seine Ausdrücke) und daß ihn Petion

ster — kurz voll des Schaumes, den Frankreich in seiner letzten Revolution ausgestoßen hat, und daß diese wackern Leute vortreffliche Gründe haben mögen, um uns christmilde Rathschläge zu geben, oder geben zu lassen.

Wenn wir die erwähnten Briefe nicht wörtlich anführten, glauben wir doch deren Sinn nicht verändert noch entstellt zu haben; sie begnügen sich nicht, wie Gorsas sagt, mit dem Rath, Ludwig XVI. nicht zu maratilisiren, sie wollen, daß wir ihn gar nicht, nicht einmal gesetzlich umbringen, denn sie empfehlen uns die Römer nachzuahmen, welche die Tarquinier in die Verweisung schickten. Dieser Rath kann in der Vernunft begründet seyn; bezieht man ihn aber auf die Furcht vor einem Kriege mit England, so glauben wir als freie Männer, daß die Republik sich durch solche Gründe nicht bestimmen lassen muß.

Aus den Annales patriotiques 3. Okt. 1792.

Ann. des Herausg.

unverzüglich erhalten solle. Petion antwortete nicht; allein bald darauf fand ich meinen Brief in dem Patriote françois abgedruckt; einige Phrasen waren ausgelassen, er erschien nicht in Briefform, mein und Petions Name war unterdrückt, allein ein vorgeblich anonymes Correspondent wiederholte doch alles, was ich gesagt hatte, und wollte es in London von einem wahren Patrioten gehört haben. Ehe ich Herrn Fox diesen Brief zuschickte, hatte ich ihn drei oder vier Personen mitgetheilt, man erkannte ihn also leicht und erfuhr, daß er von mir sey; es wurde nach Paris geschrieben und zog mir Marats und Robespierres Haß zu. Nach diesem, gewiß unbestreitbaren Vorgang ist es offenbar, daß ich damals, das heißt, kurz vor des Königs Tode, so wie mein ganzes Leben lang dachte; er beweist auch Petions Denkungsart und wie furchtsam er war. Er hätte den König wohl retten mögen, allein er wagte nicht zu sprechen; um das, was er in meinem Briefe guthieß, anzubringen, ließ er es drucken und blieb dabei selbst im Verborgenen.

Gleich nach den Gefängniß-Morden, in den ersten Tagen des Septembers 1792, erhielt ich einen ganz seltsamen Brief vom Herzog von Orleans, in welchem er von mir verlangte, daß ich ihm seine Tochter nach Frankreich zurückbringen solle. Ich antwortete ihm sogleich, daß ich das nicht thun werde, denn das sey nicht der Augenblick, dahin zurückzukehren. Ich mußte noch einen ganzen Band mehr schreiben, wenn ich alle schmerzliche Gedanken, die zu der Zeit meine Einbildungskraft beunruhigten, schildern wollte! — Wie manche schlaflose Nacht wanderte ich

betend in meinem Zimmer umher! — Ich wies alle Ahnungen, alle unnütze Vorsichtigkeit von mir, aber eine beständige Unbehaglichkeit, eine unaussprechliche Beklemmung wollte mich gar nicht verlassen. Mademoiselle und meine beiden andern Jüglinge konnten dieses dennoch nicht wahrnehmen. Man kann durch Religion und Beschäftigung den brennendsten Herzenskummer zerstreuen und ihn den Tag über aus dem Sinn schlagen — — allein wie wenig bedarf es, um diese glückliche Betäubung zu zerstreuen! — Als mich eines Tages meine Sorgen, wenn gleich in meinem Innern verschlossen, mehr wie gewöhnlich niederdrückten, beschäftigte ich mich ruhig mit meinem Pinsel — plötzlich hörte ich eine Drehorgel in der Gasse, die eine sanfte, zum Herzen sprechende Melodie spielte, welche mein ganzes, mühselig von der Vernunft niedergehaltenes Gefühl aufregte. Grausame, theuere Erinnerungen stiegen in mir auf, vergebliche Reue *) zerriß meine Brust. Ich empfand mein ganzes Unglück in allen seinen einzelnen Umständen von neuem; Schwermuth und Schmerz hatten den geheimnißvollen Schleier, der es mir zum Theil verbarg, hinweg gezogen. . . . Alle Wunden meines Herzens öffneten sich wieder. . . . Der Pinsel entsank meiner

*) Der Ausdruck regret fehlt uns; Bedauern kann man nur mit der langweiligsten Umschreibung brauchen; Leid schließt den Selbsttadel, den es hier ausdrücken sollte, nicht in sich. Reue ist etwas zu stark, allein der Leser wird in der Folge aus diesen Memoiren selbst sehen, daß hier das Wort regret sehr nahe an repentir anstreifen konnte.

Hand und bittere Thränen benezten die Blume, die ich so eben entworfen hatte.

Meine gegründeten Besorgnisse nahmen aber täglich zu; Alles bewies mir, daß eine Verschwörung, mir Mademoiselle zu entführen, im Werke sey; welchen Vortheil man daraus zu ziehen gedachte, ist mir unbekannt, aber der Plan war unlängbar dazu vorhanden. Ich befand mich in der peinlichsten Lage: die Personen, welche ich hätte können zu Rathe ziehen, Herr Howard und Sir Carl Bunbury waren abwesend. Ich entschloß mich an Hrn. Fox und Sheridan zu schreiben, ihnen meine Verlegenheit darzulegen und um ihren Rath zu bitten. Herr Sheridan war so gütig, selbst nach Bury, welches acht und zwanzig Meilen von London entfernt ist, zu kommen, einzig um sich mit mir zu bereden. Nach acht Tagen kam auch Hr. Howard; seine großmüthige, thätige Freundschaft war uns äußerst nützlich. Neue Böshheiten hatten meine Furcht wieder vermehrt. Ich beschloß nach London zu gehen um dort des Herzogs von Orleans letzte Antwort abzuwarten. Mehr als ein Grund bewog mich, die dden Ebenen von Newmarket nicht ohne besondern Schutz zu durchreisen; Herr Howard hatte die Güte, die uns nöthig scheinenden Vorsichtsmaßregeln für uns zu besorgen und uns sogar einen Theil des Weges selbst zu begleiten. Ich verließ Bury gegen das Ende Oktobers und begab mich nach London. Da ich alle Ursache hatte, den Haushofmeister in des Herzogs von Orleans Hause nicht zu trauen, brachte ich die Nächte in steter Unruhe zu. Eines Abends kam Herr Rice, den ich in Spaa gekannt hatte, zu mir; er

hatte mich um eine heimliche Unterredung bitten lassen. Unter dem Vorwand, an meiner Lage den lebhaftesten Antheil zu nehmen, rieth er mir, nach Amerika, wo ich angebetet werden würde, zu gehen; er bot mir alle Reisekosten an und wollte meine Abreise auf einem Schiffe, dessen Capitain sein Freund sey, besorgen. Dieser Vorschlag schien mir höchst seltsam; ich ließ es mir nicht merken, lehnte ihn aber bestimmt ab; nun drang er in mich, eine Zuflucht in einem Hause, welches er am Seeufer besitze, oder auf einem seiner Güter in Irland anzunehmen. — Ich schlug es ebenfalls aus. Jetzt nahm sein Gesicht einen fürchterlichen Ausdruck an; er faßte in die Tasche seines Gilets, worin, wie ich deutlich sah, eine Pistole stak. Ich war einige Schritte vom Ramin entfernt, ohne einen Augenblick zu verlieren, stürzte ich darauf zu und klingelte — man kam sogleich — Herr Rice stand auf, er war sehr erhitzt, sah wüthend aus und ging fort ohne mich anzusehen, oder mir ein Wort zu sagen. Einige Tage darauf hörte ich etwas sehr Seltsames: in London ruft man am Abend öffentlich die Zeitungen aus, nennt aber dabei niemals die Namen der Privatleute, die darin vorkommen mögen. Allein eines Abends hörte ich diesen öffentlichen Ausrufer sehr deutlich meinen und Herrn von Calonnens Namen aussprechen. Ich ließ mir das Blatt sogleich holen und fand einen weitläufigen, ganz falschen Artikel darin, welcher die Abreise dieses Herrn ankündigte und daß er viele besondere Unterredungen mit mir gehabt, auch den ganzen Abend vor seiner Abreise bei mir zugebracht habe. Ich errieth leicht, daß man diese Nachrichten erfunden hatte, um mich in

Frankreich, wohin ich bald abreisen sollte, verdächtig zu machen. Herr Sheridan wollte diese völlig grundlose Lüge gleich den folgenden Tag in einem andern öffentlichen Blatte widerlegen — denn ich hatte nie die geringste Bekanntschaft mit Herrn von Calonne gehabt, ich kannte ihn nicht einmal von Ansehen *). Ich erzählte Herrn Sheridan meine Geschichte mit Herrn Rice, und er führte uns auf sein Gut nach Flesworth. Hier brachten wir einen sehr angenehmen Monat zu; Herr Sheridan, der immer sehr liebenswürdig war, befließ sich dessen noch mehr, als er sich in Pamela leidenschaftlich verliebt hatte und sie — da er Wittwer war, heirathen wollte. Seine Frau, die sehr jung starb, soll eine der schönsten und liebenswürdigsten Personen gewesen seyn und Pamela ihr auf das Auf- fallendste gleichen. Sie hatte sehr gut mit ihrem Manne gelebt, bis sie Lord Fitz-Geralds Bekanntschaft machte und dessen heftige Leidenschaft für sie theilte. Die Neue, die sie darüber empfand, stürzte sie ins Grab.

Anfang Novembers schickte der Herzog von Orleans Herrn Maret, den nachmaligen Herzog von Bassano, den ich gar nicht kannte, mit einer Vollmacht: seine Tochter, wenn ich sie nicht sogleich selbst nach Frankreich zurückbringen wollte, mir abzufordern und zu ihm zu führen. Ich sagte ihm sehr trocken: daß ich ihm des folgenden

*) Der einzige Verkehr, den ich mit ihm gehabt habe, war schriftlich, bei Gelegenheit der Pension, die ich, wie ich erzählt habe, lange vor der Revolution für Herrn Palisot von ihm verlangte. Ann. d. Verf.

Tags eine Antwort geben wolle. Ich war ganz in Verzweiflung, Mademoiselle allein nach Frankreich schicken zu sollen, oder sie selbst dahin bringen zu müssen. Auf mein Befragen sagte mir Herr Sheridan, es sey meiner nicht würdig, das mir so theuere Pfand nicht selbst in die Hände dessen, der es mir anvertraut hätte, zurück zu geben. Diese Worte genügten mir. Es ward beschloffen, daß ich Mademoiselle zurückführen, ihrem Vater übergeben, meinen Abschied als Gouvernante fordern, und dann nach London zurückkehren sollte. Herr Sheridan beauftragte einen seiner Freunde, Herrn Reed, daß er uns begleiten und wieder zurückführen sollte. Diese Antwort gab ich Herrn Maret. Zwei Tage vor unserer Abreise machte Herr Sheridan, in meiner Gegenwart, Pamela seine Erklärung; von seinem Ruf, seiner Liebenswürdigkeit gewonnen, nahm sie seine Hand mit Vergnügen an; wir kamen überein, daß er sie bei unserer Rückkehr von Frankreich, das heißt, in vierzehn Tagen heirathen sollte. Ich kehrte, um gleich den folgenden Tag abzureisen, nach London zurück; Herr Reed sollte von einer andern Seite her, mit uns in Douvres zusammentreffen. Den zwanzigsten Oktober 1792 *) reisten wir auch wirklich von London ab.

*) Dieser Abschnitt scheint vom Herausgeber nicht nachgelesen zu seyn. Da Herr Sheridan diesen Damen Hrn. Reed zum Schutz mitgab, ist es nicht wahrscheinlich, daß dieser auf seinem eigenen Weg nach Douvre reiste — denn in Frankreich war ein Engländer dazumal ohnehin ein schlechter Beschützer und kurz vorher hätten die Damen hingegen eine schützende Begleitung von Bury nach London nöthig gehabt — allein

Unterwegs begegnete uns Erwas, das ich nicht mit Still-
schweigen übergehen darf, allein ich werde es ohne alle
Anmerkung und Folgerung erzählen — diese kann der Leser
selbst daraus ziehen. Wir reisten früh Morgens in zwei Wa-
gen, einen zu vier, der andere, worin unsere Kammerfrauen
waren, zu zwei Pferden, ab. Vier Monate früher hatte
ich vier Bediente nach Frankreich zurückgeschickt, so daß
wir nur noch einen, der ein Franzose war, bei uns hatten;
dieser, der des Wegs nur ein einzigesmal gekommen war,
glaubte dennoch, daß wir uns nicht auf der Straße nach
Douvres befänden, und als er mir diese Bemerkung mit-
theilte, schien sie mir gegründet. Die Postillons, die ich
befragte, antworteten: um einen kleinen Berg zu vermei-
den, hätten sie diesen Abweg genommen; lenkten aber so-
gleich wieder auf die große Straße ein. Als ich nach drei
Stunden wahrnahm, daß wir durch eine, mir durchaus
unbekannte Gegend fuhren, fragte ich den Lohnbedienten
und die Postillone noch einmal, und sie antworteten wie-
der: daß wir die große Straße sogleich erreichen würden.
Dem unerachtet setzten wir diesen unbekanntem Weg mit
gro-

noch nachlässiger ist der Herausgeber, Frau von Genlis die-
sen Weg Ende Oktobers zurücklegen zu lassen; nach ei-
nigem Verweilen in London geht sie nach Glesworth, bringt
dort einen Monat zu, kehrt nach London zurück und reist,
da der November schon längst angefangen haben mußte, wie
wir hier sehen, den zwanzigsten Oktober nach Douvres
ab. So viel muß der Uebersetzer zu seiner Rechtfertigung
bemerkten.

Anm. d. Uebers.

großer Schnelligkeit immer weiter fort, und die Postillons antworteten, wenn ich sie befragte, mit einer befremdlichen Kürze. Die Sache fing an, uns zu beunruhigen — endlich gestanden diese Leute, daß sie, um einen kürzern Weg nach Dartford, der ersten Poststation, zu nehmen, sich verirrt hätten, aber nun nur noch zwei (englische) Meilen davon entfernt wären. Es schien uns sehr sonderbar, sich auf dem Weg von London nach Douvres verirren zu können, da wir aber nahe bei Dartford zu seyn vermeinten, beruhigten wir uns wieder. Doch wie nach einer Stunde Dartford immer noch nicht erschien, wurde uns sehr bange und einer der außerordentlichsten Vorfälle trieb unsere Furcht auf's Höchste! — Zwei sehr wohlgekleidete Männer, die auf meiner Seite zu Fuß an dem Wagen vorbeigingen, riefen mir sehr deutlich auf Französisch zu: „Meine Damen, man betrügt Sie, man fährt Sie nicht nach Douvres.“ Man denke sich, welches Erstaunen, welchen Schrecken diese Worte unter den damaligen Umständen auf uns hervorbringen mußten! — Wir haben diesen außerordentlichen Vorfall auf mancherlei Weise zu erklären gesucht; es würde hier zu weitläufig seyn, es zu wiederholen, ich begnüge mich mit dessen wahrhaftem Bericht.

Es kostete mich viel Mühe, die Postillons vor einem Dorfe, das uns links lag, anhalten zu machen; denn so sehr ich rief, fuhren sie doch schnell weiter; der französische Bediente — denn der andere bekümmerte sich nicht darum — zwang sie aber endlich dazu. Nun fragte ich in diesem Dorfe nach, wie weit wir von Dartford entfernt

wären — und man denke sich mein Erstaunen, wie ich erfuhr, daß es mehr als sieben Stunden, das heißt, zwei und zwanzig englische Meilen betrage! Ich nahm einen Wegweiser aus diesem Dorf und erklärte, da die Entfernung geringer wie nach Dartford war, nach London zurückkehren zu wollen. Die Postillons widersezten sich heftig, sogar mit Unverschämtheit, allein unser französischer Bediente — er dient jezt bei dem Fürsten von Talleyrand — und der Wegweiser, wurden ihrer doch Herr. Da wir wegen der bösen Laune dieser Leute sehr langsam fuhren, kamen wir erst mit eintretender Nacht nach London zurück. Ich ließ mich sogleich zu Herrn Sheridan führen, der nicht wenig erstaunt war, mich wiederzusehen; er glaubte so wie ich, daß mein Abenteuer unmöglich dem Zufall zuzuschreiben sey. Unter dem Vorwand, ihre Bezahlung abzuwarten, hielt er die Postillons auf und ließ einen Friedensrichter kommen, um sie zu verhören; sie warteten, allein der Lohnbediente verschwand und ließ sich nicht wieder sehen. Jene antworteten im Verhöhr mit vieler Berlegenheit, gestanden, daß denselben Morgen ein unbekannter Gentleman zu ihrem Herrn gekommen, sie in ein Wirthshaus geführt und ihnen für das Versprechen, uns diesen Weg zu führen, zu trinken gegeben hätte. So scharf man sie befragte, konnte man nicht mehr von ihnen erfahren. Herr Sheridan sagte; das sey genug, um diesen Leuten den Prozeß zu machen, das werde aber viele Zeit und vieles Geld kosten. Man schickte sie also fort und wir trieben diese Sache nicht weiter, denn Herr Sheridan hatte anonyme Briefe über den Vorfall erhalten, die ihn

schüchtern gemacht hatten. Da er sah, wie mir der bloße Gedanke, auf den Weg nach Douvres zurückzukehren, Schrecken verursachte, schlug er mir vor, uns zu begleiten; das könne aber, seiner Geschäfte wegen, erst in einigen Tagen geschehen; bis dahin brachte er uns nach seinem Landhaus Flesworth, nahe bei Richmond am Themse-Ufer, zurück.

Da Herrn Sheridans Geschäfte sich nicht so schnell, wie er geglaubt hatte, beendigen ließen, blieben wir einen ganzen Monat in diesem gastfreien Aufenthalt, den Dankbarkeit und Freundschaft so angenehm machten. Wirklich bewies er mir seine Anhänglichkeit dadurch, daß er uns endlich selbst nach Douvres begleitete; das Wetter war äußerst stürmisch; wir befanden uns im Monat November; ich wußte, daß Herr Sheridan von seinen Geschäften nach London zurückgerufen wurde, und ging, so schlecht das Wetter auch war, zur See. Herr Reed begleitete uns nach Frankreich. Meine Trennung von Herrn Sheridan war sehr rührend; er selbst vergoß Thränen — es war ein sehr liebenswürdiger Mann! Damals war er sechs und vierzig Jahr alt, seine Züge waren offen und voller Ausdruck; er hatte alle Fröhlichkeit der Jugend erhalten. Er war zu gleicher Zeit ein großer Staatsmann, ein großer Redner und der beste Lustspiel-Dichter der englischen Bühne. Sein Geist war gründlich, umfassend, lebhaft, allein in seinem Charakter lag Leichtsin, Wankelmuth und Trägheit; sein Herz war vortrefflich, seine Gesellschaft die angenehmste, allein sein Lebenswandel höchst unordentlich! Die eine Hälfte seines Lebens brachte er damit zu, sich

aus Trägheit zu Grunde zu richten, die andere, durch seinen Verstand und einzelne Anstrengung von Thätigkeit, sich wieder zu bereichern — endlich starb er aber doch in der gänzlichsten Verarmung. Folgender Zug malt seinen Verstand und seinen Charakter auf das Vollkommenste. In einem Zeitpunkt, wo er von Schulden niedergedrückt war, gab er ein großes Fest; es waren so viele Gäste geladen, daß seine Dienerschaft, die sehr zusammengeschnitten war, zum Dienste nicht hinreichte; während die Gesellschaft versammelt war, meldete man ihm, daß sechs Constabler in der Absicht gekommen wären, Beschlag auf seine sämmtliche Habe zu legen. Sheridan begab sich sogleich zu ihnen, bat sie, das Fest abzuwarten, vermochte sie eine Rolle dabei zu übernehmen, indem sie seinen Leuten bei der Bedienung zur Hand gingen und trug ihnen sogleich auf, die Damen mit Eis zu versorgen. Das Fest ging sehr munter vorüber, und sobald die Gäste sich entfernt hatten, nahmen die Constabler alles Geräthe in Beschlag*).

Unsere Ueberfahrt war eine der stürmischsten. Wir segelten vor dem Winde, der so ungeheuer heftig war, daß wir Calais in fünf Viertelstunden und zwölf Minuten erreichten. Als wir ausschifften, versammelte sich eine zahllose Volksmenge am Ufer, welche Mademoiselle mit lautem Jauchzen und einer Freude, die fast zum Enthu-

*) Wie bekannt ist Sheridan der Verfasser des ins Französische übersetzten und auch auf unserer Bühne bekannten Lustspiels: die Lästerschule (im Französischen l'école de la médisance).

fasmus stieg, begrüßte. Es war die letzte Huldigung, die ihr unglücklicher Name in Frankreich empfing. Als wir in Chantilly Pferde wechselten, fand ich einen Courier vom Herzog von Orleans, der mir folgendes Billet zustellte: „Wenn Sie nicht schon das Meer überschiffet haben, so bleiben Sie bis auf weiteren Befehl in England. Findet sie mein Bote schon in Frankreich, so bleiben Sie an dem Orte, wo er Sie antrifft und kommen Sie nicht nach Paris. Ein zweiter Courier wird Sie von dem, was weiter zu thun ist, unterrichten.“ Ich bekümmerte mich keineswegs um dieses Billet, sondern setzte meinen Weg nach der Hauptstadt fort. Es war Abend, wie ich in Belle Chasse ankam; man erwartete mich, denn ich hatte von Chantilly einen Bedienten vorausgeschickt. Der Herzog von Orleans, Herr von Sillery und fünf oder sechs andere Personen waren daselbst versammelt. Ich übergab Mademoiselle, die bitterlich weinte, ihrem Vater und sagte ihm in Gegenwart aller Anwesenden, daß ich ihm voll Schmerz dieses theuere Pfand zurück gäbe, mit ihm meine Stelle als Gouvernante, und daß ich den folgenden Morgen nach England zurückreisen würde. Der Herzog sah verlegen und bestürzt aus, er führte mich in ein anstoßendes Zimmer und hier sagte er mir, daß seine Tochter durch ein neues und rückwirkendes Dekret, vermöge ihres Alters (sie war funfzehn Jahr alt), weil sie nicht zur bestimmten Zeit zurück gekehrt sey, sich in der Klasse der Ausgewanderten befinde. Das sey, fügte er hinzu, meine Schuld, weil ich seiner ersten Aufforderung nicht sogleich Folge geleistet habe; doch hoffe er, würde man bei diesem Gesetz gewiß

Ausnahmen machen und seine Tochter würde zu den ersten gehören. Indessen mußte sie sich demselben fügen und in Erwartung dieser Ausnahme sich in ein neutrales Land begeben. Darum beschwöre er mich, sie nach Tournay zu führen (denn Belgien war damals noch nicht mit Frankreich vereint), von wo er sicher hoffe, innerhalb acht Tagen sie selbst zurückholen zu können — dann würde ich frei seyn. Er könne sich, sagte er weiter, nicht denken, daß ich die Grausamkeit haben könne, diesem Kinde, für das ich seit seiner Geburt so viel gethan, diesen letzten Beweis meiner Zärtlichkeit zu verweigern. Ich antwortete sehr trocken: ich würde Mademoiselle nach Tournay führen, wenn das Ausnahme-Gesetz aber in vierzehn Tagen nicht erscheine, möge er eine Person, die mich bei Mademoiselle zu ersetzen geschickt sey, nach Tournay schicken. Dafür gab er mir sein Ehrenwort. Am demselben Tage führte uns Herr von Sillery, um uns einigermaßen von unsern Gedanken zu zerstreuen, in die Oper, in eine gegitterte Loge. Man spielte *Lodoiska*; Lord Eduard Fitzgerald, derselbe, von dem ich bei Gelegenheit von Herrn Sheridan's *Gattinn* gesprochen habe, war im Schauspielhaus. Die Ähnlichkeit, welche Pamela mit dem Gegenstand seiner bitteren Trauer hatte, fiel ihm so lebhaft auf, daß er sich heftig in sie verliebte und sich durch einen Engländer von unserer Bekanntschaft, Herrn Stone, in unserer Loge vorstellen ließ *). Den folgenden Tag gingen wir nach Rainsy; es ward verabredet,

*) Frau von Genlis muß also in keiner gegitterten Loge gewesen seyn, oder wie bei der Geschichte mit Rousseau, die Bitter

daß wir den zunächst folgenden nach Tournay abreisen sollten. Der Herzog von Orleans und Herr von Sillery brachten diesen ganzen Tag bei uns zu. Ich fand an dem ersten ein zerstreutes Wesen, etwas Finsteres, Vertieftes, etwas wirklich furchtbar Verwirrtes in seiner Physiognomie. Er ging unruhig, ohne sich aufzuhalten, von einem Zimmer in das andere, gleichsam als fürchte er das Gespräch und meine Fragen. Das Wetter war schön; ich schickte Mademoiselle mit Henriette und Pamela in den Garten, Herr von Sillery folgte ihnen nach und ich blieb mit dem Herzog allein. Nun sagte ich ihm einige Worte über seine Lage: er unterbrach mich rasch und sagte auf eine rauhe Art: er habe sich für die Jakobiner erklärt. Ich antwortete: nach allem was vorgefallen sey, wäre das eben sowohl ein Verbrechen als eine Thorheit; er würde deren Opfer seyn und das letzte Dekret, welches alle Franzosen über vierzehn Jahr alt, die nicht im September nach Frankreich zurückgekehrt wären, für ausgewandert erkläre, diene schon davon als Beweis. Man müsse, setzte ich hinzu, sehr unflug seyn, um nicht einzusehen, daß man dieses Dekret ausdrücklich erlassen habe, um ihm den Verdruß, seine Tochter unter den Ausgewanderten zu sehen, empfinden zu lassen. Ich rieth ihm mit seiner ganzen Familie nach Amerika auszuwandern, weil Frankreich von allen Republiken in der Welt, wäre sie

nicht haben schließen können, sonst hätte Lord Eduard nicht Gelegenheit gehabt, Pamela in der Loge zu sehen.

Anm. d. Uebers.

auch auf das Vollkommenste organisirt, immer die wäre, worin es keinem Prinzen aus dem Hause Bourbon zu leben gezieme. Der Herzog lächelte verächtlich und antwortete mir das, was er schon tausendmal gesagt hatte: daß ich sehr verdiente zu Rath gezogen zu werden, wenn es auf Geschichte oder Literatur ankäme, von Politik aber ein für allemal gar nichts verstehe. — Um das Gespräch zu verändern und meine Neugierde über einen Gegenstand, der mich ungemein in Erstaunen setzte, zu befriedigen, fragte ich ihn, warum er auf den Kamin=Schirmen in allen Zimmern des Schlosses sein Wappen, die drei Lilien, welche doch ausgestoßen waren, haben stehen lassen; da doch dieses Haus täglich von Jakobinern besucht werde? Er antwortete mir wörtlich: „ich habe sie da gelassen, weil es eine Niederträchtigkeit wäre, sie hinweg zu thun.“ Diese sonderbare Antwort gab er mit dem raschen, schneidenden Ton, der ihm bei jeder Erörterung, besonders seit der Revolution, eigen war. Das Gespräch belebte sich, ward sehr bitter und ehe ich es mir versah, ging er fort. Denselben Abend hatte ich mit Herrn von Sillery eine lange Unterredung. Ich bat ihn mit Thränen, Frankreich zu verlassen, es wäre ihm so leicht gewesen, zu entweichen und wenigstens zweimal hunderttausend Livres mit sich zu nehmen. Er hörte, ohne mich zu unterbrechen, meine Gründe an, schien gerührt davon, antwortete aber: er verabscheue die Ausschweifungen der Revolution, ich sähe aber die Dinge in einem zu nachtheiligen Lichte: Kobespierre und seine Anhänger seyen zu mittelmäßige Menschen, um sich lange zu halten; Geist und Talente befän-

den sich auf der Seite der Gutdenkenden (die aber leider bald darauf alle aufgeopfert wurden), Ordnung und Moralität, ohne welche nichts bestehen könnte, würden bald wieder hergestellt werden — und endlich hielt er es für ein Verbrechen für einen Ehrenmann, Frankreich in diesem Augenblick zu verlassen, weil sein Vaterland dadurch einer Stimme mehr, welche für Vernunft und Menschlichkeit sprach, beraubt würde. Ich beharrte in meinen Bitten, meinen Vorstellungen, aber alles war vergeblich. Ueber den Herzog von Orleans sagte er mir, dieser gehe seinem Verderben entgegen; er habe seine ganze Hoffnung auf die Jakobiner gesetzt, die sich eine Freude daraus machten, ihn zu erniedrigen, um ihn nachher um so leichter aufopfern zu können. Dieser unglückliche Fürst, setzte er hinzu, habe sich den schlechtesten Rathgebern überlassen; von falschen Ansichten geblendet, könnte er sich doch gegen seinen natürlich gesunden Verstand nicht betäuben und bereuete in seinem Innern den gewählten Weg; da er aber ihn zu verlassen für unmöglich halte, habe er sich blindlings hineingestürzt, in der Hoffnung, auf diese Weise wenigstens den Enthusiasmus, der allem trohzen macht, zu finden — allein dieser fehle ihm ganz. —

Den folgenden Tag reisten wir ab. Der Herzog von Orleans, finsterner als jemals, führte mich an den Wagen; er war blaß und zitterte; Mademoiselle zerfloß in Thränen; ich befand mich in der peinlichsten Unruhe. Als ich eingestiegen war, blieb er unbeweglich an der Wagenthür stehen und starrte mich an. Sein schmerzlicher, kummervoller Blick schien Mitleiden zu erflehen. . . .

Adieu Madame! rief er — und seine schwankende Stimme trieb meine Rührung aufs Höchste! — unfähig ein Wort zu sprechen, reichte ich ihm die Hand, er faßte sie, drückte sie heftig, wendete sich dann schnell zu den Postillons, gab ihnen ein Zeichen und wir fuhren ab.

Herr von Sillery, der Herzog von Chartres und mein Neffe César Du Crest begleiteten uns bis zur Gränze; das war mir sehr lieb, denn das Volk war mir durch seinen Ton und sein Betragen fürchterlich geworden. In unsern Pässen hieß es: wir reisten aus Ehrfurcht für das Gesetz ab, um in Tournay das unverzüglich zu erwartende Dekret über die Ausnahmen in dem Auswanderungsgesetz zu erwarten. Weil wir nun aber zurück gerufen zu werden erwarteten, ist es eine Thatsache, daß wir nie ausgewandert sind. Das Dekret erschien nicht, man erkannte aber so entschieden, daß wir nicht unter die Emigrirten gehörten, daß man uns, als Tournay mit Frankreich vereinigt wurde, von dem Befehl an alle Ausgewanderte, Belgien zu verlassen, ausnahm. Wir blieben in Tournay, bis der Feind es wieder besetzte, so daß man mir, wäre auch nur ein Schatten von Gerechtigkeit zu hoffen gewesen, bei meiner Rückkehr nach Frankreich eine Entschädigung für alle meine, in Beschlag genommene Habseligkeiten hätte geben sollen. Ich hatte in Belle Chasse für mehr als fünfzig tausend Franken Eigenthum gelassen, an Silbergeschirr, Geschmeide, Gemälden, Büchern, Instrumenten u. dgl. Bei meiner Abreise war ich so verwirrt, daß ich die kostbarsten Dinge, deren Fortschaffung sehr leicht gewesen wäre, zurück ließ. Unter ihnen bedauere ich vorzüglich eine kostbare Samm-

lung von Miniaturgemälden, meine historische Zauberlaterne und verschiedene Handschriften, unter andern ein Lustspiel in fünf Aufzügen: *Les nouvelles précieuses ridicules* (die neuen lächerlichen Spröden). Sie hatten mit denen von Molière gar keine Aehnlichkeit, und waren nach der Natur aus dem Palais Royal konterfeit. Da meine Tochter frei in Belle Chasse ein- und ausgehen konnte, nahm sie nach meiner Abreise eine vortreffliche Sammlung Gouache-Bilder von Herrn Merys, welche lauter schöne Handlungen aus unserer Zeit, von denen ich Zeuge gewesen war, oder die ich hatte erzählen hören, enthielt, in Besitz; eben so rettete sie meinen Flügel und verschiedene andere Dinge, die sie mit sich hinweg nahm und die ich ihr späterhin schenkte. Auch meine Botanik von künstlichen Blumen bedauerte ich sehr; ich hatte fünf Jahre lang mit eigenen Händen daran gearbeitet, und sie ward zum Besten der Nation für zwölf tausend Franken in Assignaten, welche damals fünf oder sechs Livres wirklichen Werth hatten, verkauft. Eben so auch meine naturhistorische Sammlung. Es that mir über alles Leid, nicht wenigstens drei Muscheln und zwei Achate von sehr großem Werthe mit mir genommen zu haben.

Auf der ersten Poststation fanden wir Lord Fitzgerald, den seine Liebe für Pamela bewog, uns nach Tournay zu folgen. Kaum waren wir dort angekommen, so hielt er um ihre Hand an. Ich zeigte ihm die, ihre Geburt betreffende Aktenstücke. Sie war die Tochter eines Mannes von guter Geburt, Namens Seymours, er heirathete gegen den Willen seiner Familie, Mary Sums, ein ganz gemeines Mädchen, und führte sie nach Newfoundland, in

einen Ort, der Fongo hieß. Dort kam Pamela auf die Welt, und ward mit dem Namen Nancy getauft. Ihr Vater starb und ihre Mutter ging, wie sie achtzehn Monate alt war, mit ihr nach England zurück. Da Seymours enterbt war, sah sich seine Wittwe ohne alle Mittel und in der Nothwendigkeit, von ihrer Hände Arbeit zu leben. Sie ließ sich in Christ Church *) nieder, hier fand sie vier Jahre später Herr Forth, der von dem Herzog von Orleans den Auftrag erhalten hatte, uns eine kleine Engländerinn zu schicken. Er sah dieses Kind und erhielt es von seiner Mutter. Wie ich anfang, Pamela wirklich lieb zu gewinnen, fürchtete ich sehr, daß diese sie einst wieder zurückfordern, oder vielmehr durch die Drohung, es zu thun, mir Geldsummen abpressen könnte, die ich zu bezahlen nicht im Stande seyn würde. Englische Rechtsgelehrte, die ich darüber zu Rathe zog, sagten mir: das einzige Mittel, dieses zu verhüten, sey eine Abrede mit ihrer Mutter, mir ihr Kind für fünf und zwanzig Guineen in die Lehre zu geben. Darcin willigte sie. Der englischen Gesetzesform gemäß wurde sie von dem Oberrichter (damals Lord Mansfield) vor das Krongericht gefordert, wo sie eine Schrift unterzeichnete, vermöge der sie mir ihre Tochter bis zu deren Mündigkeit in die Lehre gab, und anerkannte, dieselbe nicht von mir zurückfordern zu können, ohne alle Kosten, die ich für ihren Unterhalt und ihre Erziehung ausgelegt zu haben beweisen könnte, mir zu erstatten. Dieses Instrument wurde vom Lord = Oberrichter unterschrieben und

*) Christ Church in Hampshire.

Ann. d. Uebers.

vom Krongericht öffentlich bekannt gemacht. Als ich Lord Fitzgerald diese Papiere mittheilte, setzte ich hinzu, daß, da ich meine Entlassung als Gouvernante von Mademoiselle genommen, ich das Recht habe, sechs tausend Franken Jahrgehalt zu fordern; meine Absicht sey, dem Herzog von Orleans zu melden, daß ich dieser Pension zu Gunsten Pamela's entsage. Ich werde dabei bemerken, daß sie als früheste Kindheits-Gespielinn von Mademoiselle, und in der Rücksicht durch die englische Sprache zu ihrer Erziehung beigetragen zu haben, sogar mit einigem Recht diese Gunst ansprechen könnte. Es war mir, nach allen Unannehmlichkeiten, die ich erfahren hatte, eine wirkliche Erleichterung, dieses Jahrgehalt los zu seyn, und Mademoiselles drei Brüder ohne allen Gehalt erzogen zu haben. Zu Lord Fitzgerald sagte ich aber noch, daß mich, bevor er die Einwilligung seiner Mutter, der Herzoginn von Leinster, erhalten habe, nichts bewegen könne, ihm Pamela zu geben. Er versicherte mich, daß sie ihm nicht verweigert werden könnte, reiste sogleich nach England ab, kam nach wenigen Tagen wieder, und brachte mir einen allerliebsten Brief von seiner Mutter der Herzoginn, mit, die mit Freuden in diese Verbindung einwilligte. Den Tag nach seiner Rückkehr ward der Heirathsvertrag unterzeichnet, die Hochzeit folgte gleich darauf *) und das neue Ehepaar reiste sogleich nach England ab. Ich weinte viele Thrä-

*) Daß die Verbindlichkeiten, welche Frau von Genlis Pamela gegen Herrn Sheridan eingehen ließ, mit keinem Worte weiter erwähnt werden, ist keine Vernachlässigung des Uebersetzers.

nen über diese Trennung, war aber doch sehr erfreut, das Schicksal eines mir so theuren Kindes so ehrenvoll gesichert zu sehen. Sie war zu gleicher Zeit mein Zögling und mein Taufpathe, denn da ich wußte, daß Christ Churd voller Wiedertäufer war, fürchtete ich, daß sie gar nicht getauft sey, und wollte sie bedungen dieses Sakraments theilhaftig werden lassen *). In dieser Absicht begab ich mich zu dem Erzbischof von Paris, und theilte ihm meinen Wunsch mit; er sagte mir aber, daß man nicht so unbedenklich bedungene Taufen machen könnte; da er aber eben in einem Privatgeschäfte einen seiner Sekretaire nach England schicke, solle dieser, wenn ich ihm alle meine Papiere anvertrauen wolle, Erkundigung einziehen und mir Antwort bringen. Dieses geschah auch und die von dem Sekretair mitgebrachten Nachrichten vermochten den Erzbischof, die bedungene Taufe zu erlauben. Bei dieser trat ich denn als Taufzeuginn auf.

Drei Wochen waren nun verflossen, und der Herzog von Orleans hatte noch Niemand, um mich bei Mademoiselle zu ersetzen, geschickt. Vergeblich drang ich in allen meinen Briefen in ihn, er bat mich immer um noch einige Tage Geduld. Im Dezember ward Mademoiselle sehr krank; ich pflegte sie mit aller Zärtlichkeit der Mutterliebe,

*) Da Pamela schon achtzehn Monate alt war, als sie mit ihrer Mutter Newfoundland verließ, und Fogo auch ein christlicher Ort ist, war diese Furcht etwas befremdlich — es sey denn, daß Frau von Genlis nur die katholische Taufe gemeint habe.

und litt unendlich viele Angst um sie, besonders während zwei Nächten, die ich, weil sie sich in großer Gefahr befand, neben ihrem Bette durchwachte. Diese Krankheit, der eine langsame, schwächliche Genesung folgte, machte es mir ganz unmdglich, sie in diesem Augenblicke zu verlassen — es hätte ihr das Leben gekostet! Endlich kam der Januar (1793) und mit ihr die furchtbare Katastrophe von dem Tode des Königs. Der Herzog von Chartres, der zu uns nach Tournay gekommen war, erhielt einen Brief von seinem Vater, dessen Anfang also lautete: „Mein Herz ist zerrissen — aber zum Besten Frankreichs und der Freiheit habe ich mich für gendthigt gehalten“ *) u. s. w. Dieser Brief machte auf den Herzog von Chartres eben den Eindruck, wie auf mich: wir wurden von Abscheu und Schrecken überwältigt! — Mein unglücklicher Mann schrieb mir in eben dieser Zeit; er schickte mir eine Menge Abdrücke von seinem Gutachten über den Prozeß des Königs, das auch in allen öffentlichen Blättern abgedruckt wurde; er trug mir auf, dieselben nach England zu schicken, welches ich auch unverzüglich that. Dieses Gutachten drückte sich edel und muthig folgender Gestalt aus: „Ich stimme nicht für den Tod; erstlich weil er denselben nicht verdient; zweitens weil wir nicht das Recht haben ihn zu richten; drittens weil ich seine Verurtheilung für den größten politischen Fehler, den wir nur begehen können, halte.“ Der Schluß von Herrn von

*) Er hatte für die Hinrichtung seines Vatters, des Königs, gestimmt. Anm. d. Uebers.

Sillery's Briefe sagte: „Ich bin mir vollkommen bewußt, mit diesem Gutachten mein Todesurtheil gesprochen zu haben.“ . . . Von Abscheu und Unwillen durchdrungen, begab er sich, so wie er die Versammlung verließ, in das Gefängniß der Abtei und stellte sich freiwillig als Gefangener. . . . Ach! noch hätte er sich retten können! Dieser Brief zerriß mir das Herz; da ich aber gar keinen Grund einsah, ihm das Leben zu nehmen, überredete ich mich, er würde mit einer Haft von einigen Monaten davon kommen; ich dachte nicht an die Habsucht der Jakobiner und daß der Unglückliche mehr als hundert tausend Livres Renten besaß. — Bei allen diesem Kummer gereichte mir der heldenmüthige Freimuth seines Gutachtens zu einem großen Troste. Es war die einzige Stimme, welche sich also ausdrückte. Verschiedene andere Deputirte verweigerten für den Tod zu stimmen, allein sie be- dienten sich verschiedener Wendungen; Condorcet z. B. sagte: daß er seinem Gewissen gemäß die Todesstrafe überhaupt mißbillige, deshalb nicht für den Tod stimmen könne. Herr von Sillery war der Einzige, der das Todesurtheil ohne Bedingniß verwarf.

Belgien wurde mit Frankreich vereinigt, und obgleich vielfältig gedruckt worden ist, es sey der Wunsch der Einwohner gewesen, kann ich doch versichern, daß dem nicht so war, sondern Zwang angewendet wurde. Wir sind von unseligen Aufstritten Zeuge gewesen. Mademoiselle sah einen Menschen unter ihren Fenstern tödten. Man schickte Commissarien, deren einer — ein unverschämter, grausamer Mann — Abscheu erregte. Wir mußten seine wi-
drige

drige Besuche ertragen; ich erlitt die Demüthigung, ihm solches Wohlgefallen einzufußßen, daß ich ihn nicht verhindern konnte, mir unaufhörlich die Hände zu küssen; benutzte aber meinen Einfluß, um ihm zu verbieten, daß er mich nicht duzte; auch hatte er die Artigkeit, uns diese republikanische Galanterie zu ersparen. Herr von Jouy, der damals des General D'Moran Adjutant war, trieb meinen Abscheu dieses Menschen aufs Höchste, indem er mir anvertraute, daß er wahrscheinlich Priester gewesen sey, da er die Namen aller Heiligen jeder Woche auswendig wisse. Auch irrte er sich nicht. Der andere Commissär war Herr Thiebaud, er und Herr von Jouy kamen täglich mit uns zu Mittag zu speisen; ihre Gesellschaft war sehr angenehm. Der letztere war liebenswürdig und geistreich. Er sowohl als Herr Thiebaud beklagten und verabscheuten alles, was in Frankreich Unmenschliches und Vernunftwidriges vorging. Herr von Jouy vertraute mir, daß er in eine junge, in Tournay lebende Engländerinn, eine Miß Hamilton, verliebt sey. In der Absicht, deren Eltern *) zu ihrer Einwilligung in seine Wünsche zu vermögen, machte ich ihre Bekanntschaft, und gewann ihre Freundschaft in einem solchen Grade, daß ich viel zu der Vollziehung

*) Madame Hamilton war eine Tochter des Lord Melville Leven, eines der sechzehn schottischen Peers: In erster Ehe heirathete sie den Doktor Walker, in der zweiten Herrn George Hamilton aus Jamaika. Nach ihrer zweiten Wittwenschaft beschäftigte sie sich ausschließlich mit der Literatur. Sie schrieb drei Romane: „Das Dorf Münster“ — „die Marquise Luwon“ und „die Herzoginn von Crouy;“ in franzo-

dieser Heirath, welche Herr von Jouy damals für sein größtes Glück hielt, beigetragen habe. Später wurde der General D'Moran, ein in jeder Rücksicht achtungswürdiger Mann, guillotiniert; Herr von Jouy, sein Adjutant, kam ins Gefängniß und würde eben dieses Schicksal gehabt haben, ohne die Großmuth seiner Schwester, die ihm, vermittelst einer ansehnlichen Summe, die sie dem Kerkermeister gab, zur Flucht zu verhelfen wußte. Er rettete sich in die Schweiz und besuchte uns zu unserer großen Freude in Bremgarten. Er hat Verse auf mich gemacht, die ich noch in meinem Gedebnbuch aufbewahre, sie sind von seiner eigenen Hand hinein geschrieben, und unter seiner Namensunterschrift steht: „Ihr Freund in dem ganzen alten Umfange dieses Wortes.“ Und dennoch hat mich dieser Freund, nach meiner Rückkehr nach Frankreich, nie besucht, ja nicht einmal eine Karte gab er bei mir ab.

General Dumouriez kam den dritten März 1793 nach Tournay, wo er, so wie alle Franzosen, welche dort eintrafen, Mademoiselle besuchte. Ich freute mich, diesen berühmten Mann zu sehen, und obschon er besiegt *) und

fischer Sprache aber: „den Herzog von Popoli;“ ihre Schriften zeugen von der reinsten Moral, ohne es an glänzender Einbildungskraft fehlen zu lassen. „Marion,“ noch ein Roman von Madame Hamilton, ist nicht gedruckt worden. Sie ward in Edingburg 1737 geboren.

Anm. d. Herausg.

*) In der Schlacht von Neerwinden. Anm. d. Uebers.

von den Oestreichern verfolgt war, gab mir seine bloße Gegenwart doch Muth. Ich bin nie einen Augenblick mit ihm allein gewesen; da wir uns nicht kannten, hatten wir uns kein Geheimniß anzuvertrauen, und wir sahen einander, von seinem Generalstabe, den er bei seinen Besuchen immer zu mir führte, umgeben. Bei einem solchen Besuche kam Dubuiffon *), der Commissär des Convents, eines Abends, um Dumouriez bei mir aufzusuchen; dieser ging ihm bei seinem Eintritt entgegen, empfing ein Papier von ihm, bestellte ihn auf den folgenden Morgen und ließ ihn stehen. Dubuiffon, der nur den Mund öffnete, um den General zu fragen: wenn er ihn des andern Morgens sehen könnte, machte eine tiefe Verbeugung und begab sich hinweg. Das war die nämliche Zusammenkunft, von wel-

*) Dubuiffon war Verfasser der Trauerspiele: Thomas Kulikhan, Thrasimène, Timogène; der Lustspiele: der Hagestolz, die beiden Brüder, der wohlthätige Geizhals; einiger Arbeiten über die Kolonien und eines Umrisses der Revolution der nordamerikanischen vereinigten Staaten. Er hatte Frankreich verlassen, um sich in Belgien der Parthei von Vandernoot anzuschließen; schien aber wahrhaft gierig nach Aufruhr und Aechtung, denn als die französische Revolution anfangs beunruhigend zu werden, kam er nach Paris und ließ sich von dem Convent zu dessen Commissarius bei Dumouriez ernennen. Er klagte Paoli und Pereyra an, ließ sich von den Jakobinern austossen, und in die sogenannte Hebertische Verschwörung verwickeln. 1794 wurde er zum Tode verurtheilt und mit Ronsin, Anacharsis Clootz und Hebert hingerichtet. Er war 1763 in Laval geboren.

cher dieser Commissär nachmals bei den Jakobinern einen so treulosen, lächerlichen Bericht abgestattet hat. Er behauptete darin, General Dumouriez habe ihm auf das Unanständigste, auf das Unpatriotischste begegnet und ich habe dazu recht boshaft gelächelt. Dieser wichtigen Anschuldigung zu Folge schien es offenbar, daß ich mich gegen die Republik verschworen; es wurde ein Anklage-Decret gegen mich und Lady Fitzgerald erlassen — denn diese, welche seit drei Monaten in Irland war, behauptete Herr Dubuiffon in Tournay in meinem Zimmer gesehen zu haben. — Und hätte sie boshaft gelächelt; welches Recht hatte der Convent auf eine in Irland verheirathete Engländerinn? — Doch man hat seitdem öffentlich anerkannt, daß Dubuiffons Berichte nach seiner Rückkehr aus Belgien, ganz lügenhaft waren; allein die Beschlüsse, welche sie zuwege gebracht hatten, nahm man nicht zurück.

In dem damaligen unseligen Zeitpunkt that ich, um Pamela, die in der weiten Entfernung um mich sehr besorgt war, zu beruhigen, einen Schritt, der, ich darf es wohl sagen, erwähnt zu werden verdient; denn er beweist, wie weit ich die Hingabe in der Freundschaft treiben kann. In dem Augenblick des Rückzuges des französischen Heeres war meine Tochter, Frau von Balence, bei uns in Tournay und eilte Frankreich wieder zu erreichen. Ich vertraute ihr ein Kistchen an, das alle meine schriftlichen Auszüge und Tagebücher enthielt, die ich bei meiner weitem Reise in fremde Länder nicht mit mir führen konnte. In Paris besaß sie schon einen großen Koffer voll aller Briefe, die ich seit meiner Kindheit aufbewahrt, unter de-

nen viele von großem Werthe für mich waren *). Zugleich übergab ich Frau von Valence hundert Louisd'or, um sie durch den Bankier Perregaux Lady Fitzgerald zu übermachen. Meine Gründe, ihr ein für meine damalige Lage so ansehnliches Geschenk zu geben, waren folgende: ich wußte, daß Pamela kein Geld bedürfe, daß sie aber die öffentlichen Angelegenheiten für mich äußerst besorgt machen würden; da ich nun ihre große Empfindsamkeit und ihre Anhänglichkeit an mich kannte, war dieses das einzige Mittel, sie zu beruhigen. Ich schrieb ihr zugleich: um sie zu überzeugen, daß ich überflüssig viel Geld mit mir nähme, schicke ich ihr diese hundert Louis. Den Brief empfing sie, und er setzte sie außer Sorgen über mich, aber das Geld ist nie in ihre Hände gekommen. Anstatt es Herrn Perregaux zu übergeben, vertraute es Frau von Valence Herrn Stone an, welcher die Niederträchtigkeit hatte, mir, als

*) Zwei Monate später verbrannte Frau von Valence alle diese Briefe, die ihr bei einer möglichen Untersuchung, da sie alle vor der Revolution geschrieben und nur freundschaftlichen oder literarischen Inhalts waren, nicht die geringste Unannehmlichkeit zugezogen haben würden. Allein in jener Zeit schien auch die ausschweifendste Besorgniß noch vernünftig. Meine Auszüge vertraute sie Herrn Stone, der versicherte, sie seyen ihm gestohlen. Von allen diesen Dingen behielt ich nur acht oder zehn Briestaschen voll, die ich auf meiner Flucht mit mir hinweg nahm. Hätte ich sie in Hamburg alle gehabt, so würde mir Herr Fauche 12,000 Franken dafür gegeben haben, die mich damals ohne alle Arbeit sehr glücklich gemacht hätten.

Anm. d. Verf.

ich nach Frankreich zurückkam, dessen Wiedererstattung zu verweigern.

Ich sah endlich deutlich, daß Belgien wieder in östreichische Hände fallen und unsere Flucht ins Ausland, oder nach Frankreich zurück, gleich unmöglich werden würde. In dieser Lage wünschte ich sehnlich, in mein Vaterland zurück gerufen zu werden — ich wünschte es um so mehr, da ich entschlossen war, in diesem Fall nicht nach Paris zurückzukehren, sondern bei einem meiner Oheime in meiner Provinz, in Burgund, achtzig Stunden von Paris entfernt, zu leben. Darum bat ich also dringend. Man schrieb mir im März 1793: der Herzog von Orleans werde die Zurückberufung seiner Tochter und meiner Nichte erhalten, die meine sey aber noch verschoben. Ungeachtet aller Opfer, die ich gebracht hatte, liebte ich Mademoiselle zu zärtlich, um die Ungerechtigkeit, mich allein zum Raube der Umstände zu machen, mit Bitterkeit zu empfinden, allein meine Lage erschreckte mich; von so vielen Verläumdungen und Schmähschriften verfolgt, mußte mir der Gedanke, daß Tournay in weniger als vierzehn Tagen in östreichische Hände gerathen könne, sehr ängstlich seyn. Das Schicksal des Herrn von Lafayette — so wenig ich mich in irgend einer Rücksicht mit ihm vergleichen konnte — deutete mir an, was mir dann bevorstehen würde. Der Mangel an Schlaf und diese Besorgnisse erhitzten bald meine Einbildungskraft so sehr, daß ich meine Befürchtungen alle als sichere Vorgefühle ansah, und zum erstenmal, und bei dieser einzigen Gelegenheit, ward ich von meiner Vernunft fast gänzlich verlassen. Da ich glaubte,

daß Mademoiselle und meine Nichte nach Frankreich zurück-
kehren würden, hätte ich ohne Zweifel auf meine Sicher-
heit denken sollen, allein nichts war schwerer und meine
Lage war abscheulich! Ich hatte hier Mademoiselle hun-
dert und zwei und dreißig Louis vorgeschossen, sie hatte es
ihren Eltern gemeldet und sie um Geld gebeten, um so
mehr, da die Annäherung der Oestreicher sie hätte verbind-
gen sollen, ihr eine ansehnliche Summe zu schicken; allein
das konnten sie weder damals, noch in keiner andern Zeit,
thun. Dieser Geldmangel trieb meine Angst aufs Höchste!
ich erwartete zwar dessen von meiner Familie, allein es war
noch nicht angelangt. In dieser Zeit entwarf ich tausend
wunderliche Pläne, ohne mich für irgend einen entscheiden
zu können; ich schrieb auch mehrere Briefe, welche die Ver-
wirrung meiner Einbildungskraft bewiesen, nach England.
So erhielt Herr Sheridan deren zwei, in denen ich ihn über
die allernüchternsten Entwürfe zu Rathe zog — denn es
ist wahr, ich war kaum bei Verstande. Wenige Tage, ehe
General Dumouriez nach Tournay kam, hatte ich mit
Herrn von Jouy ein langes Gespräch über meine Angele-
genheiten. Ich vertraute ihm meine Absicht, mich unter
dem Namen einer Engländerinn in ein Kloster zu verber-
gen, und wünschte deshalb von dem General D'Moran,
der ein Irländer war, ein Empfehlungsschreiben. Herr
von Jouy, eben so verbindlich als liebenswürdig, bezeigte
mir eben so viel Eifer als Empfindsamkeit; meiner Absicht
gemäß entwarf er einen sehr gut ausgesonnenen Plan, der
mir in einem Kloster auf lange Zeit einen ruhigen Zufluchts-
ort zugesichert haben würde. General D'Moran versprach

mir das erbetene Empfehlungsschreiben; allein den folgenden Tag nahm er sein Versprechen zurück und ich mußte meinem Plane entsagen *). In dieser Verlegenheit empfing ich von meiner Tochter und ihrem unglücklichen Vater einen Courier, der mir Geld brachte und Briefe, in welchen sie mir meldeten, daß sie durch unablässige Bemühungen endlich das feierliche Versprechen, meine Zurückberufung in wenigen Tagen auszufertigen, erhalten hätten. Einer der Ausschüsse war wirklich schon damit beauftragt. Nun überfiel mich die Furcht, der Herzog von Orleans möchte die Zurückberufung seiner Tochter, von der gar nicht mehr die Rede war, nicht erhalten haben, und ich war mir bewußt, daß nichts in der Welt im Stande seyn dürfte, mich von diesem unglücklichen Kinde zu trennen. Zwei Tage nach dem Empfange dieses Couriers befand ich mich mit einigen andern Personen in meinem Zimmer, als man mich benachrichtigte, daß Herr Crepin, ein Kriegskommissär, den ich seit einiger Zeit kannte und viele Theilnahme von ihm genoß, mich zu

*) General O'Moran, der sehr jung nach Frankreich kam, hatte in dem amerikanischen Freiheitskriege gedient. 1790 befehligte er das Regiment Dillon - er machte bei St. Amand den ersten feindseligen Angriff auf die Oestreicher, die er zum Weichen zwang. 1792 zog er in Tournay ein; als Dumouriez Frankreich verließ, befand er sich in Cassel; er ward im Februar 1794 nach Paris geführt, vor das Revolutionstribunal gestellt und, so wie sein Adjutant Jouy, zum Tode verurtheilt. Diesem letztern gelang es zu entfliehen.

sprechen verlange. Ich begab mich mit ihm in ein Nebenzimmer, wo er mir sagte, daß, den sichersten Nachrichten zu Folge, die Oestreicher den nächsten Tag in Tournay eintreffen würden. Diese Worte brachten mich einer Ohnmacht nahe. Herr Crepin war von meinem Zustande gerührt; da er meine Lage kannte, bot er mir für diese erste Zeit einen ihm gehörigen Pachtthof in der Nähe von Valenciennes an, der seiner Lage wegen, mitten in den Sümpfen, so einsam war, daß wir, nach seiner Versicherung, dort einige Monate unerkannt bleiben könnten. Mit Rührung nahm ich diesen Vorschlag an. Er fertigte mir sogleich ein Schreiben an seinen Pächter aus, in welchem er uns demselben als seine Verwandte empfahl. — Man wird in der Folge sehen, daß es mir nicht möglich war, diese Auerbietung zu benutzen. In diesem Zeitpunkt war es, wo der Herzog von Chartres, der nie persönlich ehrgeizige Absichten hatte, und in politischer Rücksicht nichts wünschte, als seinem Lande nützlich zu seyn, den Entschluß faßte, dem Nationalconvent um die Erlaubniß zu schreiben, Frankreich auf immer zu verlassen. — Denn im Innern seines Herzens war er seit des Königs Tode in dieser Rücksicht in die größte Muthlosigkeit verfallen. Bevor er diesen Brief abschickte, sagte er mir, daß er für nöthig halte, seines Vaters Erlaubniß dazu einzuholen. Ich stellte mir wohl vor, daß die Unwahrscheinlichkeit, eine Zuflucht zu finden, den Herzog von Orleans verhindern werde, diesen Entschluß auch für sich selbst zu fassen, und daß er ihn für seinen Sohn eben so wenig gutheissen würde; doch schmeichelte ich mir, er werde ihm nicht bestimmt verbie-

ten, und ohne sein bestimmtes Verbot waren wir entschlossen, diesen Entschluß auszuführen. Der Herzog von Chartres schickte demnach seine Bittschrift, von einer dringenden Bitte um seine Genehmigung begleitet, an seinen Vater ab; er fügte hinzu: da der Herzog selbst Deputirter sey, könne er den Convent nicht verlassen, und also mit keiner ähnlichen Forderung einkommen; rücksichtlich dieses Unterschieds hofften wir aber, der Herzog werde sich — wenigstens nicht ausdrücklich — den Wünschen seines Sohnes widersetzen; der Herzog antwortete ihm aber ganz trocken: das sey ein unkluger Einfall, an den man gar nicht denken müsse. Sein Sohn befolgte diesen Befehl und es war nicht mehr davon die Rede *).

Der Herzog von Montpensier, mein zweiter Jüdling, der sehrlich wünschte, Italien zu besuchen, bat um die Erlaubniß, in der Armee von Nizza zu dienen. Sie ward ihm zugestanden, und er ging von Tournay, wo er bisher mit uns gelebt hatte, dahin ab. Den ein und dreißigsten März, sehr früh am Tage, verließen wir Tour-

*) Diejenigen unter unsern Lesern, welche den Précis de la Conduite de Mad. de Genlis, den sie 1796 herausgab, zur Hand haben, finden darin einen Brief, den sie an den Herzog von Chartres schrieb, in welchem sie ihm rath, die Krone, im Fall man sie ihm anbieten sollte, nicht anzunehmen, weil die Republik auf moralischen und gerechten Grundsätzen zu ruhen scheine, den es wahrscheinlich, so wie jenes ganze Buch, sehr interessant wäre, neben diesen Memoiren zu lesen.

nay *). Die Läden unseres Wagens waren geschlossen, und große Hüte mit Schleiern verbargen unsere Gesichter. Man wird in der Folge sehen, wie nöthig diese Vorsicht war. Indem wir der Armee nachfolgten, hatten wir keinen Mann bei uns im Wagen. Die Truppen zogen ohne Ordnung, mit vielem Lärm und Geschrei; ihr Ton, ihre Reden erschreckten mich unwillkürlich; wir waren ruhiger, wenn wir uns verbargen und sie gar nicht sahen. Eine so unangenehme Reise hatte ich bisher noch nie gemacht! — allein es stand mir eine viel unangenehmere bevor. — Den Abend vor meiner Abreise von Tournay hatte ich einen Courier mit Briefen nach Paris geschickt, in denen ich schrieb: um nicht in die Hände des Feindes zu fallen, begäbe ich mich nach St. Amand, und dahin solle man mir meine Zurückberufung senden. Ich wohnte mit Mademoiselle und meiner Nichte in St. Amand selbst, der General Dumouriez in dem Dreiviertel-Stunden entfernten Ort, welcher Les boues de St. Amand heißt, wo Schlammäder gebraucht werden. Den Tag, als ich in St. Amand ankam, hörte ich, daß Dumouriez das Banner der Empörung aufzupflanzen gedenke. Von ihm wußte ich nichts, denn er hat mich nie von seinen Angelegenheiten unterhalten; allein ein Mann, der sein ganzes Zutrauen besaß, den ich vorher nie gesehen hatte, aber

*) Hier ist eine Lücke im Original — Frau von Genlis hat uns ihren Entschluß, sich zu Dumouriez Armee zu begeben, und die sie dazu bewegenden Ursachen, nicht gesagt.

jetzt die Beweise der größten Theilnahme von ihm erhielt, antwortete mir auf mein Befragen aufrichtig — es war der, seitdem hingerichtete, unglückliche Herr de Baur *).

Ich war dem General Dumouriez, ungeachtet der Gefahren, die uns daselbst erwarteten, viele Verbindlichkeit schuldig, mich in sein Lager aufgenommen zu haben; denn da ich mit seiner Verschwörung gar nichts zu thun gehabt hatte, würde Mademoiselle und ich, wenn er uns in einer von den Feinden in Besitz genommenen Stadt gelassen hätte, auf lange unserer Freiheit beraubt worden seyn. Diese Verbindlichkeit muß ich nicht vergessen; als ich aber endlich Complotte und Umtriebe, die ich keineswegs gut heißen mochte, wahrnahm, gingen alle meine Wünsche dahin, St. Amand zu verlassen. Allein da ich keine Pferde bekommen konnte, mußte ich dort verweilen. Wir hatten nun den ein und dreißigsten März, und den zweiten April bemächtigte sich Dumouriez eines Pakets mit Verhaftungsbefehlen gegen die meisten Oberoffiziere seiner Armee, auch gegen Herrn von Balence, den Herzog von Chartres

*) Dieser junge Offizier, ein natürlicher Sohn des Prinzen Karls von Lothringen, hatte sein Glück in Frankreich zu machen gesucht; General Dumouriez, der ihm wohlwollte, machte ihn zu seinem Adjutanten, nahm ihn mit sich zur Nordarmee, und sowohl sein Verdienst, als Dumouriez's Gunst, beförderten ihn schnell; er theilte die Ansichten und Meinungen seines Generals, aber weniger glücklich als er, gelang es ihm nicht, zu entfliehen. In Lille ward er ergriffen, nach Paris geführt und 1793 hingerichtet.

u. s. w. Diese willkührlichen Befehle, die ein bloßer Ausschuß, nicht der Convent, ausgehen ließ, waren Du hem unterzeichnet; den folgenden Abend ließ Dumouriez die Commissarien festsetzen; man kam um Mitternacht, mich von diesem seltsamen Unternehmen zu benachrichtigen, und es steigerte meine Sehnsucht, meinen Aufenthalt zu verlassen. Erst den folgenden Morgen um zehn Uhr konnte ich mir Pferde verschaffen. Mir war es nicht möglich zu schlafen — ich brachte die ganze Nacht im Sinnen über mein Schicksal und in Vorbereitung auf alles, was mich noch treffen könnte, zu. Ueber das Rechtungssystem, was man in Frankreich aufgestellt hatte, konnte ich mich nicht länger täuschen. Da man den General Dumouriez wegen eines bloßen Verdachtes ächten konnte, ihn und so viele Andere, die vernünftiger Weise nichts hätte verdächtig machen sollen, was mußte man nicht dann für Maßregeln nehmen, wenn man die Verhaftung der Commissarien und Dumouriez's Einverständnis mit dem Feinde erfuhr? Ich sah unzweifelhaft voraus, daß man alles, was in St. Amand gegenwärtig gewesen war, in die Anklage verwickeln würde, und daß ich ungeachtet meiner Unschuld in die allgemeine Verurtheilung mit einbegriffen zu seyn erwarten mußte. So sah ich mich denn flüchtig, meiner Familie, meinen Freunden, meinem Vaterlande entrisßen, von meiner Arbeit zu leben verurtheilt, der schrecklichsten Unruhe über das Schicksal meiner Geliebtesten, die ich in Frankreich zurückließ, ausgesetzt! Von der andern Seite schauderte ich, wenn ich dachte, daß sich aller Wahrscheinlichkeit gemäß das Lager in zwei Partheien theilen und

der erste Sonnenstrahl blutige Auftritte erhellen werde. Ich dachte, daß in der Mitte dieses Aufruhrs eine Flucht unmöglich seyn, daß ich, selbst wenn die Empdrung nicht so schnell ausbräche, nur mit der größten Gefahr entweichen könnte. Wenn ich endlich aber auch so glücklich war, aus Frankreich zu entfliehen — was sollte in der Fremde aus mir werden? Ohne Empfehlungen, ohne Schutz, ohne Freunde, so böshast, so giftig verläumdet, wo sollte ich eine Zuflucht finden? Was konnte ich dem Haß, den Verfolgungen der Emigrirten entgegen setzen? — Die Lage meiner theuern Zöglinginn endlich durchdrang mir das Herz! — Da ich ihre Erzieherinn nicht mehr war, hatte ich den Entschluß gefaßt, sie meinem Elende, meinen Gefahren nicht zuzugesellen, sondern den Händen ihres Bruders zu übergeben. . . . Allein welche schreckliche Trennung! — Wie sollte ich ein Kind verlassen, das mir von der Wiege an anvertraut war, dem ich so viele Sorgfalt gewidmet hatte, das mir diese Sorgfalt so schön gelohnt, das mit so inniger Liebe sich an mich angeschlossen hatte. Während ich diese traurigen Betrachtungen machte, lag sie neben mir in ihrem Bett, allein sie schlief nicht — ich hörte sie leise seufzen; sie hatte die Vorbereitungen zu meiner Abreise gesehen, und begriff wohl, daß ich sie nicht mit mir nehmen wollte — allein sie schwieg — und weinte. Gegen fünf Uhr des Morgens ward sie ruhig und sank endlich in einen tiefen Schlaf. Nun nahte ich mich ihrem Bette und betrachtete sie unter bittern Thränen. Ich glaubte sie zum letzten Male zu sehen, gab ihr allen Segen der mütterlichen Liebe und

verließ sie, um in einem andern Gemach den Tag zu erwarten. Ich brachte diese ganze Nacht, ohne mich niederzulegen, im Gebet zu — plößlich fiel es mir ein, Gott ein Opfer zu bringen und mich für die Zukunft von vieler Unruhe und einer großen Last zu befreien. Ich gelobte, wenn ich mein Vermögen wieder zurück erhielt, oder auf andere Weise reich würde, für mich nie mehr als das Nothwendige zu brauchen und alles Uebrige zu vergeben — und das habe ich gehalten! — Ich war sicher, durch meine Talente immer meinen Unterhalt zu gewinnen, also entledigte ich mich durch dieses Gelübde aller Glückssorgen und alles Ehrgeizes. In dieser für mich so traurigen Nacht, die meiner Abreise von St. Amand voranging, war die Religion das einzige, was mich aufrecht erhielt; allein sie reicht auch zu allem hin; sie hatte mich auch bei den Schrecknissen gegen das Ende meines Aufenthalts in England getröstet. Ich erinnere mich eines Tages, wo ich in Bury allein war, und mich so verzweiflungsvollen Gedanken überließ, daß ich mich nie in einer größern Niedergeschlagenheit befunden hatte. Um mich von diesen fürchterlichen Eindrücken zu zerstreuen, nahm ich ein Gebetbuch von meinem Schragen, öffnete es aufs Ungefähr und fiel auf den neunzigsten Psalm *), der mit folgenden Worten beginnt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt, und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herrn: meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“ Der ganze

*) In der lutherischen Bibel der 91. Anm. d. Uebers.

übrige Psalm enthält nur Tröstungen, Verheißungen von Glück und Versicherungen, daß man von den Engeln geführt und getragen, durch alle Gefahren gerettet werden soll. Ich hatte diesen Psalm, der nicht unter den Bußpsalmen steht, nie gelesen, jetzt las ich ihn, machte das Buch zu und öffnete es noch zweimal aufs Ungefähr, und immer fiel ich wieder auf denselben Psalm. Nun fühlte ich mich ganz gestärkt und hoffte von ganzem Herzen auf Gottes Gnade, die mich auch gewürdigt hat, mich vor unvermeidlich scheinenden Gefahren und Unglück zu bewahren. Eben solche Gedanken stärkten mich in der Nacht in St. Amand, und haben mich in der Folge all' mein Unglück ertragen lehren.

Um sieben Uhr nahm ich vom Herzog von Chartres Abschied; er wiederholte seine, schon den vorigen Abend angewendeten Bitten: seine Schwester mit mir zu nehmen; er sagte mir nochmals, daß sein Entschluß noch gar nicht gefaßt sey, daß alles im Lager eine nahe Empörung verkündige, und in diesem Fall würde seine Schwester ihm sehr zur Last, und sie selbst den schrecklichsten Gefahren ausgesetzt seyn. Ich erwiederte, daß die meiner Flucht nicht geringer seyn würden, daß ich gar nicht absähe, wie wir ohne ein Wunder unerkant durch alle französische Posten kommen könnten; würden wir aber erkannt, so war kein Zweifel, daß man uns nicht nach Valenciennes führte, von wo man uns ohne Rettung dem Blutgerichte ausliefern würde. Müßten wir aber zwischen zwei Gefahren wählen, so wäre es vielleicht besser, Mademoiselle begäbe sich nach meiner Flucht freiwillig, allein, wie aus
eigner

eigner Bewegung dahin; in diesem Falle hoffte ich, daß sie höchstens mit Deportation bedroht seyn könnte, dann würde sie sich ohne Gefahr außerhalb Frankreich befinden. Jedoch wollte ich diesen Entschluß, der seinen Nachtheil haben könne, nicht angegeben haben — ich wollte überhaupt nicht Rath geben; möge sie aber diesen Ausweg wählen, oder mit ihrem Bruder und seinen Freunden entfliehen, so schien es mir weniger gewagt, als mich zu begleiten. Kurz ich blieb bis zum Augenblick meiner Abreise unerschütterlich in meiner Weigerung. Als ich aber eben in den Wagen steigen wollte, kam der Herzog von Chartres, seine Schwester, die in Thränen gebadet war, auf seinen Armen tragend, zu mir zurück, ich nahm sie zu mir in den Wagen und wir fuhren mit einer solchen Eile ab, daß weder Mademoiselle noch ich daran dachten, etwas von ihren Kleidern, wenigstens ihren Schmuck mitzunehmen — wir vergaßen alles. Mademoiselle kam eben aus dem Bett, sie hatte nichts an, als einen leichten Musselin — weiter nahm sie nichts mit sich — nur ihre Uhr, die sehr schön war und die sie, weil sie an ihrem Bette hing, nicht vergaß. Wäsche, Kleider, Schmuck, alles ward verloren; nur nicht ihre Harfe, die ein Bedienter auf einen vorbeifahrenden Karren lud, der uns nach ein paar Tagen einholte — aber man brachte ihr keinen Rock, kein Hemd. Da ich den größten Theil meiner Habseligkeiten gerettet hatte, war ich sehr froh, ihr auszuhelfen zu können. Ich hätte — was unsere Lage sehr verändert haben würde — Pässe nehmen können; Dumouriez bot sie mir an; da ich aber sein Betragen kannte, lehnte ich sie entschieden ab. Da

die Parthei, an die er sich zuerst angeschlossen hatte, blutdürstig ward, that er gut, sie zu verlassen, allein sie zu verrathen und die wenigen Truppen, die ihm folgen wollten, dem Feind zu überliefern, war abscheulich! —

Wir waren zu Bieren im Wagen: Mademoiselle, meine Nichte, Herr von Montjoie *) und ich. Diesen Herrn kannte ich erst seit wenigen Tagen, da er aber auch entweichen wollte und Verwandte in der Schweiz hatte, wünschte er sehr uns dahin zu begleiten; wegen seiner Fertigkeit in der deutschen Sprache ist uns seine Gesellschaft sehr vortheilhaft geworden. Sobald wir St. Amand im Rücken hatten, umarmte ich meine beiden jungen Unglücksgefährtiinnen und versprach, ihnen auf der Bahn der Widerwärtigkeit, die wir nun betreten hatten, immer das Beispiel unerschütterlichen Muthes und der Geduld zu geben. Sie versprachen mir ihm zu folgen. Wir haben uns gegenseitig Wort gehalten, und ich kann in Wahrheit sagen, daß ich von diesem Augenblick an durch eine besondere Gnade der Vorsehung in allen Gefahren so viel kaltes Blut und Gegenwart des Geistes gehabt habe, als ich in der letzten Zeit meines Aufenthalts in England,

*) Beim Ausbruch der Revolution war er Hauptmann im Regimente Darmstadt; die fast allgemeine Auswanderung der Offiziers dieses Corps verschaffte den wenigen Gebliebenen eine schnelle Beförderung — Herr von Montjoie ward Oberst. Als solcher machte er den Belgischen Feldzug, wo Dumouriez abfiel, mit; er begab sich in die Schweiz, wo er gestorben ist.

und während dem in Tournay, Niedergeschlagenheit und Schwachheit gezeigt hatte.

Wir waren mit Herrn von Montjoie übereingekommen, daß er auf den Poststationen allein das Wort führen und uns für Engländerinnen ausgeben solle, die, um sich einzuschiffen, nach Ostende zu gehen gedächten, und das wir bis Quevrain seine Begleitung angenommen hätten. Glücklicherweise waren wir den Truppen gänzlich unbekannt; denn hätten sie sich in St. Amand unsere Gesichter eingeprägt, so wäre die Flucht ganz unmöglich gewesen. Unsere Vorsicht, ihnen unsern Anblick zu entziehen, hatte dieses verhindert. Das Lager war bei unserer Abreise noch in einer zweideutigen Stimmung gegen seinen revoltirten General; doch ward es schon klar, daß die Mehrzahl sich nicht für ihn erklären würde. Herr von Montjoie hatte vergessen, die Parole zu nehmen, was uns mehr als einmal in Gefahr brachte. Nach zwei Stunden Wegs kamen wir auf eine so schlechte Nebenstraße, daß der Wagen zerbrach. Wir umkreisten Valenciennes, waren jetzt nur eine kleine halbe Stunde davon entfernt, und das Dorf, wo wir anhalten mußten, war von Freiwilligen angefüllt. Unsere Unruhe war fürchterlich! Während mehr wie anderthalb Stunden waren wir genöthigt, in dem Birthshaus die Ausbesserung des Wagens abzuwarten. Endlich, nachdem wir eine Menge, mit finsterem, mißtrauischem Wesen von den Freiwilligen gemachte Fragen ausgehalten hatten, ließ man uns weiter reisen. Da die Wege immer schlechter wurden und die Nacht einbrach, waren wir ungeachtet der ungeheuern Kälte genöthigt

auszusteigen und zu Fuß zu gehen. Kaum hatten wir eine Stunde zurückgelegt, als man uns anhielt; es war nicht ein Posten, sondern der Hauptmann eines Corps von Freiwilligen, der von weitem die Laterne des uns vorleuchtenden Wegweisers gesehen hatte. Wenig von unsern Antworten befriedigt, sagte er, daß wir wie Auswandernde aussähen und er fürs Sicherste hielt, uns nach Valenciennes zu bringen. Man kann sich meinen Schrecken vorstellen! Allein ich that sogleich, als willige ich sehr vergnügt ein, nahm den Kapitain beim Arm und zog ihn in halbverständlichem Kauderwälsch über seine Ungefälligkeit auf. So fortschwartzend ging ich aber rüstig meines Wegs, als sey mir gar nicht daran gelegen, seinen Sinn geändert zu sehen. Nach einer halben Stunde stand er still und sagte: er sähe wohl, daß ich eine Engländerinn wäre, er wolle uns also nicht länger abhalten, unsern Weg nach Quevrain fortzusetzen. Noch rieth er uns, die Laterne, welche uns neue Verlegenheit zuziehen könnte, auszulbschen und zeigte uns einen Nebenpfad, wo wir, ohne weiter Truppen zu begegnen, zu den österreichischen Vorposten gelangen könnten. Wie er von uns ging, athmeten wir freier! — Bei unserer Ankunft in Quevrain war ich voller Freude, mit meinen beiden jungen Begleiterinnen der schrecklichen Gefahr, nach Valenciennes gebracht zu werden, entronnen zu seyn. Doch bald fiel mir die Seltsamkeit und Furchtbarkeit unserer Lage wieder ein: daß eine Frau und zwei junge Mädchen, die ihr Vaterland liebten, in der Nothwendigkeit seyn mußten, Frankreich zu fliehen, weil ihre Landeleute, wenn sie in deren Hände

fielen, sie als die unversöhnlichsten Feinde behandeln mußten. Diese Betrachtung erfüllte mich mit dem tiefsten Schmerz. — Herr von Montjoie begab sich sogleich zu dem Commandanten, einem Herrn von Bouniansky — ich habe in dem „Abriss meines Betragens“ (précis de ma conduite) einen Umstand, der doch wirklich statt gefunden hat, unterdrückt, weil er meinem Bericht eine Abentheuerlichkeit, die ich vermeiden wollte, gegeben hätte. Doch in diesen Memoiren will ich die Ursache von des Commandanten, wie ich dort gesagt habe, außerordentlicher Gefälligkeit, mit allen Umständen erzählen.

Als ich Tournay und Belgien verließ, machte ich mir über die Schrecknisse meiner Lage keine Täuschung, ich sah sogar, was mich persönlich betraf, meine Zukunft schwärzer als sie geworden ist; es war mir klar, daß der Parteigeist und das Unglück, dem Hause Orleans angehört zu haben, mich allen Verläumdungen und Verfolgungen aussetzen mußten. Die Vorsehung anbetend ergab ich mich dar- ein, denn ich erkannte es als eine verdiente Strafe; denn hätte ich das Versprechen, was ich meiner Freundin, der Frau von Custine gab: keine Stelle im Palais Royal anzunehmen, erfüllt; wäre ich meiner Pflicht getreu bei Frau von Puiffieux, meiner zweiten Mutter, geblieben; oder hätte ich bei dem Tode der Marschallin von Etrée, meines Mannes Bitten Gehör gebend, Belle Chasse verlassen, so wäre keiner andern Ausgewanderten Loos im Auslande so friedlich gewesen, als das meine. Bei dem allgemeinen Beifall, den meine Werke daselbst gefunden hatten, bei meinem literarischen Ruf, bei den angeneh-

men Talenten, die ich besaß, hätte ich jede Art von Hilfsquellen, den mächtigsten Schutz, und wenn ich mir neue Fesseln hätte anlegen wollen, den reichlichsten Ersatz für meinem Ehrgeiz gefunden. Ich gelobte mir selbst, meine Fehler zu büssen durch Geduld, Muth und gänzliche Ergebung in den göttlichen Willen. Wenigstens ist mir nie ein Murren entschlüpft. Ich hatte meine Zeit in Tournay nicht verloren; unsere Lebensweise war völlig geregelt gewesen. Man hatte die Güte, mir Bücher zu borgen; ich hatte täglich gute anderthalb Stunden laut gelesen, und mit Mademoiselle, so wie in Belle Chasse, auf der Harfe gespielt. Wir malten viele Blumen dafselbst, und verfertigten eine Menge niedlicher kleiner Arbeiten; ich lernte ganz allerliebste Strohkörbchen flechten. Täglich gingen wir in der nahen Pfarrkirche zur Messe; unsere Tage verfloßen schnell und sogar nicht ohne Annehmlichkeit. Meiner Gewohnheit nach brachte ich jeden Abend zwei bis drei Stunden zu, um mein Journal zu schreiben und einzelne Gedanken, die ich späterhin in meinem kleinen La Bruyère aufgenommen habe, aufzuzeichnen.

Jetzt will ich mein sonderbares Zusammentreffen mit dem Baron Boumianski beschreiben. Bei unserer Ankunft in Quevrain forderte man uns sogleich unsere Pässe ab. Ich sagte, ich sey eine irländische Dame, die mit ihren Töchtern reise; wegen der Auflösung des Lagers von St. Amand habe ich keine Pässe, da ich aber dergleichen, um aufgenommen zu werden, bedürfe, bäte ich zu dem Kommandanten (Herrn von Boumianski) geführt zu werden.

Glücklicherweise befand sich sein Haus nahe am Stadthor. Man hieß mich, um seine Befehle einzuholen, im Wagen warten. Gleich darauf kam der Kommandant selbst, ließ uns aussteigen, gab mir die Hand und führte uns in sein Haus. Es war Abend und mein Hut hatte eine breite, das Gesicht beschattende Spitze. Beim Eintritt in dem sehr hell erleuchteten Salon, schlage ich meine Spitze zurück, der Baron sieht mich an, fährt zusammen und ruft: „Ach, Prinzessin!“ — Bei diesem Ausruf glaubte ich Anfangs, er habe Mademoiselle erkannt, und erschrak heftig; allein bald belehrten mich des Barons Reden, daß eine wirklich wundervolle Aehnlichkeit, die ich mit der Prinzessin von Lansberg, Fürstin von Mähren, hatte, ihn zu dem Irthum bewog, mich für diese zu halten *). Ich hatte alle Mühe von der Welt, ihm das Gegentheil zu beweisen, denn auch meine Stimme glich der ihrigen. Der Baron verdankte dieser Fürstin sein Glück und liebte sie leidenschaftlich. Es muß nie eine vollständigere Aehnlichkeit gegeben haben, denn ungeachtet aller meiner Versicherungen kam er immer wieder auf den Einfall, daß ich diese Fürstin, incognito sey. Er gab uns ein Souper nach ungarischer Sitte, das der Menge wegen für zwanzig Personen hingereicht hätte, aber wegen des geschmolzenen Fettes, in dem alle Speisen schwammen, das schlechteste war,

*) Princesse de Lansberg, Princesse de Moravie sagt das Original, und des Uebersetzers Hülfquellen und Gedächtniß lassen ihm keine Nachweisung über Fürstin und Fürstenthum finden.

das ich jemals genossen. Während der Tafel litt ich peinlich, weil der Baron mit der größten Heftigkeit und ohne Aufhören den Herzog von Orleans verwünschte. Mademoiselle wechselte einmal über das andere die Farbe, sie war der Ohnmacht nahe; ich that alles Mögliche, das Gespräch zu verändern, aber er kam immer wieder darauf zurück. Wir mußten bei dem Baron unser Nachtlager nehmen, und den andern Morgen brachte er mir, noch immer unter wiederholten Ausrufungen, das ich die Fürstin von Lansberg sey, eine Platte mit dem Frühstück selbst in mein Zimmer. Darauf gingen wir, zur Abreise nach Mons bereit, wohin der Baron die Güte hatte, mir eine Schutzwache zu geben, in den Salon herab. Bei unserm Eintritt sagte er, ich müsse noch einen Beweis erhalten, daß meine unbegreifliche Aehnlichkeit mit der Fürstin von Lansberg kein Gebilde seiner Einbildungskraft sey: unter der Schutzwache, die er mir gäbe, befänden sich zwei junge Cadets, die so eben aus Mähren eingetroffen wären, ehemalige Pagen der Fürstin und von ihr ganz besonders empfohlen. Er wolle sie hereinkommen lassen und ich solle sehen, was mein Anblick auf sie bewirken werde. Bei ihrem Eintritt hatte ich meinen Schleier herabgezogen; der Baron bat mich, ihn zurückzuschlagen — die beiden jungen Leute drückten das größte Erstaunen aus, naheten sich sogleich, um mir die Hände zu küssen und hielten mich wirklich für ihre Fürstin. Diese Dinge hatten alle in Mademoiselles und meiner Nichte Gegenwart statt. Ich fragte dem Baron vieles von dieser Fürstin; er sagte, sie hätte ungemein viel Verstand, spräche vollkommen gut Französisch,

und wäre eine außerordentlich große Tonkünstlerinn. Ich wollte ihr Alter wissen: sie war drei Jahre jünger, als ich. Diesem seltsamen Umstand hatte ich alles, was der Baron für mich that, zu verdanken. Als er mich an den Wagen führte, versicherte er mich noch, daß er viel weniger erstaunt seyn würde, wenn ich ihm jetzt noch gestünde, wirklich diese Fürstinn zu seyn, als er es bliebe, wenn ich fortfahre, das Gegentheil zu behaupten. Er gab uns eine Schutzwache, in der sich, wie er gesagt hatte, die beiden Cadets, die mich ebensfalls für ihre Fürstinn gehalten hatten, befanden; sie ritten nahe an den Wagen, blickten mich unverrückt an und bezeigten von Zeit zu Zeit durch ihre Ausrufungen das Uebermaß ihres Erstaunens.

In Mons angekommen, bezogen wir sogleich ein Wirthshaus, mußten aber, weil die bessern Zimmer besetzt waren, uns zu einer sehr schlechten Wohnung bequemen. Ein neues Unglück verhinderte mich, den folgenden Morgen auf die Fortsetzung unserer Reise zu denken. Mein Bett befand sich mit dem von Mademoiselle in demselben Zimmer, und weil ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte, hörte ich sie ohne Aufhören sich umwenden und klagen; bei Tagesanbruch ging ich zu ihr und entdeckte, daß sie die Masern habe. Wie ich zu meiner Nichte kam, um ihr diese betrübte Nachricht zu bringen, fand ich sie von der nämlichen Krankheit befallen. Beide waren so krank, ihr Fieber war so heftig, und doch fand ich es so bedenklich, unsere Abreise zu verschieben, daß wenige Dinge mir eine so peinliche Sorge gemacht haben. Wir hatten keine Kammerfrau mehr, sondern einzig nur einen

Lohnbedienten; der Gasthof war voll Fremder, die Mägde alle beschäftigt; ich konnte erst des Abends einen Arzt erhalten, und bis zum vierten Tag war es unmöglich, mir eine Krankenswärterin zu verschaffen. Dennoch wurden die beiden Kranken sehr gut besorgt. Der Verlauf des Uebels war mir vollkommen bekannt, ich war ihnen nützlicher als der Arzt. Die ersten drei Nächte legte ich mich gar nicht nieder; selbst als ich eine Wärterin hatte, blieb ich in Mademoiselle's Zimmer und wachte neun Tage lang jede Nacht bis drei oder vier Uhr des Morgens bei ihr. So sorgenvoll ich war, erfreute ich mich doch bei dem Gedanken, daß Mademoiselle, indem ich sie mit mir fortgeführt hatte, mir das Leben verdanke; denn zwei Tage nach unserer Abreise von St. Amand rettete sich General Dumouriez und der Herzog von Chartres mit der größten Gefahr ihres Lebens, von Flintenschüssen verfolgt — was wäre bei einer solchen Flucht aus dem unglücklichen Kinde geworden? Außerdem trug sie schon den Keim der Krankheit in sich; sie hatte, als wir St. Amand verließen, schon Fieber; die Masern wären zu derselben Zeit ausgebrochen — wie hätte sie diese Krankheit überwinden können? — Diese Betrachtungen milderten meinen Kummer, sie leiden zu sehen; allein dieser Vorfall verrieth unser Incognito, und gab Zeit, unser Geheimniß zu entdecken. Die Oesterreicher behandelten uns aber sehr edelmüthig. Wie ich eines Tages, um Arzneien zu holen, in die Apotheke ging, begegnete ich dem Prinzen von Lambesc *); er erkannte mich so-

*) Er war aus dem Hause Lothringen, mit Marie Antoinette verwandt. Kurze Zeit nach der Revolution rettete er sich

gleich, sagte mir aber kein Wort, doch sein finstres, unheimliches Aussehen verhiessen mir nichts Gutes. Wirklich ging er auch sogleich, um uns anzugeben, zu General Mack, denn es war ihm leicht zu errathen, daß eine meiner beiden jungen Begleiterinnen die Prinzessin von Orleans sey. Baron von Mack *), mit dem ich nie in irgend

nach Oesterreich, um der Anklage zu entgehen, die wegen dem Vorgang des zwölften Julius 1789 gegen ihn angebracht wurde. Nachdem der Prinz Lambese an diesem Tage an der Spitze des Regiments Royal allemand die Volkshaufen auf dem Platz Ludwig XV. zerstreut hatte, jagte er mit dem bloßen Säbel in der Faust in den Tuilleries Garten, um die Menschen daraus zu vertreiben — man hat gesagt, daß bei diesem Auslauf ein alter Mann getödtet und ein junger Mensch verwundet worden sey *), allein die Beweise davon sind nie gegeben. Der Prinz wurde Generallieutenant und Feldmarschall in österreichischem Dienst. Er machte am Rhein und in Italien Feldzüge gegen die Franzosen, allein ohne bei einem derselben als Chef zu erscheinen, noch eine Gelegenheit, sich in dem großen Haufen auszuzeichnen, finden zu können. Seine Berühmtheit in Frankreich hat er einzig seiner Anhänglichkeit an die Königin und dem oben erwähnten 12. Julius zu danken. Anm. d. Herausg.

*) Diese Thatsache hatte Hunderte von Zeugen und ist in allen Geschichten der Zeit zu lesen. Sie gehörte zwar mit zu der Geschichte dieser Zeit, ward aber, leider! von den beiden gegenüberstehenden Partheien nicht als etwas Außerordentliches von der einen, aber wohl als etwas Unerträgliches betrachtet.

Anm. d. Uebers.

*) Dieser Mann ist in Deutschland zu bekannt, um eine lange Note des Herausgebers hier zu übersehen. Unsere Leser fin-

einem Verhältniß gestanden, kam selbst zu mir; als die Wirthshaus-Magd ihn mir anmeldete, erschreckte mich schon der Laut seines Namens. — Ich eilte ihm bis an die Treppe entgegen und sagte ihm, da in meinem Zimmer eine Masernfranke läge, könnte ich nicht die Ehre haben, ihn zu empfangen; er antwortete sehr freundlich im Ton und Wesen: „gnäd'ge Frau, da Sie nicht angesteckt werden, kann ich es auch wagen.“ — Von diesem Augenblick an war ich beruhigt und sah einen Beschützer in ihm. Nun führte ich ihn in mein Zimmer, zog die Vorhänge von Mademoiselles Mföven zu und wir nahmen in einer Fenstervertiefung Platz. Der Baron sagte, daß wir ihm bekannt wären, diese Angeberei solle uns aber keineswegs schaden, wir könnten, so lange es uns gefalle, in Flandern verweilen und den Ort unsers Aufenthalts wählen. Ich erwiderte, daß wir in die Schweiz zu gehen gedächten. Darauf bot er mir an, uns Pässe vom Prinzen von Coburg *) zu verschaffen, vermöge deren wir ohne

den in zwei unserer Conversations-Lexicons einen Abriss seines Lebens, der alle hier angeführten Umstände, und wahr, und mit mehr Billigkeit enthält. Anm. d. Uebers.

*) Wenig fremde Namen sind in Frankreich so, wie der des Prinzen von Coburg, berühmt; sein Feldzug von 1793 war eine ununterbrochene Reihe von Siegen; allein die Unglücksfälle des folgenden Jahrs verlöschten seinen Ruhm. Er mußte sich mit dem Verdruß, die Hoffnung der Ausgewanderten betrogen zu haben, zurückziehen, und lud das Unrecht auf sich (das Original sagt: il eut l'indignité), ihnen den Zutritt zu den, in Frankreich eroberten Städten zu untersa-

alles Hinderniß Deutschland würden durchreisen können. Ich nahm diese Vorsorge mit dem wärmsten Dank an. Wie ich mich ihm nannte, machte er mir den Einwurf, daß es ihm nicht erlaubt sey, einen falschen Namen anzugeben; ich bemerkte ihm dagegen, daß Berceney kein falscher Name sey, indem ein kleines, in der Herrschaft Sillery mit einbegriffenes Gut, also heiße. Ich mußte ihm darüber mein Ehrenwort geben, und darauf verschaffte er mir die Pässe in der von mir geforderten Form. Wir benutzten sie nicht, denn sie wurden uns kein einzigesmal abgefordert. Sobald meine beiden Gefährtinnen hinlänglich hergestellt waren, um die Bewegung des Wagens zu ertragen, reisten wir, ungeachtet ihrer noch bestehenden Kraftlosigkeit, den dreizehnten April von Mons ab. Herr von Montjoie, der uns in Quevrain verlassen hatte, schloß sich uns wieder an und wir setzten unsere Reise zwar langsam, aber ohne alle Unfälle fort. Den zwanzigsten April kamen wir durch Wisbaden, von wo aus wir, um die Heerzüge zu vermeiden, einen Nebenweg nahmen. Während drei bis vier Stunden reisten wir dem hessischen Lager, von dem uns nur eine Ebene trennte, entlang; wir konnten es nahe am rechten Rheinufer gelegen, recht deutlich sehen. Etwas ferner erblickte man Cassel, wo die Franzosen standen. Hätten sie einen Ausfall gemacht, so wären wir sehr in Noth gerathen — und deshalb schien mir diese Tagreise sehr lang und beschwerlich. Auf dem linken Rhein-

gen. Er starb 1815, nach zwanzig in Vergessenheit und Stille verlebten Jahren. Anm. d. Herausg.

ufer sah man Mainz und ein brennendes Dorf. Alle diese Gegenstände bildeten ein furchtbares Gemälde, dessen Wirkung von einzelнем Kanonendonner, den man von Zeit zu Zeit deutlich hörte, nicht vermindert ward. Bei dem Gedanken, daß dieses Geschütz gegen die Franzosen gerichtet sey, empfand ich, daß weder Ungerechtigkeit noch Verfolgung aus einem edeln, gefühlvollen Herzen die Liebe für Vaterland und Landsleute vertilgen kann. Den sieben und zwanzigsten kamen wir nach Schaffhausen. Ich war unsäglich froh, mich in einem neutralen Lande zu sehen! Die vielerlei zufälligen Besorgnisse abgerechnet, hatte ich während meines erzwungenen Aufenthalts in Mons und der ganzen Reise durch Deutschland eine unaussprechliche Unbehaglichkeit empfunden. So lange ich mich mitten unter den Feinden meines Vaterlandes befand, stieß meine Vernunft vergeblich eine Art unwillkürlicher, eben so peinlicher, als grundloser Reue zurück — denn gewiß! ich hatte mir nichts vorzuwerfen. — Ich kann ohne Uebertreibung sagen, daß ich nie österreichischen Truppen begegnet habe, ohne die schmerzlichste Empfindung zu leiden. Allein Alles war besser als das, was in jenem blutigen Zeitpunkt geschah — die Eroberer Frankreichs konnten damals nur seine Befreier seyn.

Mademoiselle war einiges Ausruhens so sehr bedürftig, daß wir in Schaffhausen verweilten. Der Herzog von Chartres suchte uns dort auf und wir reisten den sechsten Mai zusammen nach Zürich ab. Hier glaubten wir uns niederlassen zu können; wie man aber unsere Namen zu wissen verlangte, machte der meiner unglücklichen jungen

Begleiterinn und ihres Bruders, die Sache unmöglich. Außerdem waren wir aber auch von mehreren Emigrirten erkannt worden, die uns allerlei böshafte Streiche spielten *). Zum Beispiel: wie wir eines Abends auf dem Platz in Zürich lustwandelten, ging ein Ausgewandeter sehr absichtlich ganz nahe neben Mademoiselle vorbei, hatte mit seinem Sporn in ihr Florkleid und riß ein ganzes Stück davon hinweg. Herr Ott, der achtungswürdige Wirth **) des Gasthofs zum Schwert, gab uns alle mögliche Beweise seiner Theilnahme — allein wir mußten fort. Den vierzehnten Mai gingen wir nach Zug, wo wir außer der Stadt am Ufer des See's ein kleines einsames Haus mietheten. Um dort ruhig zu bleiben, hatten wir alle Vorsicht gebraucht, uns zu verbergen; selbst der Magistrat kannte uns nicht, sondern hielt uns für eine irländische Familie. Bei unserer Ankunft in Zug hatte ich eine sichere Gelegenheit nach Frankreich; mit ihr schrieb ich an die Herzoginn von Orleans — der Herzog war schon im Ver-

*) Diejenigen unter den Ausgewanderten, welche sich so verfolgungsfüchtig gegen ihre Landsleute, die sie wegen liberaler Meinungen in Verdacht hatten, erwiesen, waren alle, ohne Ausnahme, kleine Landjunker, die nie am Hofe vorgestellt worden waren, und die große Welt gar nicht kannten.

Anm. d. Verf.

**) In der Schweiz und in Deutschland sind die Gastwirthe meistens sehr angesehene Leute und verdienen durch ihre Erziehung und Höflichkeit die ihnen bezeigte Achtung. Der Wirth zum Schwert in Zürich war Mathsherr seiner Republik.

Anm. d. Verf.

haft — ich meldete ihr unsern Aufenthalt und bat sie dringend, mir in Rücksicht ihrer Tochter Verhaltensbefehle zu geben. Ihre beiden Kinder schrieben ihr auch — allein wir bekamen keine Antwort. — Wir schrieben mehreremale, allein niemals, während unsers ganzen Aufenthalts in der Schweiz, haben wir weder auf geradem Weg noch durch Vermittlung, eine Antwort oder irgend einen Wink erhalten, und Mademoiselle nie die geringste Unterstützung an Geld. Ich hoffte lange dergleichen zu bekommen, faßte deshalb über Mademoiselle gar keinen Entschluß, und so lange ich ihr nützlich seyn konnte, ihr ganz gewidmet, machte ich auch für mich selbst gar keine Plane. Einen Monat brachten wir in Zug in der vollkommensten Ruhe zu; wir genügten uns selbst; unsere festgesetzten Beschäftigungen füllten alle unsere Stunden auf eine angenehme Weise aus; wir erhielten keine Besuche und verließen das Haus nur, um spazieren und in die Kirche zu gehen. Die Bauern liebten uns; die Armen, die der Herzog von Chartres und Mademoiselle, denen die Vertheilung der kleinen Almosen, die wir zu spenden vermochten, vorzüglich aufgetragen war, immer so voll Güte und Menschlichkeit behandelten, liebten uns noch mehr.

So war unsere Lage, als Ausgewanderte nach Zug kamen. Wir kannten sie nicht persönlich, aber sie hatten den Herzog von Chartres in Versailles gesehn; sie erkannten ihn und denselben Tag wußte ganz Zug wer wir waren. Der Magistrat betrug sich sehr wacker; er bezeugte den lebhaftesten Wunsch, Personen in seinem Canton zu behalten, die durch ihr Betragen auf alle Weise erbauten.

Allein

Allein nach wenigen Tagen stand in der deutschen Zeitung ein Artikel über meine Zöglinge, in dem ihr Aufenthalt in Zug zugleich angekündigt wurde. Diese Deffentlichkeit fing dem Orts-Magistrat an lästig zu werden; bald schrieb man ihm von Bern und machte ihm Vorwürfe, Mademoiselle und ihrem Bruder eine Zuflucht zu gestatten. Die erste Magistratsperson in Zug gerieth in Angst, und bat meine unglücklichen Zöglinge, eine andere Freistatt zu suchen. Freilich ward diese Bitte mit der größten Schonung angebracht, die Magistratsperson begnügte sich, ihnen ihre Verlegenheit und Besorgnisse mitzutheilen, wir verstanden sie aber recht gut, und versprachen, binnen vierzehn Tagen abzureisen. Bei diesem ganzen Vorgange war von mir gar nicht die Rede; man bot mir sogar an, wenn es mir gefalle, zu bleiben; aber ich war an Mademoiselle gefesselt. Wir berathschlagten nun, was uns unter so schwierigen Umständen zu thun übrig bleibe? Ich bemerkte vor allem, daß es nothwendig sey, uns von dem Herzog von Chartres, an dem man uns überall erkennen würde, zu trennen; schon in Zürich hatte ich das vorausgesehen und diesen Vorschlag gemacht; der Herzog von Chartres wollte aber, so deutlich ich ihm die Folgen davon vorstellte, uns nicht verlassen. Jetzt hatte ihn die Erfahrung gewizigt und unsere Trennung wurde beschloffen. Allein, wohin uns nun wenden? ohne Empfehlungen, ohne Freunde, nachdem die beiden duldsamsten Cantone der Schweiz uns ausgestoßen hatten. Wir entwarfen tausend romantische Pläne, und die Nothwendigkeit würde uns endlich doch gezwungen haben, einen von ihnen ins Werk zu

stellen, als der Zufall eine viel einfachere Idee in uns erweckte, deren Ausführung uns gelang. Herr von Montjoie, der sich mit seiner Familie in Basel niedergelassen hatte, machte uns einen Besuch. Er erzählte uns, daß er, über Bremgarten gehend, den General Montesquion *) daselbst gesehen habe, der, weil er Genf sehr große Dienste geleistet hätte, von der Schweiz große Achtung gendesse und bei ihr sehr in Ansehen stehe. Diese Nachricht brachte mich auf den Gedanken, an Herrn von Montesquion zu schreiben; ich schilderte ihm den Zustand meines unglücklichen Pflegekindest, und fragte an, ob Mademoiselle nicht in das

*) Montesquion war in die Schweiz entwichen, um einem Anklage-Dekret des Nationalconvents zu entgehen. 1792 befehligte er die Südarmer, welche den Auftrag hatte, die Provence und das Dauphiné, die von fremden Heeren bedroht waren, zu vertheidigen. Der General kam ihnen zuvor, nahm die Offensive und bemächtigte sich Savoyens. Der Adel von Paris hatte ihn 1789 zu seinem Deputirten bei den Generalstaaten ernannt, er gehörte zu den vierzig Mitgliedern seines Standes, die sich zuerst mit dem dritten Stand vereinigten. 1795 machte er ein Rechtfertigungs-Denkschreiben bekannt und forderte gerichtet zu werden; seine Zurückberufung ward ausgesprochen und sein Name aus der Liste der Ausgewanderten gestrichen. Er lehrte nach Paris zurück, wo er 1741 geboren war und 1798 starb. Außer einem Bericht über die Finanzen und der eben erwähnten Rechtfertigung verfaßte er noch ein Werk: „Ueber die Finanzen von Frankreich“ und einen „Blick auf die französische Revolution.“ Er ward 1784 Mitglied der französischen Akademie.

Kloster Bremgarten aufgenommen werden könnte. Herr von Montesquiou war mir gänzlich unbekannt, in der großen Welt hatte ich ihm einige Male begegnet, aber nie den geringsten Verkehr mit ihm gehabt. Auch war ich es nicht, der er Gefälligkeit erzeigen sollte; ich sprach nur von Fräulein von Orleans; ich war aber überzeugt, daß der Partheigeist allein diesem, in jeder Rücksicht so interessanten, Kinde Dienste zu leisten abhalten könne. Ich hatte mich nicht betrogen. Herr von Montesquiou antwortete mir auf die verbindlichste, artigste Weise, und nahm es auf sich, unsere Aufnahme in dem Kloster zur heiligen Clara, bei Bremgarten (denn dasselbe liegt vor der Stadt) zu bewirken. Der Herzog von Chartres faßte den Entschluß, eine Fußreise durch die ganze Schweiz zu machen, und führte ihn, allenthalben als ein Deutscher auftretend, aus. Wie oft, seit seinem Unglück, habe ich mir, wegen der Erziehung die ich ihm gab, Glück gewünscht. Darüber, daß ich ihn die vorzüglichsten europäischen Sprachen lernen ließ, daß ich ihn gewöhnte, sich allein zu bedienen, alle Weichlichkeit zu verachten, auf bloßen Brettern, nur mit einer Matte bedeckt, zu schlafen, Hitze, Regen und Kälte zu tragen, durch tägliche heftige Leibesübungen sich an Anstrengung zu gewöhnen, so daß er fünf, sechs Meilen mit bleiernen Sohlen in den Schuhen, als seinen gewöhnlichen Spaziergang, zurücklegte — vor Allem aber, daß ich ihm Kenntnisse und den Geschmack an Reisen beigebracht habe! Alles, was Reichthum und Geburt ihm verliehen hatten, war für ihn verloren, ihm blieb nichts, als was er der Natur und mir zu verdanken hatte.

Als unsere Abreise von Zug herbei gekommen war, und meine Zöglinge alle ihre kleine Rechnungen bezahlt hatten, fanden sie sich fast gänzlich ohne Geld. Glücklicherweise war ich reich genug, um ihrem Bedürfniß abzuhelpfen, und Mademoiselle's Pension im Kloster auf ein ganzes Jahr im Voraus zu bezahlen. Mit der meinen und der meiner Nichte machte ich es eben so, aber nur auf sechs Monate. Nach dem Verfluß dieser Zeit erhielt Mademoiselle etwas Geld von ihrem Oheim, dem Herzog von Modena. Den Abend vor meiner Abreise von Zug verursachte mir eine wahrhaft unmenschliche Bosheit den größten Schrecken, den ich jemals empfunden habe. Unser kleines Haus stand mitten in einer Wiese, die an die Heerstraße stieß, und jenseits dieser der See; alle unsere Fenster, die keine Schallern hatten, gingen auf diese Wiese; Mademoiselle blieb alle Abende bis dreiviertel auf eilf in dem Erdgeschoß, wo sie, während der Unterhaltung, in einer Fenstervertiefung sitzend, sich mit kleinen Arbeiten beschäftigte. Da sie seit ihrer Maserkrankheit etwas an den Augen litt, trug sie, um sich vor dem Lichte zu schützen, allezeit einen großen Hut. Den sechs und zwanzigsten Juni, den Abend vor unserer Abreise, befand ich mich einviertel nach zehn Uhr in meinem Zimmer, das genau über dem Salon lag. Der Herzog von Chartres war, seiner Gewohnheit nach, schlafen gegangen, Mademoiselle hatte mir glücklicherweise etwas zu sagen, sie hing ihren Hut auf die eine Seite der Rückenlehne ihres Stuhls, ließ das Licht auf dem Tische stehen, und kam mit meiner Nichte zu mir herauf. Ich schrieb an einem Tische, der auch am Fenster stand. Als

ich Mademoiselle eintreten sah, ging ich ihr entgegen, setzte mich auf einen, an der Fensterwand stehenden, großen Armstuhl und nahm sie auf den Schoos. Kaum war das geschehen, so hörten wir den Lärm, den ein großer, in das Fenster des Salons geworfener Stein verursachte. Bald darauf flogen verschiedene Steine durch das Fenster, wo ich noch so eben gesessen hatte, und zerbrachen die Scheiben mit so einem Getöse, daß der Herzog von Chartres davon aufwachte; er sprang aus dem Bette, ergriff seinen Stoc — der in seiner Hand eine sehr gute Waffe ist — und, den Bedienten herbeirufend, eilte er aus der Thüre; beide liefen laut schreiend diesen Mördern — denn so muß man die Thäter dieses Angriffs nennen — nach. Diese wußten aber zu entkommen. Nach dem Geräusch ihrer Schritte zu urtheilen, glaubte der Herzog von Chartres, es seyen ihrer nur zwei oder drei gewesen. Als wir in den Salon kamen, nahmen wir wahr, daß der erste Steinwurf auf den Platz, den Mademoiselle gewöhnlich einnahm, gerichtet gewesen war. Er hatte ihren Hut, den sie, wie oben gesagt wurde, auf ihre Stuhllehne gehangen hatte, getroffen — ein Irrthum, der bei einiger Entfernung sehr natürlich war. Man hatte gut gezielt: der Hut war herabgeworfen und der Stein hatte im Hintergrunde des Zimmers eine Fayence-Platte des Ofens zerschmettert. Mit innigem Danke zu Gott, der nicht gewollt hatte, daß das unschuldige Kind, dessen Verderben beabsichtigt war, noch eine Viertelstunde länger auf dieser Stelle sitzen blieb, raffte ich diesen Stein auf. Ich verwahrte ihn sorgfältig, ließ ihn schleifen und in Form eines Medaillons

schneiden, auf welchem die Worte: Unschuld, Borsehung, gegraben sind. In eben dieser Nacht — stahl man nicht, schnitt aber zwei Pferdegeschirre, welche dem Herzog von Chartres gehörten, in kleine Stücken. Wir ließen diese Thatsachen alle gerichtlich aufnehmen; ich will mir keine Vermuthungen über sie erlauben, nur das will ich bemerken: wir waren in Zug sehr beliebt, man sah uns täglich in die Messe oder auf die Felder gehen; oft gingen wir zu Fuße durch die Stadt und waren nicht allein nie beleidigt worden, sondern das Volk bezeugte uns persönlich viel Wohlwollen. Am dem auf den Angriff folgenden Morgen um zehn Uhr verließen wir Zug; indem wir durch die Stadt fuhren, konnten wir auf allen Gesichtern den Ausdruck der Theilnahme und des Bedauerns über unsere Abreise wahrnehmen.

Herr von Montesquiou verschaffte uns die Aufnahme in dem Kloster zu Bremgarten, empfahl uns aber dringend, unsern wahren Stand zu verbergen, indem er ihn nur zwei Freunden, beide Magistratspersonen, der eine in Zürich, der andere in Bremgarten, anvertraut habe. Der Priorinn hatte er uns als eine irländische Familie angekündigt, welche der Krieg und die Furcht vor den Korsaren von der Rückkehr in ihr Vaterland abhielten; er hatte uns neue Namen gegeben, ich ward, wie er mir sagte, als Madame Lenox, Tante der Miß Stuart, die mir meine Schwester auf dem Todbett anvertraut hätte, in das Kloster eingeführt. Nachdem uns der Herzog von Chartres verlassen hatte, bereiste er die ganze Schweiz, und ließ sich dann in Chur in Graubünden als Lehrer der

Geometrie und Geschichte nieder. So viel ich weiß, blieb er über ein Jahr daselbst, wenigstens befand er sich noch dort, als ich die Schweiz verließ, und das war auch, da die Ueberfahrt nach Amerika unmöglich war, das würdigste, was er thun, das was seinem Karakter und seiner Erziehung zur größten Ehre gereichen konnte *).

Mademoiselle, welche Herrn von Montesquieu die Aufnahme in diesen Schutzort schuldig war, empfing Anfangs seine Besuche, nach zwei oder drei Monaten bekam sie aber eine epidemische Ruhr, die alle Bewohner des Klosters, mich ausgenommen, befiel. Ich wachte fünf Nächte

*) Niemand hat durch sein festes und kluges Betragen die Ehreverbietung, welche Unglück und hoher Geburt gebührt, reichlicher als der Herzog von Chartres verdient. Menschen, welche, während sein Haus aufrecht stand, sich nur in Demuth gekrümmt vor ihm hätten sehen lassen, hoben unverschämt gegen ihn das Haupt auf. Er war kaum zwanzig Jahre alt, bei mehreren Kriegsgesechten hatte er schnellen, stürmischen Muth gezeigt, und in diesem Alter, wo die Vernunft kaum noch dem Gefühle die Herrschaft streitig zu machen sucht, hat es ihm nie an Beständigkeit gefehlt; ruhig, ohne Klage, selbst ohne Befremdung, ertrug er die Schläge des Schicksals und die Ungerechtigkeiten der Menschen; unter dem strengsten Himmelsstrich, in der Kälte des Winters stand er täglich früh um vier Uhr auf, um auf der hohen Schule in Chur, wo er unter dem Namen Corby lebte, Unterricht zu geben. Während fünfzehn Monaten erfüllte er unausgesetzt mit gewissenhafter Strenge diesen Beruf, und es ist kein Tag seiner langen Verweisung, der durch Muth und Ergebung ihm nicht zur Ehre gereichte.

Anm. d. Herausg.

bei ihr und verließ des Tags über nie ihr Zimmer, allein es gingen, zu meiner großen Bekümmerniß, zwei Monate über ihre Genesung hin. Dieser Krankheit wegen konnte sie Herrn von Montesquiou nicht sehen; nachher setzte mich die fürchterlichste Begebenheit *), die ich den neunten November 1793 erfuhr, außer Stand, irgend Jemand, der nicht zu meinen vertrauten Freunden gehörte, zu sehen. Zum erstenmal seit meiner Auswanderung ward ich krank. Während Mademoiselle danieder lag, hatte ich, da ihre Mutter, die sich immer noch — und ohne alle Beschränkung ihrer Freiheit — in Bernon aufhielt, uns durchaus keine Nachricht zukommen ließ, Mademoiselle an den Herzog von Modena **) ihren Oheim schreiben lassen; sie setzte ihm ihre Lage auseinander und forderte einen Zufluchtsort, nicht an seinem Hofe, aber in einem Kloster; sie fügte hinzu, daß ich sie bis zu dem, von ihm bezeichneten Orte begleiten, und wenn es nothwendig wäre, über den Gott-

*) Der Tod des Herrn von Genlis.

**) Der Herzog von Modena war damals sechs und sechzig Jahre alt. Er liebte die Wissenschaften und sorgte durch manche nützliche Stiftung für sein Land. Die Eroberung Italiens trieb ihn nach Oesterreich, das Breisgau wurde ihm statt Modena gegeben, er trat es aber seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand ab, und zog sich nach Treviso zurück, wo er 1803 starb. Man beschuldigte ihn des Geizes, und nach der ärmlichen Unterstützung, die er seiner Nichte zukommen ließ, zu urtheilen, nicht ohne Grund; denn er hatte viel gesammelt und mehr als vier Millionen in Sicherheit gebracht.

Anm. d. Herausg.

hardt gehen würde. Der Herzog antwortete, daß ihn politische Ursachen, Mademoiselle aufzunehmen, verhindernen, schickte ihr aber hundert und achtzig Louisd'or — die einzige Unterstützung, die sie von ihm erhielt — und darauf beschränkte sich auch ihr ganzer Verkehr.

Wir hatten in unserm Kloster von Niemand Besuch empfangen, als von Herrn von Montesquiou und Herrn Hohnegger, seinem Freunde, einer Magistratsperson in Bremgarten; unsere Einsamkeit ward also während neun Monaten durch nichts unterbrochen, als durch den Besuch meines Neffen César du Crest, der schon in so früher Jugend so viele Beweise von Muth und Gegenwart des Geistes gegeben hatte. Mit Recht war ich stolz, einen solchen Zögling gebildet zu haben, einen Jüngling, der mit dem glänzendsten Muth angenehme Talente, eine tadellose Aufführung, das beste Herz und einen ausgezeichneten Verstand verband. Er kam beim Schluß einer Fußreise, die er durch die ganze Schweiz gemacht hatte, zu uns, und da er ganz ohne Geld war, fand ich mich sehr glücklich, ihn, indem ich seine geringen Ausgaben übernahm, bei uns behalten zu können — und diese Ausgaben wußte er, ebenso fröhlich als sparsam, auf das Allernothwendigste zu beschränken. Er besuchte uns täglich und begab sich alle Abende in eine Art von Kaffeehaus, wo die Politiker von Bremgarten ihre Zusammenkünfte hatten, und deren Gespräche erzählte er uns auf die allerkomischste Weise von der Welt. Wir wurden gar nicht müde, die Gleichheit seiner Laune und den Zauber seiner Fröhlichkeit zu bewundern. Er brachte uns allerliebste Gouache-Landschaften,

die er von den Umgehenden von Breimgarten aufnahm. Er hatte ein vorzügliches Talent für das Piano, ich hatte ein solches gemiehet, und er spielte täglich darauf. Es war ihm von seinem Vater der Rechnungsgeist vererbt, und durch ein fortgesetztes Studium hatte er ihn vollkommen entwickelt.

Bei allem diesem vielfältigen Kummer hatte ich das Glück, durch die unermüdlteste Sorgfalt Mademoiselles sehr zerrüttete Gesundheit wieder ganz hergestellt zu sehen; ich kannte ihre Constitution so gut, und war auf alle ihre Zustände so aufmerksam, daß ich ihr bei allen Krankheiten viel nützlicher war, als der Arzt; auch war es bei meiner Trennung von ihr mein größter Kummer, daß niemand sie so zu pflegen verstehe, als ich. Ich hatte ihr den Tod ihres unglücklichen Vaters verborgen; ihre noch immer nicht vollendete Ausbildung machte die Vorsicht, sie vor heftigem Kummer zu hüten, unerläßlich nothwendig; ich kannte ihre außerordentliche Empfindsamkeit und ihre Liebe für ihren Vater, den sie angebetet hatte. Deshalb wendete ich alles Mögliche an, um sie über diese fürchterliche Begebenheit in Unwissenheit zu erhalten. Da wir gar keine Verhältnisse außer dem Kloster hatten, und eine die andere nie verließen, war das auch sehr thunlich, um so mehr, da ich sie schon vor diesem Zeitpunkte gebeten hatte, keine Zeitungen mehr zu lesen; der Grund, den ich ihr dazu angab, war nicht zu bestreiten: ich sagte ihr, daß sie gottlose und unsittliche Dinge enthielten. Nach dieser Andeutung konnte ich sicher seyn, daß sie in keine wieder hinein sehen würde, dennoch aber ließ ich sie Trauer anlegen — angeblich für

die unglückliche Königin von Frankreich, die sie immer hätte tragen müssen, wenn auch keine für sie viel heiligere Veranlassung es erheischt hätte. Ueberzeugt, daß unaufhörliche und abwechselnde Beschäftigung viel mehr als Zerstreuung geschickt ist, Kummer und Sorgen zu mildern, litt ich nicht, daß Mademoiselle eine Minute im Tage unthätig bliebe. Sie gieng täglich dreimal im Garten spazieren, wo sie sich auch — eine Sache, zu der ich sie vor früher Kindheit an gewöhnt habe — im Laufen übte. Sie hörte alle Tage eine Messe, und brachte, ihrem eigenen Verlangen gemäß, jedesmal wenigstens drittehalb Stunden in der Kirche zu. Sie schrieb eine Stunde lang, entweder Briefe, die sie wirklich abschickte, als an ihren ältesten Bruder oder an Lady Fitzgerald, oder solche, bei denen das nicht der unmittelbare Zweck seyn konnte *). Es mangelte uns an Büchern, allein ich hatte viele Auszüge, von diesen lasen wir täglich etwas. Sie malte drei Stunden lang und spielte wenigstens eben so lange auf der Harfe; da ich ein Piano hatte, lehrte ich sie Clavier spielen; nach wenigen Monaten war sie im Stande, kleine Arien und Variationen vorzutragen, und gewann dadurch eine neue

*) Sie hatte den Einfall, regelmäßig an ihre Mutter, ihren Vater und ihre jüngern Brüder zu schreiben; da sie diese Briefe nicht absenden konnte, machte sie eine Sammlung davon, die sie ihnen einst zuzustellen hoffte. Bis zu dem Tode ihres unglücklichen Vaters setzte sie dieses fort, ja noch später schrieb sie ihm einige Male. Aus Furcht, ihren Verdacht zu erregen, wagte ich Anfangs nicht, sie davon abzuhalten, und man begreift, was ich leiden mußte, wenn sie mir diese

Quelle der Unterhaltung; des Abends nähte, spann oder stickte sie. Sie hatte so viel angeborne Fröhlichkeit besessen! — aber dieses glückliche Geschenk der Natur hatte sie gänzlich verloren; allein es war kein verdrießliches Wesen in ihr entstanden, ihre Schwermuth war sanft, sie glich mehr der Traurigkeit, als der Entwicklung eines sehr reizbaren Gefühls. Ich kann wohl sagen, daß ihrem Munde nie eine Klage, nie ein Murren entwischt ist; wenn sie betrübt ist, weint sie, schweigt und betet noch inniger zu Gott. Nie hat sie den Verlust ihres Reichthums, des sie umgebenden Luxus, beklagt, nie schien sie über die gänzliche Veränderung ihrer täglichen Lebensweise befremdet; man hätte, wenn man sie sah, meinen sollen, sie habe immer nur eine kleine Zelle bewohnt; sie habe nie einen guten Koch gehabt — und so war es mit Allem. Ihre engelgleiche Frömmigkeit verlieh ihr die wahre christliche Philosophie, die in Geduld, Muth, Ergebung und aufrichtiger Verachtung der Pracht und Größe besteht. Ich wiederhole es: ohne die Religion hätte Mademoiselle nie ihr Unglück ertragen, das Evangelium gewährte ihr alle Tröstungen, deren sie bedurfte, nur hier konnte sie deren fin-

Briefe zum Corrigiren gab. Endlich sagte ich ihr: um ihrem Styl Mannichfaltigkeit zu geben, müsse sie sich über jeden Gegenstand üben, und ich wolle ihr dergleichen aufgeben. Darauf setzte ich ihr meine Gründe dazu, auf eine Weise, die ihr nicht die geringste Unruhe machen konnte, auseinander. Nun war ich stets darauf bedacht, ihr täglich neue Themas, die ihre ganze Aufmerksamkeit erforderten, zu geben.

U. m. d. Verf.

den, und gewiß, in einem so zarten Alter würden Epiktet und Seneka ihr keine dargeboten haben. Ihre Sanftmuth ist unerschütterlich, allein ihre gefühlvolle Seele besitzt viele Kraft. Sie hat mir oft gesagt, daß sie nicht begreifen könne, warum unglückliche Menschen, die keine Religion haben, sich nicht vergifteten. Dieser Gedanke hat sie so ergriffen, daß sie ihn noch zwei Mal in ihren, mir seit unserer Trennung geschriebenen Briefen erwähnt *). Unsere Tage verflossen traurig, aber ohne Langeweile. Wir waren bei den Nonnen des Klosters, die alle wahre Engel waren, außerordentlich beliebt. Während unseres Aufenthalts daselbst beobachtete ich manche Gebräuche, die ich in mein Tagebuch aufgezeichnet habe. Folgende fielen uns am meisten auf: In diesem katholischen Canton trägt die Braut bei allen Hochzeiten einen kleinen Strauß, der, damit sie denselben aufbewahren könne, von Gold- und Silber-Blumen gemacht ist **). Am Hochzeitstage miethete

*) Sie schrieb mir im Jänner 1795: Glauben Sie denn, meine zärtliche Freundin, daß Menschen, die von unabänderlichem Unglück niedergedrückt sind und sich dennoch nicht umbringen, wirklich keine Religion haben? Ist es denn glaublich, daß Jemand freiwillig und ohne Ursache leiden werde? Ich meines Theils denke, daß diese Menschen alle dennoch eine Grundlage von Religion haben. Aber gewiß, mit Religion kann man alles ertragen! Wir wissen es nur zu gut, meine liebe, zärtliche Freundin u. s. w. A. u. m. d. Verf.

***) Das Aufbewahren ist wohl nicht die Ursache, warum der bräutliche Myrthenkranz in einen dürren Strauß von Metallsittern verwandelt worden ist. Mangel an den ihm ge-

man eine Frau, welche beständig neben der Braut bleiben mußte, und die gelbe Frau genannt wurde; sie hielt ein feines, weißes Taschentuch, mit dem sie von Zeit zu Zeit der Braut über das Antlitz wischte, um die Thränen, welche ihr, wie man voraussetzt, die Trennung von ihren Eltern

eigneten Zweigen der Myrthe ist wohl daran Schuld. Dieser ominöse Glitterkranz ist das Schemen der jungfräulichen Myrthe, die im schönen Alterthume der Schmuck der Mädchen-Jugend, und noch vor einem halben Jahrhundert das Ehrenzeichen keuscher Bräute in den mehrsten deutschen Landen war. — (Ob auch bei west- und süd-europäischen Volksstämmen, können wir nicht entscheiden. Bekränzter Bräute erwähnen die alten spanischen Romane und alte englische Balladen, aber ob von Myrthe, wissen wir nicht.) Wir erinnern uns noch der Zeit, wo ein Geistlicher in Norddeutschland einer Braut von zweideutigem Rufe vor dem Kirchenaltare befahl, ihren Kranz vor der Trauung vom Haupte zu nehmen, und haben lange genug gelebt, um den Gebrauch des bräutlichen Myrthenkranzes in eben dieser Provinz verschwinden zu sehen; das Gefühl des Rechts und Bessern, was sich, in Erwartung größern Spielraums, an äußere Zeichen und alte Sitte hält, hat unter den gebildeten Ständen hie und da auch wieder den bräutlichen Kranz ins Andenken gebracht — möchte er jetzt nicht mehr blind besorgte Väter-sitte, sondern selbst gewähltes Symbol weiblicher Tugend in höherem, geistigerem Sinne, unsere Töchter und Enkelinnen von seiner Bedeutung durchdringen! Daß Frau von Genlis, die so viel Geschichte und Mythologie trieb, bei diesem Brentgarter Glitterkranz gar keine historische Reminiszenz hatte, ist uns befremdlich.

Ann. d. Uebers.

kosten muß, zu trocknen *). Folgende Gebräuche wünschte ich nach Frankreich verpflanzen zu können, denn sie würden die Kinder unendlich erfreuen. Am St. Nikolaustage finden sie alle bei ihrem Erwachen kleine Geschenke in ihren Schuhen verborgen; weshalb sie an diesem Tage gewöhnlich auch vor der Morgenröthe erwachen **). Der zweite Gebrauch gefällt mir noch besser. An eben diesem Nikolaustage läßt man die Kinder in einem kleinen Garten los (on les lâche), wo man unter den Blumen ***)) und Küchenpflanzen eine Menge Spielzeug und Geschenke verbirgt; dabei vergift man nicht einen Theil derselben, der den Knaben bestimmt ist, auch auf den Gipfeln der Bäume zu verstecken. Wir

*) Dieser Gebrauch ist vielleicht der letzte Nachhall der Sitte, welche die Tochter Jephthas auf drei Monate auf die Berge zu gehen vermochte, und in diesem Falle könnte man mit einigen kühnen Folgerungen, in die Schweiz, welche schon weit hergekommene Volksstämme nähren soll, auch noch einen Ausläufer (rejetton) der Geleaditen erkennen.

Ann. d. Uebers.

**) Frau von Genlis hat diese Form das Geschenk zu geben, die wohl in einer ihr bekannten Familie statt gefunden haben mag, für die allgemeine gehalten, und sich darin geirrt. Der Kinderfreund Nikolaus bringt gar mannichfache Geschenke, von denen sehr wenige in einem Schuhe Platz finden. Daß der heilige Nikolaus diese Rolle nicht in Bremgarten allein, sondern in vielen katholischen Ländern spielt, ist bekannt.

Ann. d. Uebers.

***)) Der Nikolaus fällt im Anfange Decembers, und Bremgarten ist kein Hesperien.

Ann. d. Uebers.

haben dieses Fest in einem großen Garten mit angesehen. Die Versammlung einer großen Menge Kinder gab das lebendigste, angenehmste Schauspiel von der Welt. Ohne den Verdruß, den mir Privat-Feindschaften zuzogen, hätte ich in diesem friedlichen Aufenthalt so glücklich leben können, wie meine Lage es mir nur immer möglich gemacht hätte. In einem Lande, wo mir jede Stütze fehlte, wo ich keinem Menschen bekannt war, mußte es leicht seyn, mich zu unterdrücken. Eine Freundin hatte ich in der Schweiz (Frau von Montaulieu), sie wird mir immer werth seyn, und ist beständig sehr gefällig gegen mich gewesen; allein sie lebte in Lausanne, fünfzig Stunden von Bremgarten entfernt, sie konnte keine Bosheit von mir abwenden, nicht einmal sie erfahren. Man wünschte sehr, mich aus der Schweiz zu vertreiben, darum anzusuchen wagte man nicht, oder konnte den Befehl zu meiner Verweisung nicht erhalten; man ließ mir nur, durch Jemanden, der mich zu besuchen kam, als guten Rath andeuten: ich würde gut thun, eine andere Zuflucht zu suchen, weil die Regierung mich endlich doch sicherlich dazu zwingen würde. Ich erwiederte, daß ich mich so betragen würde, einen solchen Befehl nicht zu verdienen, doch wenn ich ihn erhielt, nicht davon gedemüthigt zu seyn; Mademoiselle, setzte ich hinzu, könne keinen anständigeren Aufenthalt finden, ich sey aber an ihr Schicksal gefesselt, und so lange ich ihr nützlich seyn könne, werde ich sie nicht in dieser Einsamkeit allein lassen. Man antwortete mir, daß ich viel wagte. Als man nun sah, daß ich nicht furchtsam ward, sprach man mit meiner Nichte im Vertrauen, in einem
viel

viel bestimmteren, viel beunruhigenderen Tone. Ihr war der Grund dieser kleinlichen Ränke so gut wie mir bekannt, sie sagte mir, ohne ihm Glauben beizumessen, alles dieses Geschwätz; wir blieben, und ich habe von diesem vorgeblichen Befehl nie wieder sprechen hören. Mademoiselle und meine Nichte sind von allem was ich litt, Zeuge gewesen, von meiner Geduld, meinem unerschütterlichen Langmuth, mit dem ich so unerhörte Behandlungen und schreiende Ungerechtigkeiten ertrug. Ich theilte ihnen alle meine Briefe, die ich empfing und die ich schrieb, mit, und fand in ihrer Dankbarkeit und ihrer Freundschaft einen sehr süßen Trost. Wenn aber die Bosheit und Undankbarkeit einiger Personen mich betrübt hat, so ward ich dagegen durch die treue Freundschaft einiger, mir sehr theuern Menschen, vielfach entschädigt. Lady Fitzgerald's Betragen wunderte mich nicht, ihr engelgleiches Herz war mir bekannt, und meine Meinung von ihr konnte nicht gesteigert werden; allein ihr Gemahl hat gegen Mademoiselle, gegen meine Nichte und mich ganz wie gegen eine Mutter, wie gegen Schwestern gehandelt. Wir haben keine seiner großmüthigen Anerbietungen angenommen, aber deren Andenken bleibt unvergesslich. Oft gelang es uns auf keine andere Weise, seine Anerbietungen abzulehnen, als indem wir ihn durch lauter Kunstgriffe über unsere wirkliche Lage betrogen. Allein er ward zu seinem Betragen durch eine gewisse Beziehung bestimmt; darum giebt es mir auch den eigentlichen Maasstab zu Pamela's thätiger Zärtlichkeit für ihre Kindheitsfreundinnen und für mich.

Folgendes sind die Namen der Personen, die mir in meinem Unglück Beweise der aufrichtigsten Freundschaft gegeben haben, und durch deren Aufzählung ich eine Pflicht der Dankbarkeit abtrage: Herr Sheridan, der mir nach meiner Flucht schrieb, Talleyrand, Halay, Howard, Herzog von Norfolk, Lord Bristol, Lord William Gordon, Sqr. Hume und Bunbury, Doktor Warner, Davis; in Deutschland Doktor Hoze, Herr Conrad, Lombard, Mayet, Parantier, Voel, Professor Unzer, Mathissen, Texier, Lady Londonderry, Lady Hume, die Herzoginn von Devon, Miß Wilkes und Fergus; in Deutschland: Cordelia von Wederkop, Fräulein Boquet und Cohen, die Gräfinn Lippe, Fräulein Tzig. Ich muß dieser Liste von Freunden eine Huldigung der Dankbarkeit für einen gütigen herablassenden Prinzen hinzufügen, der mich, während ich in meiner Hütte wohnte, aller möglichen Beweise des Wohlwollens würdigte: ich meine S. H. den Prinz von Hessen, Schwager des Königs von Dänemark, damaliger Vicekönig von Norwegen und Königl. Kommandant in Holstein. Ich habe in diesem Verzeichniß die Freunde, die ich bei meiner Rückkehr in Frankreich wieder fand, nicht aufgezählt, noch die neuen, die ich mir seitdem gewann; allein die Dankbarkeit fordert mich wieder auf, eines von ihnen zu erwähnen, den ich erst sechs oder sieben Jahre nach meiner Rückkehr kennen lernte; das ist Herr Morand, Königl. Notarius in Paris; eben so ausgezeichnet durch seinen Geist und seine erhabene Seele, als durch seinem vortrefflichen Ruf als fähiger Geschäftsmann. Er hat sich auf das Zarteste, Edelste gegen mich

betragen, und diese Erwähnung ist nur ein schwacher Tribut der Dankbarkeit, die ich ihm auf Zeitlebens geweiht habe.

Doch wir kehren nach Bremgarten zurück. Im Monat Dezember standen wir wirklich im Begriff, die Schweiz zu verlassen, aber aus einem Grund, der uns persönlich ganz fremd war. Es erhob sich in Bremgarten unter den angesehensten Einwohnern, welche die Art von Senat, den man Rath (conseil) nennt, bilden, wegen Herrn von Montesquiou ein großer Zwist. Seine Feinde behielten die Oberhand und bestimmten den Magistrat, alle Franzosen ohne Ausnahme aus Bremgarten fortzuschicken *). Herr von Montesquiou war in diesem Beschluß, der nur um ihn zu verdrängen und das, was seine Feinde seine Parthei nannten, zu kränken, bewirkt wurde, mit einbegriffen. Diese Rache fiel aber auf uns zurück; denn seit zwei bis drei Monaten wußte alle Welt, wer wir wären. Das Volk erklärte sich einstimmig gegen Herrn von Montesquiou's Anhang, und den drei und zwanzigsten Dezember deutete man uns an, daß wir unabänderlich innerhalb zwei Tagen abreisen müßten. In dem ersten Augenblick waren wir unbeschreiblich bekümmert und verlegen. Wir

*) Der Streit entstand daher, daß Herr von Montesquiou's Freunde die Niederlassung eines reisenden Franzosen in Bremgarten nicht hatten zugeben wollen. Anm. d. Herausg.

Wer dieser reisende Franzose war, wird nicht gesagt und somit bleibt diese Note, so wie alles was in diesem Buche die Zeitgeschichte erhellen könnte, sehr dunkel.

Anmerk. d. Uebers.

besaßen keinen Reisewagen mehr, wir hatten wenig Baarschaft, es war in der Mitte des Winters! — Ohne Bedienten, ohne Pässe, ohne Freunde, ohne Empfehlungen — was sollte aus uns werden? — Wir brachten einen ganzen Tag mit Einpacken und Planmachen zu, und das Beste, was ich endlich auszusinnen wußte, war, unsere Habseligkeiten der Aebtissinn zum Aufheben zu geben und als Bäuerinnen verkleidet zu Fuß in den Canton Schwyz zu wandern, wo wir in irgend einer Hütte in Kost genommen zu werden suchen wollten. Dieser Plan schien meinen jungen Freundinnen so allerliebste, daß sie es fast bedauerten, als er nicht zur Ausführung kam. Welch ein glückliches Alter, wo einige sonderbare, romantische Umstände über die traurigsten Unfälle, wenn diese nur das Herz nicht treffen, zu trösten vermögen! Ich habe oft gedacht, wenn ich Personen meines Alters zu Unglücksgefährtinnen gehabt hätte, würde ich viel niedergeschlagener, viel mehr zu beklagen gewesen seyn; unsere Lage konnte mich aber nur dann, wenn ich sie traurig sah, betrüben, und sie waren es nie, als wenn ihre Empfindsamkeit in Anspruch genommen wurde; in jedem andern Fall bemerkte ich, daß die unangenehmsten Dinge durch ihre Neuheit oder Seltsamkeit einen gewissen Reiz hatten, der ihnen gefiel. Weit entfernt ihnen diesen glücklich kindischen Sinn, welcher alle Wirkung der überlegenen Vernunft hervorbrachte, zu nehmen, that ich als theile ich ihre Ansichten, oder fand vielmehr so vielen Trost darin, daß ich wirklich oft in sie einging.

Herr von Montesquiou begab sich aber an dem Tag,

wo jener Beschluß ausgesprochen wurde, nach dem, nur drei Stunden entfernten Zürich; er vertheidigte dort die französischen Auswanderer und erhielt, da der kleine Bezirk von Bremgarten von Zürich abhängt, sehr schnell die Zurücknahme unserer Verweisung. So kamen wir mit der Furcht davon — aber dieser kleine Vorfall belehrte uns, wie sehr wir im Kloster beliebt waren. Die Nachricht unserer Abreise verbreitete darin allgemeine Betrübniß und Bestürzung; alle unsere gute Nonnen gaben die rührendsten Beweise der Theilnahme und Liebe. Erst zwei Monate nach dieser Begebenheit erfuhren wir, daß sich die Prinzessin von Conti *), die Tante der Mademoiselle, in Freiburg in der Schweiz aufhalte. Ich hatte bisher geglaubt, sie habe sich nach Italien zu ihrem Bruder, dem Herzog von Modena, gewendet. Es kam mir so seltsam vor, daß diese Dame nicht geeilt hatte, ihre Nichte einer Fremden, die dasselbe Land wie sie bewohnte, abzunehmen, daß ich mir nähere Nachricht davon zu verschaffen suchte. Ich schrieb selbst nach Freiburg, und erhielt die Bestäti-

*) Diese Prinzessin von Conti, welche die ernsthafteste Person von der Welt war, konnte sich am wenigsten der Frage versehen, welche ihr eines Tages Scipio, der Herzoginn von Chartres kleiner Neger, that. „Gnädige Frau, sagte er sehr bedächtig zu ihr, warum haben Sie eine so große Nase?“ Man befahl Scipio, sich zu entfernen; er blieb aber unbedenklich und beharrte darauf, über diese große Nase unterrichtet zu seyn: „ich will das wissen, schrie er, wie man ihn endlich forttrug, will das wissen, denn nie habe ich eine so große Nase gesehn.“

gung davon. Da wir gar niemanden sahen, war es sehr leicht, daß ihre Anwesenheit uns verborgen blieb; allein sie konnte nicht unwissend darüber seyn, daß ihre Nichte mit mir in Bremgarten lebe, denn alle Zeitungen sagten und wiederholten es ohne Unterlaß. Ich schloß daraus, daß die Prinzessin von Conti der Meinung sey, ihre Nichte könne sich nirgend besser befinden, als bei mir und war sehr davon geschmeichelt. Doch nur meine zärtliche Liebe für Mademoiselle konnte mich bewegen, ein ganzes Jahr an einem Ort zu verweilen, an dem man mich abscheulich verfolgte, und der mir gar keine Hülfquellen anbot; ich mußte mich, um meinen Unterhalt zu sichern, nothwendig irgend einem Druckorte nähern; noch ein paar Monat hätte der jetzige Zustand dauern können, dann wäre ich aber genöthigt gewesen, um einen Verleger zu einem meiner Werke zu suchen, Bremgarten zu verlassen — denn meine Manuscripte verschicken, wollte ich durchaus nicht. Entschlossen, meine geliebte, interessante Pflegetochter, so lange ich ihr nützlich seyn konnte, nie zu verlassen, sahe ich doch wohl ein, daß ich, da sich eine ihrer Tanten in der Schweiz befand, sie nicht heimlich aus diesem Lande hinwegführen dürfe, selbst nicht, wenn diese Tante, wie es hier der Fall war, sich ihrer gar nicht zu erinnern schien. Es ward mir deutlich, daß Mademoiselle bei der Prinzessin von Conti denselben Schritt machen müsse, den sie bei ihrem Oheim, dem Herzog von Modena vergeblich versucht hatte. Ich sagte ihr dieses. Ihre Thränen flossen im Ueberfluß . . . allein stets der Vernunft zugänglich, wohl wissend, daß unser ganzes Leben ein fortwährendes

Opfer unserer liebsten Wünsche, unserer theuersten Neigungen ist, entschloß sie sich, sie schriftlich um Aufnahme und Schutz zu ersuchen. Folgendes war der Brief, den sie an ihre Tante schrieb.

„Liebe Tante; ich bin seit eilf Monaten in der Schweiz
 „und seit zehn in einem Kloster mit Klausur. Bei mei-
 „ner Ankunft in diesem Lande wußte ich nicht, daß sich
 „meine Tante daselbst befinde; ich schrieb meiner Mutter,
 „die damals noch ihre Freiheit besaß, mir ihre Befehle zu
 „erbitten; auch auf vier andere Briefe, die ich meinen
 „Leuten, welche ich nach Frankreich zurückschickte, mitgab,
 „so wie auf manche andere, die ich durch verschiedene Ge-
 „legenheiten schickte, hat mir nie eine Antwort zukommen
 „können; mehr denn vier Monate lang habe ich vergeblich
 „darauf gewartet. Während dieser Zeit wendete ich mich
 „endlich an den Herzog von Modena, als die einzige Per-
 „son meiner Familie, die mir eine Zuflucht gewähren
 „konnte; erst nach diesem Schritt — es mögen fünf Mo-
 „nate seyn — erfuhr ich, daß meine Tante in der Schweiz
 „sey. Der Herzog von Modena konnte mich nicht aufneh-
 „men. Beim Empfang seiner Antwort war ich gefährlich
 „krank in Folge der Maseru und eines auszehrenden Uebels,
 „das mich noch nicht gänzlich verlassen hat. Dieses verhin-
 „derte mich, Ihnen, meine liebe Tante, früher zu schreiben.
 „Sechs Wochen darauf bat ich Herrn Hohnegger, eine Ma-
 „gistratsperson in Bremgarten, meinen Brief sicher nach
 „Freiburg zu befördern; denn da ich voraussetzte, daß meine
 „liebe Tante nicht ihren eigenen Namen führe, und ihr
 „angenommener mir nicht bekannt war, wollte ich ihn

„ der Post nicht anvertrauen. Herr Hohnegger, ohne mir
„ einen hinreichenden Grund anzugeben, wollte diesen
„ Auftrag durchaus nicht übernehmen. Nun suchte ich
„ andere Mittel; da trug es sich vor zwei Monaten zu,
„ daß Herr Hoze, ein berühmter Arzt, durch Bremgarten
„ kam; ich zog ihn über meine Gesundheit zu Rath und
„ zugleich fragte ich ihn, ob er niemand in Freiburg kenne,
„ dem ich meinen Brief schicken dürfe und der ihn meiner
„ Tante sicher übergebe? Herr Hoze antwortete mir,
„ daß er niemand dort kenne, aber Jemanden auffuchen,
„ und meinen Brief bestellen wolle. — Das ist die Ur-
„ sache, meine liebste Tante, warum der Schritt, den ich
„ heute thue, so lange verzögert worden ist. Ich habe
„ Frankreich mitten im Jahr 1791 verlassen, anderthalb
„ Jahr war ich in England, dann rief mich mein Vater
„ wegen des Emigranten= Dekrets zurück; im November
„ 1792 verließ ich England, worauf mich meine Gouver-
„ nannte, Frau von Genlis, bei unserer Ankunft den
„ Händen meines Vaters übergab und zugleich ihre Ent-
„ lassung verlangte; allein den Tag nach unserer Ankunft
„ wurden wir durch ein Dekret für Ausgewanderte erklärt,
„ und mußten sogleich wieder abreisen. Frau von Genlis
„ wollte nach England zurückkehren, aber mein Vater
„ wollte mich nicht dahin zurückgehen lassen; er bat sie,
„ mich nach Belgien, das damals noch nicht mit Frankreich
„ vereinigt war, zu führen. Er stellte ihr vor, daß er
„ niemand mit mir zu schicken habe, denn niemand, selbst
„ keine Kammerfrau wollte mich, aus Furcht zu den Aus-
„ gewanderten gerechnet zu werden, begleiten. Mein Va-

„ter hat Frau von Genlis, mich nur bis Tournay zu brin-
 „gen, er versprach durch die Vermittelung der Familie
 „des Herrn Balkier in Brüssel, eine Person, welche, um
 „Frau von Genlis bei mir zu ersetzen, nach Tournay kom-
 „men sollte, sich zu verschaffen. Auf diese Bedingungen
 „willigte Frau von Genlis ein, mich zu begleiten, doch
 „ohne ihre Entlassung zurücknehmen zu wollen, nur als
 „meine Freundin, nicht als meine Gouvernante und nur
 „bis die Person, welche sie ersetzen solle, in Tournay an-
 „kommen werde, wolle sie mich unter ihren Schutz neh-
 „men. Im November 1792 reisten wir, nach einem
 „Aufenthalt von zwei Tagen, von Paris ab; bei unserer
 „Ankunft in Tournay machte Frau von Genlis alle ihre
 „Zubereitungen zu ihrer Reise nach England; nach Ver-
 „fluß eines Monats verheirathete sie Pamela, eine junge
 „Person, welche sie erzogen hatte, an Lord Eduard Fitzgerald,
 „und beide gingen gleich darauf nach England ab. Da die
 „Person, welche mein Vater zu schicken versprochen hatte,
 „nicht gekommen war, begleitete sie Frau von Genlis
 „nicht dahin, allein sie schrieb ohne Unterlaß, deren An-
 „kunft zu beschleunigen. Man vertröstete sie von einer
 „Woche zur andern, doch sie kam nicht. Der Tod des
 „Königs fand statt, der Krieg brach aus, ich ward sehr
 „gefährlich krank und hatte nach drei Wochen einen Rück-
 „fall. In diesem Zustand wollte mich Frau von Genlis
 „um keinen Preis verlassen. Endlich ward Belgien wie-
 „der erobert; Herr Dumouriez kam nach Tournay, wir
 „kannten ihn gar nicht, aber er wurde von unserm Zu-
 „stand gerührt. In Tournay konnten wir nicht bleiben,

„denn die Oesterreicher standen im Begriff, einzurücken;
„nach Frankreich zurück zu kehren, war uns durch ein De-
„kret bei Todesstrafe verboten; Herr Dumouriez bot uns
„in seinem Lager eine Zuflucht an. Wir reisten mit sei-
„ner Armee zugleich ab; man schickte uns in das Städt-
„chen St. Amand; Herr Dumouriez wohnte eine Viertel-
„stunde davon in den Bädern gleiches Namens. Den
„Tag nach unserer Ankunft brach seine Empörung aus;
„nun wollte Frau von Genlis unter dem Namen einer
„Engländerinn nach Mons gehen, und weiter durch
„Deutschland in die Schweiz; da sie aber vielen Gefahren
„entgegen sah, erklärte sie meinem ältesten Bruder: da
„sie seit vier Monaten nicht mehr meine Gouvernante sey,
„wolle sie die Aufsicht über mich auch nicht mehr behalten;
„mein Bruder bat sie vergebens, mich mit sich zu nehmen;
„sie verweigerte es beharrlich; aber in dem Moment ih-
„rer Abreise führte mich mein Bruder an ihren Wagen
„— ich war in einem fürchterlichen Zustand! — sie konnte
„meinen Thränen und meines Bruders Bitten nicht wi-
„derstehen, ließ mich einsteigen und wir fuhren ab. Die-
„ser Schritt war so wenig vorausgesehen, daß man gar
„nichts von meinem Gepäck auf den Wagen geladen
„hatte; ich nahm nichts mit, als was ich an mir hatte,
„mein Schmuck, alles was ich besaß, meine Uhr ausge-
„nommen, blieb zurück und ging verloren. Das ganze
„Lager hatte sich empört. Nach den größten Gefahren
„gelangten wir auf Nebenwegen zu den ersten österreichi-
„schen Posten; wir gaben uns für Engländerinnen aus;
„der Baron Boniansky glaubte uns, gab uns Pässe und

„ eine Schutzwache, die uns nach Mons führte. Ich kann
 „ mit Recht sagen, daß mir Frau von Genlis das Leben
 „ gerettet hat, indem sie mich mit sich nahm, denn mein
 „ Bruder war genöthigt, noch drei oder vier Tage nach
 „ uns im Lager zu bleiben, und konnte nur zu Pferd und
 „ fechtend sich retten; den Tag unserer Abreise bekam ich
 „ die Masern, weshalb wir genöthigt waren, zehn Tage
 „ in Mons im Gasthof zu verweilen. Die Oesterreicher
 „ erkannten uns; weit entfernt, mich zu verfolgen, boten
 „ sie mir einen Zufluchtsort an, den ich aber aus Furcht,
 „ mein Aufenthalt bei ihnen möchte die Gefahr meiner
 „ Eltern vergrößern, nicht annahm. Obgleich noch sehr
 „ krank, reiste ich doch den zehnten Tag meines Maser-
 „ übels von Mons ab und kam in die Schweiz, wo ich in
 „ Folge jener Krankheit noch oft unpaß war; hier that ich
 „ alle die Schritte, von denen ich meiner lieben Tante Ke-
 „ chenschaft gegeben habe. Es wird mir freilich sehr weh
 „ thun, eine Person zu verlassen, von der ich seit der er-
 „ sten Kindheit nie getrennt gewesen bin; die mich alles
 „ gelehrt hat, was ich weiß; die mir die größten Opfer
 „ gebracht und mir seit siebzehn Monaten eine Sorgfalt
 „ und Dienste geleistet hat, denen ich meine Erhaltung
 „ schuldig bin. Allein seit drei Jahren, seit dem Augen-
 „ blick, wo sie zum erstenmal ihre Entlassung eingab, sah
 „ ich sie immer im Begriff, mich zu verlassen und so
 „ bin ich leider seit langer Zeit auf diese Trennung vorberei-
 „ tet worden. Sie hat die mir obliegende Denkart in mir
 „ entwickelt: Ehrerbietung und Zärtlichkeit für die theuern
 „ Urheber meines Lebens, und Liebe für meine Familie.

„Also von Grund des Herzens und mit dem Wunsch,
 „daß Sie mir meine Bitte gewähren mögen, wage ich,
 „meine liebe Tante, Sie um die Aufnahme Ihrer un-
 „glücklichen Nichte zu bitten. Ich bin im achtzehnten
 „Jahr, und nun drittehalb Jahr aus Frankreich entfernt;
 „ich habe weder genug Erfahrung, noch Einsichten, um
 „über Geschäfte zu urtheilen; man hat nicht allein nie
 „darüber mit mir gesprochen, sondern seit zwei Jahren
 „ließ man mich keine Zeitung mehr lesen, ich weiß nur,
 „daß sie mit so viel Grausamkeiten und Gottlosigkeiten
 „angefüllt sind, daß es einer jungen Person unmöglich ist,
 „sie zu lesen. Wenn Sie, geliebte Tante, mich der Auf-
 „nahme würdigen, und mir die ehrenvollste Zuflucht
 „schenken, die ich finden kann, so werde ich Ihnen allen
 „Gehorsam, Ehrfurcht und Liebe der zärtlichsten Tochter
 „zu bezeigen bemüht seyn. Ich bin auch gewiß, indem
 „ich mich Ihnen übergebe, den Wunsch meiner Mutter
 „zu erfüllen, ja, daß es für die Sicherheit meiner Mut-
 „ter besser ist, dieses geschieht erst jetzt, nun sie nicht mehr
 „in Freiheit ist; denn wäre ich, so lange sie es noch war,
 „sogleich zu Ihnen gegangen, so hätte man in Frankreich
 „sagen können, es geschehe auf ihren Befehl und das
 „hätte einen Verkehr zwischen ihr und mir vorausgesetzt,
 „den man ihr hätte zum Verbrechen anrechnen können.
 „Unglücklicher Weise besteht dieses Hinderniß, da sie
 „schon mehrere Monate eingesperrt ist, und ich fast seit
 „einem Jahre in der Schweiz bin, nicht mehr. Ich bitte
 „Sie, liebste Tante, zu bedenken: wenn Sie mir keine
 „Zuflucht schenken, und Frau von Genlis mich verlassen

„ muß, so weiß ich gar nicht mehr, was aus mir werbert
 „ soll. Ohne sie in diesem Kloster zu bleiben, wäre mir
 „ ganz unmöglich! — Das bei Seite, daß die Luft nicht
 „ heilsam ist, fehlt es diesem frommen Hause an einem
 „ großen Garten; die Wohnung ist abscheulich, und ich
 „ weiß, ich stürbe vor Gram, wenn ich mit einer Frem:
 „ den hier leben sollte. Mein ältester Bruder ist nun:
 „ zwanzig Jahr alt, seine Jugend und seine Lage verhin:
 „ dern ihn, mein Führer zu seyn; selbst wenn er, wie man
 „ sagt, in einigen Monaten hierher zu Herrn von Montes:
 „ quion kommen könnte, würde ich doch nicht mit ihm in
 „ dessen Haus wohnen dürfen, da Herr von Montesquieu
 „ andere unverheirathete junge Männer bei sich hat. Ich
 „ gestehe aber auch, daß der Aufenthalt in Bremgarten,
 „ wo mir so vieles Unglück widerfahren ist, mir unerträglich
 „ seyn würde, wäre ich nicht in der Gesellschaft der Per:
 „ son, die mich von Kindheit an erzogen hat, und noch un:
 „ erträglicher, wenn sie nicht mehr in meiner Nähe wäre.
 „ Ich nehme mir die Freiheit, alle diese Umstände zu er:
 „ wähnen, damit meine Tante von meiner ganzen Lage
 „ unterrichtet sey; übrigens unterwerfe ich mich ganz Ih:
 „ rem Willen. Ich bitte um Ihre Befehle, und werde sie,
 „ welche sie seyn mögen, befolgen. Ich bitte dringend
 „ um die Güte, sie mir bald zukommen zu lassen — denn
 „ Frau von Genlis wird wahrscheinlich gendthigt seyn, sehr
 „ bald eine Reise in ihren eigenen Angelegenheiten zu ma:
 „ chen. Ich hoffe, theuere Tante, Sie werden diesen
 „ langen Brief entschuldigen und gütig die Versicherung
 „ der Ehrerbietung und Liebe aufnehmen von Ihrer un-

„glücklichen Nichte, Adele von Orleans. Bremgarten
 „den 3. April 1795.“

Nach acht Tagen antwortete die Prinzessin von Conti Mademoiselle auf eine eben so zärtliche als rührende Weise; sie sagte, daß ihr Haus ihr offen stehe, aber das könnte erst in einem Monat geschehen — — dieser Monat verfloß sehr traurig! — Mademoiselle versuchte umsonst ihre Thränen und ihren Schmerz mir zu verbergen; mein Herz, das ihren Kummer theilte, kannte dessen Umfang nur zu genau. Sie schief nicht mehr, aß nicht mehr, und wenn gleich immer beschäftigt, weinte sie still, schweigend und ohne Unterlaß. Sie zerriß mir das Herz und ich war wenig vernünftiger als sie. Ich hatte das Kloster Bremgarten liebgewonnen, wir waren ihm nützlich: meine Nichte, die mit allen zierlichen Talenten alle praktische Haushaltsskenntnisse verbindet, hatte vier Nonnen das Kochen gelehrt, so daß diese nun im Stande waren, sieben oder acht vortreffliche Ragouts und alle mögliche Zwischenspeisen zuzubereiten; auch hatten wir den Nonnen eine Menge artiger kleiner Arbeiten gelehrt, und endlich war ich einer sehr interessanten unglücklichen jungen Kostgängerinn sehr nothwendig geworden. Sie hieß Antonia, war achtzehn Jahre alt und sehr hübsch. Es waren wenige Monate verflossen, daß sie hatte eine sehr vortheilhafte Heirath treffen sollen, ihre Eltern erfreuten sich darüber, sie war die Wahl ihres Herzens — plötzlich verläßt sie ihr Verlobter auf die grausamste Art, und das arme junge Mädchen verliert darüber den Verstand. Ihr Uebel befiel sie anfallsweise, etwa zweimal die Woche; in der Zwi-

schenzeit war sie ihrer Vernunft völlig mächtig und ihr Charakter war äußerst sanft. Ich hatte ihr im Garten begegnet; ihre schöne Gestalt, so wie alles, was mir die Nonnen von ihr erzählten, hatte mich lebhaft angezogen; sie liebte die Musik leidenschaftlich und wenn wir Harfe spielten, kam sie auf den Gang, uns an unserer Thüre zuzuhören. Das rührte uns, und Mademoiselle wünschte, daß sie hereinkommen möge; ich gab es zu, weil die Klosterfrauen mich versicherten, daß sie die Annäherung ihres Anfalls stets spüre und davon benachrichtige, auch in diesem Fall, wenn sie nicht in ihrem Zimmer wäre, schnell dahin zurückkehre. Sie kam also uns zuzuhören, und da wir sie nur immer den Tag nach ihrem Zufall zuließen, hat sie dessen Anzeichen nie bei uns empfunden. Eines Tages, nachdem wir Musik gemacht hatten, geriethen wir ins Schwatzen; sie sah mich im Gespräch ein Flakon mit Wohlgeruch aus meiner Tasche ziehen und, wie es meine Gewohnheit war, daran riechen. Sie wünschte ein Gleiches zu thun und war so entzückt von diesem Genuß, daß sie mich, ungeachtet ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung, dringend um das Flakon bat. Ich zögerte einen Augenblick ihr zu antworten, weil mir ein sonderbarer Einfall in den Kopf kam: „liebe Antonie, sagte ich endlich, Sie verlangen ein ungeheueres Opfer von mir, und ich kann Ihnen diesen Spiritus nur leihen, denn ich gestehe Ihnen, ich leide an eben demselben schrecklichen Uebel wie Sie, und dieser Geruch ist dessen unfehlbare Heilung. So bald ich dessen erste Annäherung spüre, rieche ich an diesen Spiritus und bin vor jedem Anfall gesichert.“ Nach diesen Wor-

ten fiel mir Antonie in Thränen gebadet zu Füßen und beschwor mich, ihr dieses kostbare Spezifikum zu leihen. Ich lasse eine lange Unterredung aus, in welcher meine Weigerung Antonia's Sehnsucht nach meinem wunderthätigen Wohlgeruch nur steigerte; endlich ließ ich mich bereden, gab ihr denselben und sagte ihr: es falle mir plötzlich bei, daß ich ihn zu ersetzen im Stand sey. Nie ist ein wunderlicher Einfall besser geglückt! So bald Antonie die Annäherung ihres Anfalls empfand, roch sie an den Spiritus und ihre besänftigte Einbildungskraft erhielt sie völlig bei Vernunft. Sechs Wochen und drei Tage blieben ihre Anfälle aus, da man sie seit den zehn Monaten, die sie im Kloster zubrachte, nie länger als vier Tage davon frei gesehen hatte; ja seit drei Monaten waren die Anfälle sogar schneller auf einander gefolgt. Das ganze Kloster hielt sie für geheilt, allein sie bekam von neuem einen schwachen Anfall; da sie sich unmaßig darüber betrübtete, tröstete ich sie mit der Versicherung, daß die Essenz von ihrer Kraft verloren habe; ich werde ihr aber ein frisches Flakon verschaffen, welches sie völlig heilen solle. Gerade in dieser Zeit mußte ich abreisen; ich verließ die arme Antonie sehr ungerne, und sie vergoß beim Abschied Ströme von Thränen. Um ihre Einbildungskraft zu beschwichtigen, lehrte ich sie zwei oder drei Wohlgerüche kennen, die, wie ich ihr sagte, denjenigen, welchen ich ihr aufgeopfert hatte, zu ersetzen vermöchten. Diese Begebenheit hat mir die Gewißheit gegeben, daß es sehr möglich sey, periodische Berrücktheit durch Beruhigungsmittel der Einbildungskraft zu heilen. Gewiß ist es schon ein Anfang der Heilung,

lung, wenn es nur glückt, die Anfälle seltener zu machen. Ich überlasse es denen, welche viel gelehrter sind, als ich, und diese furchtbare Krankheit schon behandelt haben, diese Thatsache zu überlegen.

Wenige Tage vor Mademoiselles Abreise erlebten wir eine so seltsame Begebenheit, daß ich ihrer doch Erwähnung thun muß. Eines Abends um eilf Uhr, als alle Welt zur Ruhe war, und ich nach meiner Gewohnheit noch wachte, hörte ich — was zu dieser Stunde unerhört war — an der Klosterpforte läuten; es ward sehr lebendig im Hause, die Pfortnerinnen standen auf, der Lärm nahm zu, und ich trat in den Gang, um was es gebe, zu hören. Bald erkannte ich die Stimme der Priorinn, die ihr Bette verlassen hatte und im Hintergrunde über den Gang in ein Sprachzimmer ging. Ich rief eine Laienschwester, die ihr vorleuchtete, mir Nachricht zu geben; sie antwortete mir, daß sie von nichts wüßte, als daß zwei Männer unverzüglich mit der Priorinn zu sprechen verlangt haben. Ich bat die Laienschwester, sich nach der Sache zu erkundigen und mir Nachricht zu bringen, ging aber indessen, ohne zu wissen warum, doch fest überzeugt, daß diese Unterredung uns angehe, in mein Zimmer zurück. Die Fremden blieben sehr lange, endlich nach einer Stunde hörte ich die Priorinn wieder in ihr Zimmer zurückkehren, hörte die Pforten sich öffnen und schließen, aber die Laienschwester erschien nicht. Nachdem ich eine Weile gewartet hatte, entschloß ich mich in ihre Zelle zu gehen; sie legte sich eben nieder und schien bei meinem Anblick bestürzt. Ich wiederholte meine Fragen: sie versicherte mich mit der größten

Verlegenheit, daß sie nichts habe erfahren können. Deutlich wahrnehmend, daß sie mich betrüge, begab ich mich nun zu der Priorinn selbst. Sie lag schon zu Bette und erzählte mir eine Geschichte, die gar keinen Menschenverstand hatte, aus der ich aber deutlich sah, daß mein Verdacht, so unvernünftig er mir selbst geschienen hatte, dennoch ganz gegründet seyn müsse. Die Unruhe nahm mir beinahe gänzlich den Schlaf. Den folgenden Morgen kam Mademoiselle und meine Nichte mit der Nachricht zu mir, daß wir gefangen wären, das heißt: daß uns verboten sey, das Kloster zu verlassen. Ich fragte nach einer Erklärung dieser seltsamen Neuigkeit. Sie sagten mir nun, daß sie, von einer Laienschwester begleitet, ein wenig ins Feld spazieren zu gehen gewünscht hätten, aber mit der Erklärung, daß es unmöglich sey, an der Pforte zurückgewiesen worden wären. Auf ihre Anfrage habe man ihnen endlich ankündigen müssen, daß die Priorinn Befehl erhalten habe, bis auf weitem Beschluß keinen von uns aus dem Kloster gehen zu lassen. „Wie! rief ich, wer hat denn diesen Befehl gegeben?“ — „Der Stadtmagistrat.“ — „Mit welchem Recht?“ — „Das wissen wir so wenig wie Sie.“ — „Und aus was für Gründen?“ — „Auf Befehl des Herrn Diffenthaler.“ — „In wessen Namen handelt dieser Herr Diffenthaler?“ — „Im Namen des Herzogs von Bourbon.“ — „Warum geschieht es aber?“ — „Weil, sagte Mademoiselle, Herr Diffenthaler behauptet, Sie hätten den Plan, mich in wenigen Tagen aus der Schweiz zu entführen, er sey, sagt er, vom Herzog von Bourbon dieses zu verhindern beauftragt, und

im Fall wir durch eine Hinterthür ent schlüpfen wollten, sind auf einen von ihm ausgewirkten Befehl alle Ausgänge mit Wachen besetzt. Dieses hat der Großsiegelbewahrer des Cantons diese Nacht der Priorinn verkündigt, aber aus Furcht, Sie im Schlaf zu stören, hat sie es Ihnen nicht sagen wollen.“ — Nun denke man sich mein Erstaunen! — Ich glaubte noch zu schlafen und das Ganze zu träumen. Dieser Herr Diffenthaler war nämlich ein schweizer oder deutscher Offizier, der sich dafür ausgab, den ausgewanderten Prinzen ganz besonders ergeben zu seyn; er hatte ein paar Wochen in Bremgarten im Gasthose zugebracht, und von da aus Mademoiselle schriftlich um ein, mir verborgen bleibendes, Gehör gebeten. Mademoiselle zeigte mir diesen Brief; da er ihr außerordentliche Dinge mittheilen zu müssen ankündigte, rieth ich ihr ihn kommen zu lassen, worauf sie ihn denn auch in Gegenwart einer Nonne, die kein Französisch verstand, empfing. Gleich bei ihrem Eintritt meldete sie ihm, daß ich seinen Brief gelesen; demunerachtet sagte Herr Diffenthaler viel Böses von mir, und legte dem Prinzen von Condé und den andern ausgewanderten Prinzen das größte Lob bei. Etwas Außerordentliches hatte er ihr aber nicht zu sagen. Mademoiselle antwortete ihm mit der Aufrichtigkeit, der Würde, der Vernunft, die ihr eigen sind, und er begab sich, ziemlich unzufrieden mit seinem Besuch, wieder hinweg. Die Folge davon hat man gesehen. Ich bildete mir ein, der geringste Schritt bei dem Magistrat würde hinreichen, einen so lächerlichen, so willkürlich und gegen alles Recht gegebenen Befehl, zurücknehmen zu machen; die ausgewanderten

Prinzen hatten über Mademoiselle nicht die geringste Gewalt, und wäre dieses der Fall gewesen, so hatte Herr Diffenthaler weder Vollmacht noch Briefe von ihnen aufgewiesen, und selbst alsdann wäre es ja noch die Frage gewesen, ob sie ächt waren. Konnte man denn ohne alle Erkundigung, ohne alle Benachrichtigung drei Frauenzimmer, drei Fremde, die seit einem Jahre freiwillig in einem Kloster eingeschlossen waren, wo sie sich — ich darf es wohl sagen — zum Beispiel anderer betrogen, gefangen halten? — Wie sehr wuchs also mein Erstaunen, als ich auf meine Forderung, daß man uns in Freiheit setzen solle, die Antwort erhielt: man könne sie nur in dem Falle befriedigen, daß Herr Diffenthaler von seiner Forderung abstände, und den erhaltenen Befehl zurücknehmen wolle. Da ich das Kloster nicht verlassen durfte, konnte ich nicht nach Zürich gehen, um mich zu beklagen; ich kannte niemand! — wir mußten uns also dieser unbegreiflichen Ungerechtigkeit unterwerfen. Während ich darüber nachsann, erhielt Mademoiselle einen Brief von Herrn Diffenthaler, in welchem er ihr sehr ehrerbietig seine Gründe, welche auf meinem Plane, Mademoiselle zu entführen, beruheten, auseinandersetzte. Dieser Brief enthielt ein wahres Verhör über ihre Projekte, über die meinen u. s. w. Mademoiselle antwortete wie folgt:

„Bremgarten 7. Mai 1794. Nach der Unterredung, die ich Samstag mit Ihnen hatte, bin ich über alle die Fragen, die Sie mir thun, nicht wenig erstaunt. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Prinzessin von Conti vor einem Monat dringend gebeten habe, mich zu sich zu neh-

„men, daß sie die Güte gehabt hat, darein zu willigen,
 „und daß ich Frau von Pont erwarte, die mich zu ihr ab-
 „zuholen beauftragt ist. Dieses ist noch meine Absicht.
 „Was Sie, mein Herr, mir über meine Umgebungen sa-
 „gen, ist äußerst ungerecht. Mein Herz und der Rath
 „derjenigen, die mich auferzogen, hat mich bewogen zu
 „meiner Tante zu gehen. Da ich alle über diesen Vor-
 „gang geschriebene Briefe in Händen habe, wird es sehr
 „leicht seyn, dessen Wahrheit zu beweisen. Kurz, mein
 „Herr, außer meiner Tante und meinem Bruder gestehe ich
 „keinem meiner andern Verwandten Rechte über meine
 „Person zu. Rath werde ich dankbar von ihnen empfan-
 „gen, allein ich kann mir nicht denken, mein Herr, daß
 „Sie von ihnen beauftragt sind, mir auf eine so wenig
 „ziemliche Weise zu schreiben, und so seltsame Gewalt-
 „schritte gegen mich zu veranlassen. Ich verlange, daß
 „diese sogleich aufgehoben werden, oder ich behalte es mir
 „vor, mich über die ungerechte Verletzung meiner Freiheit,
 „der Sie sich schuldig gemacht haben, laut Klage zu füh-
 „ren. Doch ich hoffe, daß Ihr eigenes Nachdenken Sie
 „bewegen wird, die Folgen Ihres Unrechts aufs Schlei-
 „nigste aufheben zu machen. Udele von Orleans.“

Herr Diffenthaler antwortete: „Mademoiselle, ich
 „werde mich mein Lebenlang nicht trösten können, etwas,
 „das Ihrer K. H. mißfallen hat, begangen zu haben, und
 „ich wage dringend zu bitten, Sie möchten Ausdrücke ver-
 „zeihen, zu welchen die Unkunde der Sprache mich hat ver-
 „anlassen können. Ich glaube indessen doch nicht, gegen
 „Ihre K. H. unziemliche Ausdrücke gebraucht zu haben;

„bin ich aber derselben schuldig geworden, so lege ich mich
„zu Dero Füßen und entschuldige mich auf die ehrerbie-
„tigste Art. Ich bin so entfernt, wie nur immer möglich,
„von dem, was Ihre K. H. mir zu sagen würdigten, Be-
„weise zu fordern, und flehe nur, daß Sie alles als eine
„Folge meines reinen Eifers für Ihre erhabene Person an-
„sehen möchten. Ich hoffe, es wird noch eine Zeit kom-
„men, wo Ihre K. H. nicht an dem Eifer zweifeln wer-
„den, den ich für Ihren Dienst und als Beweis meines
„vollkommenen Gehorsams gegen Ihre Befehle, zeige.“

„Ich habe nicht geglaubt, das schreckliche Wort: Ge-
„waltstreiche von Ihrer K. H. verdient zu haben. Meine
„Befehle sagen: ich solle für die Sicherheit von Ihrer K.
„H. Person sorgen. Man hat mir Besorgnisse einge-
„flößt, ich habe Beweise, und diese haben mich zu Maas-
„regeln bewogen, welche verhindern können, daß nichts
„ohne Ihrer K. H. Einwilligung geschieht. Das ist mein
„Betragen. Wenn Ihre K. H. nach diesen Erklärungen
„dasselbe noch mißbilligen, bitte ich Sie, mich Ihre Be-
„fehle wissen zu lassen, ich werde ihnen gehorchen. Ich
„glaubte, daß die Rechte des Hauses Condé, oder wenig-
„stens des Herzogs von Bourbon die der Prinzessin von
„Conti aufwägen könnten. Irrte ich mich, so habe ich die
„Ehre, um Verzeihung zu bitten.“

„Ich schliesse u. s. w. u. s. w. (mit allen möglichen,
„bei solchem Anlaß anzubringenden Redensarten).

„Bremgarten 9. Mai 1794. von Diffenthaler.“

Auf diesen Brief, der uns Hoffnung zur Wiedererlan-
gung unserer Freiheit gab, antwortete Mademoiselle :

„Bremgarten 9. Mai 1794. Wenn Sie, mein Herr,
„so wie Ihr heutiger Brief es erwarten läßt, unverzüglich
„den seltsamen Befehl, der uns hier festhält, zurückneh-
„men, bin ich befriedigt. Der Herzog von Bourbon ist
„nicht mein Oheim, er war nur der Gemahl meiner Tante;
„auch bin ich gewiß, mein Herr, daß er selbst alles, was hier
„geschehen ist, mißbilligen wird. Ich wiederhole die Ver-
„sicherung, daß ich dessen allen nicht mehr gedenken werde,
„sondern mich, wenn Sie ein für mich so beleidigendes
„Verfahren schnell wieder gut zu machen suchen, nur des
„Eifers, den Sie für mein Wohl zu haben versichern, er-
„innern will. Adele von Orleans.“

Nach einer Stunde erhielt Mademoiselle folgende Ant-
wort:

„Ich befolge die Befehle Ihrer K. H., und nehme mit
„der lebhaftesten Freude wahr, daß Sie meinen Eifer Ih-
„nen zu dienen anerkennen; allein mit eben so vielem
„Schmerz, daß Sie die Schritte, die ich machen zu müssen
„geglaubt habe, für beleidigend ansehen. Gott ist mein
„Zeuge, daß alle meine Handlungen nur Ihre persönliche
„Sicherheit zur Absicht gehabt haben, und daß es mir nie
„in den Sinn kam, irgend etwas, das Ihnen unangenehm
„seyn könnte, zu thun.“

„Ich bin u. s. w.“

Da Herr von Diffenthaler nun sah, daß es Mademoi-
selle wirklich nicht angenehm sey, sich gefangen zu fin-
den, hatte er die Großmuth, seine Anforderung beim Ma-
gistrat zurück zu nehmen, und man kam, uns unsere Be-
freiung zu verkündigen. Nach wenigen Tagen kam Frau

von Pont, um Mademoiselle zu der Prinzessin von Conti, ihrer Tante, abzuholen. Der Tag ihrer Ankunft war mir bekannt, allein ich verbarg ihn vor Mademoiselle, die noch vierzehn Tage bei mir zuzubringen hoffte. Als sie an diesem Abend zu Bette ging, umarmte ich sie mit unendlich schwerem Herzen, um so mehr, da ich ihr bestimmt den Schmerz des Abschiedes ersparen und sie also nicht wiedersehen wollte. Ich hielt sie eine halbe Stunde länger auf meinem Schooß und habe nie mehr als in diesem Augenblicke gefühlt, wie theuer sie mir war. Den folgenden Morgen — es war der 11. Mai und wird mir ewig unvergeßlich seyn — stand ich gegen meine Gewohnheit um sieben Uhr auf, öffnete aber meine Läden nicht, kleidete mich still an und ging zu Frau von Pont, die mich in einem Sprachzimmer erwartete. Hier sagte ich ihr nun alles, was ich für gut fand, das sie über Mademoiselle erfahren sollte. Daß die arme junge Unglückliche von dem Tode ihres Vaters nicht unterrichtet sey, wußte sie schon; ich stellte ihr vor, wie nöthig es sey, ihr, bevor sie ihn erfahre, den Schmerz unserer Trennung erst einigermaßen überwinden zu lassen. Ich übergab ihr eine lange, an die Prinzessin von Conti gerichtete Denkschrift, welche die genauesten Umstände über Mademoiselle enthielt; über ihren Charakter, ihre Talente, ihre Gesundheit, ihre Lebensweise. Außerdem hatte ich für Mademoiselle fromme und moralische Ermahnungen aufgesetzt. Sie hatte sehr lebhaft ein Portrait von Lady Fitzgerald gewünscht, was ich ihr gab; es befand sich in einer Briefftasche, die ein kleines unbeschriebenes Buch enthielt, darein schrieb ich jene Ermah-

nungen und gab es ihr acht Tage vor unserer Trennung. Da ich Bedauern äußerte, keine Abschrift davon behalten zu haben, machte sie eine solche und stellte sie mir zu; ich habe sie noch und werde sie sogleich hier zufügen. Nach dieser Unterredung mit Frau von Pont schloß ich mich in mein Zimmer ein und ließ Mademoiselle durch meine Nichte sagen, da Frau von Pont diesen Morgen ankommen sollte, sey ich mit Tagesanbruch allein mit einer Magd in das eine Viertelstunde von Bremgarten gelegene Tannenholz gegangen. Mademoiselles Schmerz war unsäglich! und weil ich ihn ganz mitgeföhlt habe, ist es mir unmdglich, ihn zu beschreiben. Nach einer Viertelstunde hörte ich sie herab kommen, sie ging über meinen Gang, blieb an meiner verschlossenen Thür stehen, von der ich, wie man ihr sagte, den Schlüssel mit mir genommen hätte, und ich konnte ihre Seufzer, ihr Schluchzen hören! — — — Bei dem Gedanken, daß diese Trennung wahrscheinlich ewig seyn werde, war ich mehr als zehnmahl im Begriff, die Thüre zu öföfen, sie noch einmal zu sehen, sie in meine Arme zu schließen, meine Thränen mit den ihrigen zu vermischen. Aber so einen Auftritt hätte sie nicht ausgehalten. . . . Man riß sie von dieser Thür hinweg, und sie reißte ab. . . . Ich hörte das Rollen ihres Wagens. . . . Man muß Mutter seyn, um zu begreifen, was ich in diesem Augenblicke litt. . . . Theures Kind, mir im eilften Monat anvertraut, das seit sechszehn und einem halben Jahre nur zweimal von mir getrennt war, einmal einen Monat lang und einmal auf vierzehn Tage, die übrige Zeit mich aber niemals verließ — ungeachtet deiner Zu-

gend warst du wirklich meine Freundin, ich hielt nichts vor dir geheim, du hast mir so vielfältige Beweise der Liebe und Dankbarkeit gegeben, und ich werde stets für dich die Liebe der zärtlichsten Mutter empfinden. Ich hatte ja für dich alle Sorgfalt einer solchen; ich werde auch ihre Empfindungen behalten. Es steht nicht in des Glückes Macht, die Bande, welche uns vereinen, zu zerreißen; es kann uns von einander trennen, aber uns scheiden — nie! —

Ein alter Mann, der Gärtner des Klosters, kam eine halbe Stunde nach Mademoiselles Abreise nach Haus und sagte, er habe ihr begegnet. Ich verlangte ihn zu sprechen; er sagte mir, sie habe ihn auf der Heerstraße erkannt und den Wagen halten lassen, um ihn zu sprechen. Sie habe geweint, habe ihm einen Louisd'or gegeben und dann ihre kleine Hand gereicht, die er ergriffen und geküßt habe. Sie habe so geweint, daß es ihr die Sprache versagt, aber sie doch meinen Namen genannt habe. Bei diesem ungekünstelten Bericht weinte der Greis selbst. Sie schrieb mir unterwegs, auch war Frau von Pont so gütig, mir den folgenden Tag Nachricht von ihrem Befinden zu geben; sie habe, schrieb sie, ihr Bett in deren Zimmer gehabt, Mademoiselle habe keinen Schlaf genossen, und ihr Zustand gebe die vortheilhafteste Meinung von ihrem Herzen. Ach, an dem zweifelte ich nicht! ich sorgte wegen ihrer Gesundheit, die auch wirklich seit unserer Trennung grausam gelitten haben soll.

Um nun über alle meine Verhältnisse mit Mademoiselle

zu berichten, will ich hier die letzten Rathschläge, die ich ihr gab, nach meinem eigenhändigen Entwurfe abschreiben.

„Bremgarten 9. Mai 1794. Wir sollen uns trennen, geliebtes Kind! glauben Sie mir, mein Herz theilt alles, was das Ihre leidet; allein ich will Sie von meinen Trbstungen und also auch von den Ihren unterhalten, nicht von unserm Schmerz und unserm Kummer. Sie haben alle Ihre Pflichten gegen mich erfüllt, Sie sind tugendhaft und lieben mich — das lohnt mich für alles, was ich für Sie that. Ich kann mir das süße Zeugniß geben, daß ich Ihrer Erziehung meine Zeit, meine Nachtwachen und die wenigen Talente, die ich besitzen mag, gewidmet habe. Ich habe Ihrem Wohl meine liebsten Plane, habe ihm meine Ruhe geopfert, habe Sie, als das Unglück Sie ergriff, allem in der Welt vorgezogen. Nie werden Sie die Verweisung in Tournay, die Flucht von St. Amand, das Jahr das wir in dieser tiefen Einsamkeit verlebt haben, vergessen. — Und mir bleiben die bittern Thränen ewig unvergesslich, die Sie bei Ihrem Abschiede aus diesem traurigen Aufenthalt, dieser abscheulichen Wohnung, vergossen. — — O wer müßte Sie nicht lieben, wenn er sah, mit welcher Herzensqual Sie sich der kleinen Zelle, sich dem Kloster entrissen, wo keine Zerstreung Sie von Ihrem tiefen Gram abwenden konnte, wo Geistesbeschäftigung und ihre Unterhaltung mit mir alle Ihre Augenblicke anfüllte. — Sie, in allem Schimmer der Größe geboren, die Sie ein so ganz verschiedenes Schicksal erwarten konnten! — Ach, Glück, Ruhm, Vergnügungen, Reichthum, sind auf Erden nur flüchtige Schatten! Nur zwei

Güter sind hienieden beständig: Freundschaft und Tugend; diese entkeimen der Seele und sind unsterblich wie sie. Alles, was nur der Einbildungskraft angehört, ist vergänglich oder täuschend, alles, was aus dem Herzen entspringt, ist dem Wandel nicht unterworfen, und dieses allein sind unsere wahren Besizthümer, unsere wirklichen Schätze. Indem Sie aber Ihr Unglück beweinen, müssen Sie den Werth dessen, was Ihnen geblieben ist, empfinden. Alle Staatsumwälzungen der Welt können Ihnen nicht Ihre Unterwerfung unter den göttlichen Willen, nicht die Gewißheit entreißen, daß es eine zweite Welt giebt, wo Unschuld und Tugend unsterbliche Belohnungen finden. Bei diesem Glauben und einem so reinen Gewissen, wie das Ihrige, läßt sich, vermöge der Geduld und Ergebung, die Sie bisher geübt, alles ertragen. Erhalten Sie sorgfältig die Ihnen eigene Gottesfürchtigkeit, geben Sie nichts davon auf, nicht einmal die kleinen Uebungen, die sie so süß und trostreich machen. Dürste man die Liebe zu Gott mit einer andern Liebe vergleichen, so würde ich sagen, daß eine Freundschaft, die kleine Liebedienste und Bemühungen Freude zu machen, wie sie das Gefühl einflößt, für kindisch hielt und sich bloß auf wesentliche Dienstleistungen beschränkte, eine sehr kalte Freundschaft seyn würde; eben so ist ein Gottesdienst, der sich nur auf die von der Kirche vorgeschriebene Pflichten beschränkt, nie ein lebendiges, überwiegendes Gefühl. Das Evangelium befiehlt uns, Gott über alles zu lieben, Sie müssen also die Mittel sich mit ihm zu beschäftigen vervielfältigen und deren keines versäumen. Was sind die glänzendsten Geistesgaben vor

Gottes Augen? was aller Verstand, alle menschliche Kenntnisse in Vergleich der göttlichen Weisheit? Sie haben in der heiligen Schrift jene erhabenen Worte gelesen: „Durch den Hochmuth ist das Böse in die Welt gekommen.“ — Der Hochmuth stürzte die Engel und brachte dem ersten Menschen Verderben; mit Hochmuth paart sich vor Gottes Augen keine wirkliche Frömmigkeit, keine wirkliche Tugend. Auch verwirft er ihn ganz besonders, so wie alle Laster, die aus ihm entspringen, wie die Necheltust, welche eine Geburt des Hochmuthes ist. So oft Sie in Demuth handeln, sind Sie wohlgefällig vor Gott; vor allem liebt er in dem Dienst, den man ihm bringt, daß er einfach und gläubig sey, und sehr unbillig will der Hochmuth dieses mit dem Aberglauben verwechseln. Alles, was die Kirche gut heißt, ist kein Aberglaube; die Wirksamkeit der Reliquien, der Wallfahrten zu glauben, ist zum Heile unserer Seele nicht nothwendig, allein die Kirche heißt diesen Glauben gut; er verdient also doch unsere Achtung, er gewährt Unglücklichen tröstende Gedanken und Hoffnungen. Pascal, einer der größten Geister, die gelebt haben, verachtete keinen dieser frommen Gebräuche; er demüthigte freudig seine Vernunft vor dem Allmächtigen, er wußte, daß wir dem Lichte dieser Vernunft in den Angelegenheiten des Lebens folgen sollen, aber nicht in den Ansichten des Glaubens. Doch nie müssen Sie eine bestimmte Pflicht durch eine kleine Uebung der Frömmigkeit ersetzen wollen: seyn Sie immer überzeugt, daß es besser ist, einen Kranken pflegen und ihm zu seiner Erheiterung einen Roman vorlesen, als Ihren Rosenkranz beten. Auch ersetzen Sie nie durch Privat-

Andachten den Gottesdienst, welchen die Kirche vorschreibt; wenn Sie diesen abgewartet haben, dann überlassen Sie sich Ihrer besondern Erbauung, aber ohne Prunk und ohne sich auszuzeichnen, und wundern Sie sich dabei nicht, wenn Andere entweder nicht so fromm, oder auf eine andere Weise fromm sind, wie Sie, sonst wäre alle Frucht Ihrer Frömmigkeit dahin; denn es würde Ihnen an Nachsicht und Duldsamkeit fehlen. Gedenken Sie der Worte des Evangeliums: „Richtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet.“ Beschäftigen Sie sich mit Ihrem Gewissen, nicht dem Anderer. Verlieren Sie nicht die Gewohnheit, sich einen Plan für Ihr Tagewerk zu machen, und versäumen Sie nicht, am Abend Ihr Gewissen zu verhören; streben Sie, Ihre Trägheit zu überwinden, und seyn Sie nie müßig. Aus Freundschaft für mich üben Sie Ihre Talente, die mir so viele Mühe gekostet haben; zu diesem Zweck müssen Sie wenigstens gute zwei und eine halbe Stunde täglich die Harfe spielen, eine Stunde den Flügel und zwei Stunden malen. Ich empfehle Ihnen das Spazierengehen und die Mäßigkeit, die beide Ihrer Gesundheit so nothwendig sind. Wenn Sie sich an den Kaffee gewöhnen, den Thee, wenn Sie Wein trinken, wenn Sie Ragouts, Rindfleisch, Backwerk essen, wenn Sie täglich saure Dinge genießen, werden Sie Ihre Gesundheit völliig zerstören. Außerdem ist uns ja die Mäßigkeit von der Religion befohlen, sie zählt das entgegengesetzte Laster unter die Todsünden. Ein wahrer Christ, der einigermaßen über seine Pflichten nachgedacht hat, muß mäßig seyn. Bei dem Beispiel und den Lehren, die Sie

hierüber erhalten haben, bei Ihrem zarten Körperbau, würden Sie gar keine Entschuldigung haben, wenn Sie diese Tugend nicht üben, würden völlig unvernünftig seyn.“

„Ich übergebe Sie verehrungswürdigen, tugendhaften Händen, wo Sie sich in den von mir empfangenen Grundsätzen bestärken können. Sie sind noch nicht siebenzehn Jahre alt, Ihre Erziehung ist also nicht vollendet, sie kann es bei einem Frauenzimmer erst am Schluß des achtzehnten Jahres seyn; allein bei Ihrer Frau Tante können Sie Ihren Geist und Ihre Vernunft vervollkommen, und Ihre Talente sind so entwickelt, daß Sie es in Ihrer Hand haben, nicht darin zurückzugehen. Streben Sie Ihre Schüchternheit zu überwinden und mehr Theil an der Unterhaltung zu nehmen; Sie besitzen Eigenschaften, um liebenswürdig zu seyn, und Sie müssen lebhaft wünschen, einer Person zu gefallen, welche Ihnen werth seyn muß und die Sie mit so viel Zärtlichkeit aufnimmt. Fassen Sie volles Vertrauen zu ihr, bewahren Sie Ihre Behutsamkeit im Umgange und hüten sich vor Wiedererzählen und Klatscherei. Ich werde Ihnen oft schreiben — zeigen Sie meine Briefe und alle die Ihnen der Prinzessin von Conti — wir haben ihr Beide nichts zu verbergen. Seit Sie im Alter der Vernunft sind, waren Sie Zeuge aller meiner Handlungen, haben alle meine Briefe gelesen, ich habe Ihnen ein Vertrauen gezeigt, wie man es selten für Personen Ihres Alters hat; Sie wissen, ob ich die abgeschmackten Anschuldigungen, mit denen man mich, besonders seit fünf Jahren, anschwärzt, verdient habe. Rechtfertigen Sie mich durch Ihre Tugenden, durch Ihre rege Theilnahme

an fremdem Unglück, durch Ihre Liebe für Ihre Eltern, besonders für Ihre Mutter, die durch ihre Engeltugenden und durch ihr unermessliches Unglück Ihre ganze Zärtlichkeit verdient.“

„Dieses sind die Empfindungen, die ich stets in Ihnen genähret, und diese letzte Ermahnung ist nur eine Wiederholung dessen, was ich Ihnen Ihr ganzes Leben durch gesagt habe. Ich erlaube Ihnen, mein liebes Kind, wenn Sie von mir sprechen, alles was Sie wissen, was Sie gesehen haben, ohne Rückhalt zu sagen. Lügen sind immer verhaßt. Wenn ich, die Ihre Lehrerin, Ihre Erzieherin war, Sie vermöchte in irgend einem Stück die Wahrheit zu verfälschen, so wäre ich sehr schlecht, und Sie hätten alles Recht mich zu verachten. Wahr ist es, ich könnte, ohne Unrecht zu thun, Ihnen Stillschweigen über das, was in meinem Familienleben vorgegangen ist, auslegen; allein ich darf sagen: es wäre ein Glück für mich, wenn alle, die mich von ferne beurtheilen, mich in der Nähe gesehen hätten. Ich wiederhole also, daß ich Sie berechtige, alles was Sie von mir wissen und alles was Sie von mir gesehen haben, zu erzählen. Wenn Sie mir schreiben, so geben Sie mir Rechenschaft von Ihren Beschäftigungen und Ihren Lektüren; ich werde dagegen bemüht seyn, meine Briefe für Sie unterrichtend zu machen. Da Sie bei unserer Flucht alle Auszüge verloren haben, so machen Sie jetzt deren neue. Wenn Sie französische Bücher, deren wir seit einem Jahre beraubt waren, bekommen können, so rathe ich Ihnen 1) die Evangelien wieder zu lesen; aber mit großer Aufmerksamkeit und mehrere Male hinter einan-

einander; 2) die Nachfolge Christi; 3) Maffillons kleine Fastenandacht; dann Bourdaloues sämtliche Predigten. Als angenehme Lektüre den Telemach, die Jahrbücher der Tugend, das Abendgeschwätz im Schlosse, Racine's, Corneille's und Crebillons Schaubühne. Ich will Ihnen nach und nach aus meinen Auszügen abschreiben lassen und zuschicken.“

„Leben Sie wohl, mein liebstes Kind! meine vielgeliebte Atele! möge die Vorsehung Sie für die Leiden, die Sie schon getroffen haben, entschädigen! Möge sie Ihnen schon in diesem Leben die Reinheit, die Güte Ihres vortrefflichen Herzens vergelten! Das sind die Wünsche einer Freundin u. s. w.“

Mademoiselle's Abreise machte mir meinen jetzigen Aufenthalt, ungeachtet der wahren Zuneigung, die ich für die vortrefflichen Klosterfrauen gefaßt hatte, völlig verhaßt. Ich hatte hier so vieles gelitten, ich hatte Unannehmlichkeiten so mancher Art hier gehabt, daß ich, jede andere Ursache abgerechnet, hier nicht hätte ausdauern können, ohne an der Auszehrung zu sterben. Meine gute gefühlvolle Nichte theilte meinen Wunsch, mich schnell zu entfernen. Hätte ich aber auch bleiben wollen, so wäre mir ein längerer Aufenthalt unmöglich geworden. Mademoiselle hatte mir die Geldvorschüsse, die ich ihr gemacht hatte, nicht wieder erstatten können *). Der Preis, wel-

*) Gewiß begreife ich darin nicht meine und meiner Nichte Kostgeld in Bremgarten, noch die Reise, welche Mademoiselle mit mir machte, die Postpferde ausgenommen, an de-
Fr. v. Genlis Denkw. IV. 13

cher für unser Kostgeld verabredet war, belief sich in Vergleich dessen, was man armen, durchwandernden Landesleuten an Unterstützung geben mußte, die sich an mich wendeten, viel zu hoch. Endlich stößten mir auch die beständigen Verläumdungen und Verfolgungen das heißeste Verlangen ein, einen Ort, wo ich so grausam unterdrückt war, zu verlassen. Unaufhörlich erhielt ich anonyme Briefe, so schändlich wie die, welche man mir während der letzten Zeit meines Aufenthalts in Bury schrieb. In den öffentlichen Blättern ward ich oft auf das abgeschmackteste beschimpft, unter andern in der Leydner Zeitung, welche sagte: daß ich überhäuft mit der Gunst des französischen Hofes, zum größten Theil die Revolution veranlaßt hätte; daß ich mit Herrn von Montesquion und dem Herzog von Chartres einen Pallast bewohne, den ersterer habe bauen lassen. Dieser verrückte Artikel schloß mit dem Ausruf: „Kurz, Frau von Sillery lebt ruhig in der Schweiz!“ — Eine meiner Freundinnen, die sehr fern von mir lebte, schickte mir diese Zeitung, wobei sie mir zugleich schrieb, daß deren Redakteur, Herr Luzac, ein wackerer Mann

nen sie ihren Antheil zahlte, obschon diese Reise und der Aufenthalt in Bremgarten nur um ihrentwillen statt fand. Herr von Montesquion, welcher unser Kostgeld in dem Kloster verabredete, hatte es rücksichtlich unserer Lage und des wohlfeilen Lebens in dieser Gegend, viel zu reichlich ange-
 setzt. Und doch war der Tisch so wenig ausgesucht, daß er sich für Mademoiselle's Lebensweise nicht paßte, weswegen er den Aufwand mehrerer, besonders für sie zugerichteter Schüsseln nothwendig machte. Anm. d. Verf.

sey, daß er sicherlich den Artikel nicht gelesen habe; sie beschwor mich, ihm zu schreiben, mich zu beklagen, worauf er sicherlich diesen Artikel widerrufen werde. Meiner Freundin zu gefallen, schrieb ich Herrn Luzac, bat ihn aber, diesen Schritt geheim zu halten, damit er mir nicht die Verbindlichkeit auflege, so viele andere Verläumdungen zu widerlegen. Ich sagte ihm: es sey wahr, ich lebe in der Schweiz, aber keineswegs ruhig; auch wohne ich nicht bei Herrn von Montesquieu, habe sogar nicht das mindeste Verkehr mit ihm; allein so viel wisse ich, daß er keinen Pallast baue, sondern sehr bescheiden in einem einfachen kleinen Haus lebe; daß der Herzog von Chartres, statt sich in einem Pallast in Brengarten zu befinden, fünfzig oder sechzig Stunden davon entfernt ein Schulhaus bewohne; ich selbst aber ein Kloster. Daß ich nicht die Revolution gemacht habe, weil es mir dazu an Zeit gefehlt; indem neun Kinder zu erziehen und zwanzig Bände zu schreiben, mir keine Muße, Reiche umzustürzen, gelassen hätten; daß ich aus dem einfachen Grunde, sehr selten am Hofe erschienen zu seyn, auch nie eine Gunst von ihm erhalten, seit vierzehn Jahren gar nicht mehr dahin gegangen sey und nie um eine Gunst gebeten habe. Ich endigte den Brief mit der Bitte: Herr Luzac möge die erwähnten Bemerkungen widerrufen. Herr Luzac antwortete mir nicht und widerrief eben so wenig. Jedem Journalisten, der eine ihm nicht bekannte Person ohne Beweise, ohne Nachfrage beschuldigt, fehlt es gewiß an Grundsätzen; wenn diese Person unglücklich ist, auch an Edelmuth; wenn er ihr aber Verfolgung, Verbannung zuzieht, ist ihm

alle Menschlichkeit fremd. Und was soll man von seiner Redlichkeit denken, wenn er, nachdem man ihm bewiesen hat, daß er auf das Unwürdigste verläumdete, sich nicht zu widerrufen beeilt? Da man mir versicherte, Herr Luzac sey ein Ehrenmann, so will ich von drei Fällen einen glauben: er hat den Artikel nicht gemacht, oder nicht gelesen, oder meinen Brief nicht erhalten *).

Ich beschäftigte mich indeß lebhaft mit den Anstalten zu meiner Abreise, fand aber dabei viele Schwierigkeiten; ich hatte keinen Bedienten, und da ich immer mit Begleitung gereist war, so hatte der Gedanke, drei- bis vierhundert Stunden weit mit meiner Nichte ganz allein zu machen, viel Aengstliches für mich. Ich wußte auch nicht, wie ich mich benehmen sollte, um unter einem erborgten Namen Pässe zu erhalten; zu diesem Endzweck, und um mir nur bis an die Schweizer-Gränze einen Bedienten zu verschaffen, schrieb ich an die einzige Freundinn, die ich

*) Von diesen drei gleich wahrscheinlichen Fällen, kann man wohl den letzten als gewiß annehmen. Jean Luzac war ein eben so redlicher Mann, als gelehrter Philolog. Unser altes Europa hat vielleicht keine sehr richtige Begriffe von der Tugend; wem aber Männer wie Jefferson, Adams und Washington ihre Achtung schenken, muß wohl achtungswerth seyn — und Luzac ward von diesen drei berühmten Amerikanern werthgeschätzt. Bei der Revolution in Holland verlor er in Leyden sein Professorat der griechischen Sprache und Literatur; als Washington es erfuhr, schrieb er ihm: „In unruhigen Zeiten, so lange man sich über Fragen streitet, ist die Vernunft zuweilen unfähig, dem Sturm zu widerstehen und sieht sich zu der beklagenswürdigsten Uebertreibung fortgeris-

in der Schweiz hatte; sie konnte mir weder zu dem einen, noch dem andern verhelfen und ich sah mich wirklich der äußersten Verlegenheit ausgesetzt. In dieser Noth fiel es mir ein, dem Doktor Hoze zu schreiben, einem sehr geschickten, berühmten Arzt, den ich einst, wie er zufällig durch Bremgarten kam, wegen Mademoiselle's Gesundheit zu Rath gezogen hatte. Wir hatten ihn nur einmal gesehen, aber er bezeugte uns so viele Theilnahme, daß ich, in der Unfähigkeit, ihm irgend einen andern Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, ihm eine, von meiner Hand gemalte Blume anbot, unter welche ich vier Zeilen geschrieben hatte, die ich für ihn dichtete, keine Abschrift davon behielt, und nun vergessen habe. Dieses kleine Geschenk schien ihm soviel Freude zu machen, daß ich glaubte, ihm einige mal wegen kleiner Geschäfte, die er immer auf das Gütigste besorgte, schreiben zu können. An ihn wendete ich mich auch jetzt und stellte ihm meine Lage vor. Während

fen; hört aber die Gährung der Leidenschaften auf, erhält die Weisheit wieder ihr Ansehen, so kann es dem Mann, der nach Grundsätzen handelt, der nie vom Wege der Wahrheit, der Mäßigung, der Gerechtigkeit abwich, nicht fehl schlagen, vermittelt ihrer zu siegen. Dieses, ich bin es gewiß, wird Ihr Schicksal seyn, wenn es nicht schon so ist.“ Wirklich ward auch die allgemeine Stimmung so vernünftig, so daß man ihm seinen Lehrstuhl zurückgab. Er schrieb mehrere lateinische Werke, und fand 1807 bei der furchtbaren Verwüstung, welche Leyden durch das Aufstiegen eines Pulvervorraths erlitt, seinen Tod. Er war 1746 geboren.

Ann. d. Herausg.

ich sehr sorgenvoll seine Antwort abwartete, erweckte mir der Himmel einen neuen Freund, der mir bisher völlig fremd gewesen war: Herrn Conrad, den Bruder einer unserer Klosterfrauen — er lebte in Bremgarten; da er erfahren hatte, daß wir, Mademoiselle und ich, Blumen malten, schickte er uns fortwährend sehr schöne und seltene, hielt aber unsere Einsamkeit in Ehren und hatte uns nie einen Besuch gemacht. Als er unsere nahe Abreise erfuhr, glaubte er uns möglich seyn zu können, und kam, um uns seine Dienste anzubieten, zu uns. Sehr gerührt über dieses Betragen, sprach ich vertraulich mit ihm, denn ich fand ihn eben so geistreich und unterrichtet, als verbindlich; ich theilte ihm meine Verlegenheit, meine Befürchtungen, ihre wahre Ursache und den Schritt mit, den ich bei Doktor Hoze gethan. Herr Conrad sagte: er wolle mir selbst, in einem Ort, den er mir nannte, einen Paß holen und reiste zu diesem Endzweck noch an demselben Tage dahin ab. Während seiner Abwesenheit erhielt ich Doktor Hoze's Antwort, der mir einen Paß und einen Bedienten schickte, für den er sich verantwortlich machte, wie für sich selbst, der uns auch wirklich auf der ganzen Reise von großem Nutzen war. Herr Conrad brachte mir auch einen Paß; ich zog ihn zu Rathe, welchen von den beiden, nun in meiner Hand befindlichen, ich benutzen sollte; er hielt den des Doktor Hoze für sicherer, und ich bediente mich seiner. Damit nun aber niemand wisse, wohin ich gehe, und was für einen Namen ich führe — meine beiden verbindlichen Freunde ausgenommen — forderte ich öffentlich und von einer Person, mit der ich nicht in Verbindung stand, und die vieles

Ansehen genoß, einen dritten Paß, auf den Namen Brown, den ich niemals geführt hatte. Ich erhielt ihn, bediente mich aber desselben nie. Nun hielt mich nichts mehr in Bremgarten auf; ich verließ es den neunzehnten Mai 1794 mit meiner lieben jungen Gefährtin, dem einzigen meiner Pflegekinder, das mir blieb. . . . Herr Conrad wollte uns bis an die Schweizer-Grenze begleiten, ich lehnte es aber ab; allein er lieh uns seinen Wagen und Pferde, die uns bis vier Meilen von Bremgarten führten. Von Dank gegen ihn und alle die guten Nonnen durchdrungen, die uns, so wie Antonie, die lebhafteste Theilnahme bezeigten, und die ich nie vergessen werde, reiste ich ab. Ich versprach ihnen, wenn es mir freistehen würde, eine Zuflucht zu wählen, wollte ich zurückfahren um meine Tage bei ihnen zu beschließen. Dieses Versprechen war mir Ernst, denn damals entsagte ich durch ein solches meinem Vaterlande nicht. Es gab kein Frankreich mehr; der Gottesdienst war daselbst aufgehoben, die Regierung gestürzt, Geseze, Gebräuche zerstört — und alles, was man an wohlthätenden Freunden dort zurückgelassen hatte, sehnte sich, dessen unglückseligen Boden zu verlassen. Ich hoffte, daß meine Tochter würde entwischen und dann mich in der Schweiz auffuchen können. Als die Schreckenszeit vorüber war, kehrte ich natürlicherweise zu den Gesinnungen einer Französin zurück; allein nie habe ich das Andenken an Bremgarten, und besonders an das gute Kloster vergessen. Ich kann wohl in Wahrheit sagen, wenn das wahre Glück in der seltenen Vereinigung von Tugend, Frömmigkeit, unzerstörbarer Heiterkeit, offener, reiner

Fröhlichkeit besteht, so hat es seine Heimath in diesem frommen Kloster genommen.

Nachdem ich Herrn Conrad's Wagen zurückgeschickt hatte, setzte ich meine Reise in einem andern, den mir Doktor Hoze geschickt hatte, bis Schaffhausen fort. Hier hatten wir ein seltsames Begegniß. Der Postwagen hielt am Posthaus; zwei junge Leute kamen herbei, der eine stieg ein, der andere umarmte ihn, indem er in Thränen zerfloß, sich um seinen Hals warf und ihm Lebewohl sagte; er entriß sich endlich seinen Armen, eilte hinweg und wir fuhren ab. Dieser Vorgang floßte mir Theilnahme für unsern Reisegefährten ein, der sie aber bald noch auf andere Weise erregte. Er saß mir gegenüber und sah mich mit einer Aufmerksamkeit, die jeden Moment zu steigen schien, an. Damit ihn nichts in diesem Anschau, das mir Neugier und Wohlwollen ausdrückte, zerstreuen möchte, trennte er sich eigentlich von den andern Reisenden, indem er die Hand auf ihrer Seite an das Gesicht hielt. In dieser Stellung brachte er den ganzen Tag zu. Ich beklagte mich ein paarmal über Durst; dann ließ er mit lautem Zurufen den Postillon halten, sprang aus dem Wagen und holte mir vortreffliche Milch, die er, gegen meinen Willen, bezahlte. Er sprach erträglich Französisch und war auch eben so wohlthätig als verbindlich, denn er gab den Armen überreichlich. Ich fragte nach seinem Namen, er hieß Schmid. Wir kamen nach Stuttgart und Herr Schmid bewohnte denselben Gasthof mit uns. Ich lud ihn zu unserer kleinen Abendmahlzeit ein, was er ohne Umstände annahm. Während dieses Abends

zeigte er uns ein paar sehr hübsche Miniaturbilder, die von seiner Hand waren, und die unsere Bewunderung um so mehr erregten, da er nicht Künstler von Beruf war. Ehe wir uns trennten, verabredeten wir, am folgenden Morgen in die prächtigen, allerliebsten Gärten von Dheim*) spazieren zu gehn. Das geschah auch des andern Morgens. Der Plan dieser Gärten ist eben so malerisch als sinnreich. Ausgetriebenen Franzosen mußte er besonders auffallen. — Die verschiedenen Gebäude erinnern an das wandelbare Schicksal des menschlichen Lebens. Der Theil, welcher mich am meisten anzog, war der, wo auf den Trümmern von Säulen und Pallästen Strohhütten aufgebaut sind. Wir kamen nach Stuttgart in unsern Gasthof zurück und Herr Schmid speiste mit uns zu Mittag. Den vergangenen Abend hatten wir uns, um zur Ruhe zu gehen, gleich nach dem Essen getrennt, nach dem Mittagisch blieben wir aber beisammen und schwazten. Unser Reisegefährte hatte etwas so Seltsames, Gutes, Schwermüthiges, daß ich vor Neugierde brannte, ihn auszufragen. Ich erkundigte mich, warum er reiste? und seine

*) Frau von Genlis behandelt die Orthographie deutscher Ortsnamen nicht besser, als die armen französischen Soldaten, welche nicht, wie sie, Deutsch gelernt haben, und die nicht armen französischen Schriftsteller, die sich in jeder Geographie doch leicht Rath's erholen könnten. Unsere Verfasserinn meint Hohenheim, welches damals noch im höchsten Flor war, und nun ein landwirthschaftliches Institut in sich faßt. Einen schönern Wechsel kann keine Ruine des fürstlichen Luxus erleben! — Anm. d. Uebers.

erste Antwort, die ich nicht gleich verstand, setzte mich sehr in Verwunderung; er sagte: nachdem er das Opfer böser Menschen gewesen wäre, suchte er nun gute, um sich zu trösten. Ich und meine Nichte, setzte er hinzu, schienen ihm solche gute Menschen zu seyn; darum wolle er auch bei uns bleiben und sey entschlossen, sich gar nicht wieder von uns zu trennen. Da mir dieser Entschluß sehr befremdlich schien und ich zum erstenmal etwas Verwirrtes in seinem Blick wahrnahm, blieb ich stumm und betroffen. Er fuhr zu sprechen fort und erzählte uns, indem er sehr schnell redete, eine Geschichte, welche mit Antonia's Schicksal die größte Aehnlichkeit hatte; ein trenloser Freund hatte ihn in dem Augenblick, wo er Hochzeit halten wollte, bei seiner Geliebten verdrängt. Beim Schluß seiner Erzählung stand er auf und ging mit einer Hefigkeit und Verwirrung, die meine Berlegenheit vermehrte, im Zimmer umher. Er nahm dieses wahr, trat mir näher und sagte: „ich muß es Ihnen nur gestehen, dieses Unglück hat mir den Verstand gekostet. Ich habe Anfälle von Wahnsinn, allein fürchten Sie nichts, ich bin nie bössartig.“ Thränen erstickten seine Stimme; das Mitleiden, welches er uns einflößte, benahm uns alle Furcht, wir weinten mit ihm, wir konnten nichts thun, als ihn beklagen. — Er drückte uns seine Dankbarkeit auf das Rührendste aus und begab sich dann zur Ruhe, wiederholte aber vorher, daß er uns nie mehr verlassen, sondern Morgen früh um sechs Uhr mit uns abreisen werde. Da ich nie in diesen Plan gewilligt hatte, kann man leicht denken, daß ich keine Lust hatte, mich in ihn zu fügen. Hestriette

rieth mir, um drei Uhr, während er noch schlief, abzureisen, und das that ich, obgleich nicht ohne Gewissensbisse — es war mir als verrathe ich diesen Unglücklichen, und wenige Dinge haben mich so viel gekostet, als dieser, doch gewiß sehr vernünftige Entschluß. Das ist gewiß, hätte ich den armen jungen Mann früher gekannt, so würde ich es nie über mich gewonnen haben, ihn zu verlassen.

Die Art unserer Reise, die Tag und Nacht fortgesetzt wurde und für uns so neu war, kam uns sehr befreundlich vor, besonders fürchteten wir, Ausgewanderten zu begegnen, es geschah uns aber nie. Unsere Gesundheit litt von der Ermüdung keineswegs; meine Nichte fand sich den zweiten Tag ein wenig zerschlagen, ich habe mich aber nie so wohl befunden, als auf dieser Reise. In Mainz verließen wir den Postwagen und fuhren auf einem besondern Bote den Rhein hinunter bis nach Coblenz; hier nahmen wir einen Wagen bis Utrecht, in dessen Nachbarschaft Herr von Balence sich niedergelassen hatte. Wir waren immer in regelmäßigem Briefwechsel geblieben; ich hatte ihm gegen das Ende meines Aufenthaltes in Bremgarten, als ich wußte, daß ich mich von Mademoiselle trennen würde, geschrieben und ihn dringend gebeten, er möchte versuchen, mir die Stelle einer Verwalterin in irgend einem Schlosse zu verschaffen. Wäre dieses gelungen, so war mein weiterer Plan, meine Nichte mit Vorausbezahlung eines halbjährigen Kostgeldes bei der Aebtissin in Bremgarten zu lassen — denn in meinem Schloß hätte ich keine Ausgabe gehabt, hätte heimlich gearbeitet und meine Manuscripte an Sheridan nach England geschickt, der sie vor-

trefflich verkauft hätte. Auf diese Weise wäre ich den Verläumdungen, den Verfolgungen entgangen, und hätte mir viel Geld erwerben können. Nur ein Umstand machte mich bei diesem Plane unschlüssig: nämlich meine Harfe. Mich von ihr zu trennen, konnte ich mich nicht entschließen; also war ich willens, einen Kasten, der ihre Gestalt versteckte, dazu machen zu lassen, sie heimlich mit mir zu nehmen und hoffte irgend einen Winkel im Schlosse zu finden, wo ich unbemerkt darauf spielen könnte. Ich verweilte gern bei der Vorstellung des Eindrucks, den ich in kurzer Zeit auf meine Herrschaft hervorbringen würde; auf alle diese Voraussetzungen baute ich die schönsten Romane, zu denen ich um so mehr Zeit haben würde, da ich während der übeln Jahreszeit auf dem Schlosse immer allein seyn mußte, denn meine Herrschaft brachte sie in der Stadt zu. Herr von Valence verwarf diesen Plan, den er eine romantische Thorheit nannte, ganz unbedingt; ich bestand aber darauf und gab so gute Gründe an, daß er mir schnell zurückschrieb; er habe ganz das, was ich wünschte, gefunden: eine gebildete, geistreiche, sehr vermögliche Herrschaft, die eine unverheirathete Tochter habe, der ich Unterricht geben könnte, und damit dem Funde — so nannte er es (trouvaille) — nichts abgehe, versicherte er mich, daß auch eine vortreffliche Bibliothek dort sey. Dieser Brief entzückte mich; aber nach wenigen Tagen erhielt ich einen andern, worin er die ganze Sache widerrief und erklärte: er könnte sich unmöglich der Lächerlichkeit aussetzen, eine Schloßverwalterin aus mir zu machen. Er beschwor mich, zu ihm nach Utrecht zu kommen, wo wir

dann vernünftigerer Entwürfe machen wollten. Vergebens stellte ich ihm vor, daß es eine Menge Ausgewanderter gebe, die um nichts geringer als ich, ohne sich im geringsten lächerlich zu machen, Modehändlerinnen, Erzieherinnen in Privathäusern und dgl. geworden wären; allein er blieb unerbittlich.

Wir langten also in Utrecht an; Herr von Balence kam selbst, uns nach Dudenarde, einem allerliebsten Landhause, das er am Zuydersee gemiethet hatte, abzuholen. Hier ruhete ich fünf Wochen lang aus. Jetzt verwarf ich nun wieder meinerseits alle Vorschläge, die mir Herr von Balence machte, und beschloß, mich unter Dänische Herrschaft zu begeben. Ich hatte noch etwas Geld und forderte dessen von Herrn von Balence keineswegs, allein meine Nichte ließ ich bei ihm unter der Aufsicht einer fremden Dame, die ebenfalls bei ihm wohnte, und versprach ihm seine Niederlassung in Altona — denn er wollte sich auch dahin begeben — vorzubereiten. Meine Absicht, indem ich mich auf eine Zeit von meiner Nichte trennte, war die, durchaus unbekannt zu bleiben; sie hätte mich aber kenntlich gemacht. Ich wollte, bevor ich mich mit meinen Freunden wieder vereinigte, das Land, welches wir bewohnen sollten, erst kennen lernen, und mit eigenen Augen sehen, ob dessen Regierung so weise, duldsam und milde sey, als man es ihr nachrühmte. In dieser Absicht verließ ich Dudenarde ohne Kammerfrau, ohne Bedienten — den, welchen mir Doktor Hoze verschaffte, hatte ich in die Schweiz zurückgeschickt — in der Gesellschaft eines mir wenig bekannten Mannes, der sich in

seinen eigenen Geschäften nach Hamburg begab. Ganz abgehärtet und ohne alle Furcht bestieg ich mit meinem Reisegefährten eine kleine, halb geschlossene, ganz mit Kaufgütern angefüllte Post-Chaise, die viel ärger stieß, als der gemeinste Karren. Es bekam mir herrlich; denn die zweite und dritte Nacht schlief ich schon vortreflich in ihr, was mir in den schönsten, bequemsten Wagen, die man sehr uneigentlich Schlafstellen (dormeuises) nennt, nie gelungen war. Jetzt lernte ich, daß der Schlaf, der die Weichlichkeit flieht, der Lohn der Ermüdung ist. In bester Gesundheit kam ich nach Osnabrück, nahm ein Cabriolet und Postpferde, ward ein paarmal recht fürchterlich, aber ohne mir im geringsten zu schaden, umgeworfen, und langte den drei und zwanzigsten Juli 1794 in Harburg an. Hier ruhetete ich die Nacht über oder brachte sie vielmehr mit Schreiben zu, denn ich dichtete beinahe vollständig „meine Epistel an den Schutzort, den ich finden werde.“ Den folgenden Morgen schiffte ich mich, ungeachtet heftigen Regens und Windes, auf einem offenen Boote, das ich für mich allein gemiethet hatte, auf der Elbe ein. Im Begriffe einzusteigen, kam eine jüdische Handelsfrau mit ihrem dreizehnjährigen Sohn und baten, mitgenommen zu werden; ich erlaubte es um so lieber, weil der Knabe außerordentlich schön war und einer meiner Pflegetöchter auffallend glich. Ich wußte gar nicht, wo ich in Altona einkehren sollte, hatte kein Empfehlungsschreiben und kannte niemanden. Meine gute Handelsfrau war sehr mittheilend und verbindlich; ich that ihr einige Fragen über die Altonaer Gasthöfe, unter

andern auch: welcher von den Wirthen im Ruf stehe, die französische Revolution am meisten zu lieben? sie nannte mir einen Herr Ploetz. Ich dachte, daß ich dort am wenigsten in Gefahr sey. Ausgewanderten der Klasse, welche mich kannten, zu begegnen, und nahm also meine Wohnung bei Herrn Ploetz. Meine Wahl war sehr glücklich! Der Hausherr war die Güte und Redlichkeit selbst, seine Tochter voll Sanftheit, Verstand und Gefühl; sie hatte eine vortreffliche Erziehung genossen und ward bald meine Freundinn. Anfangs wollte ich in diesem Gasthose nur so lange bleiben, bis ich ein Kosthaus in der Nähe der Stadt gefunden hätte; allein gleich an dem ersten Tage gerieth ich in eine peinliche Verlegenheit: ich wollte in meinem Zimmer speisen, man sagte mir aber, dieses sey nicht in diesem Hause gebräuchlich — die Neuheit dieses Vorschlags und vor allem die Furcht, erkannt zu werden, bestürzten mich sehr; man versicherte mich, ich fände nur deutsche und französische Patrioten an der Tafel. Da ich glaubte, daß ich unter diesen wahrscheinlich keinen meiner ehemaligen Bekannten antreffen würde, entschloß ich mich, dem Gebrauche zu folgen — freilich blieb mir auch keine andere Wahl. Die ersten vierzehn Tage war ich sehr verlegen; nachher fürchtete ich mich nicht mehr vor unangenehmem Zusammentreffen, gewöhnte mich an diese Lebensweise und fand eine reiche Quelle von Beobachtungen in ihr.

Die Freundschaft, welche ich für Jungfer Ploetz gefaßt hatte, hielt mich acht Monate in diesem Hause auf. Sie verfloßen mir sehr ruhig und still. Ich verließ mein Zim-

mer nur zur Stunde der Mahlzeiten und um in die Kirche zu gehen, nahm gar keine Besuche an und bewohnte den entferntesten Theil des Hauses. Mein nächster Nachbar war Herr von Mercy, ein französischer Patriote, französischer Geschäftsträger (in der Stadt Altona?), ein Mann voll seltener Herzensgüte und Geist, und sehr anziehend durch die Originalität seines Charakters. Er war ein wahrer Menschenfreund, ein tugendhafter Philosoph ohne Pedanterei und Stolz. Fast lebte er so eingezogen wie ich; er hat mich nie besucht, allein er speište alle Mittage mit mir und seine Unterhaltung war für mich eben so unterrichtend als angenehm. Ich kam immer eine halbe Stunde nach den Uebrigen zu Tische — denn die Mahlzeit dauerte sehr lange — und so bald abgesspeist war, ging ich in mein Zimmer zurück; ich hatte einen erträglichen Flügel, meine Harfe, eine Guitarre, Farben, Pinsel und Feder, einige Bücher die man mir geliehen hatte und ein Herbarium — und so verflossen meine Tage mit unglaublicher Schnelligkeit. Auf diese Weise lebte ich neun Monate vollkommen unerkannt; man hielt mich für eine in Frankreich erzogene Irländerinn, für eine Frau von Talenten, die eine besondere Gelegenheit, in ihr Vaterland zurückzukehren, abwartete. Einige Leute meinten, ich sey eine ausgewanderte Nonne; aber niemand errieth die Wahrheit. Oft hörte ich bei Tisch von mir sprechen, besonders in einer Zeit, wo eine herumwandernde Truppe englischer Schauspieler in Hamburg und Altona spielte und unter andern Uebersetzungen aus dem Französischen, auch meine Zelia oder l'Ingenuo aufführten. Da diese Darstellungen das ge-

wöhn-

wöhnliche Tischgespräch ausmachten, ward sehr natürlich auch der Verfasser der Schauspiele erwähnt. Da man sich selbst achten muß, war ich entschlossen, sobald man von mir auf eine schimpfliche Weise sprechen würde, aufzustehen und mich zu erkennen zu geben; denn wer unter solchen Umständen schwiege, der würde sich selbst verleugnen und eine Feigheit begehen. Ich ward aber nicht zu diesem Aeußersten gezwungen, denn an diesem Tische ward nie auf eine beleidigende Art von mir gesprochen. Freilich würden Herr von Kerzy und Jungfer Plock, die beide meine Werke leidenschaftlich liebten, eine bloß literarische Kritik mit Ungeduld angehört haben *). Man sagte allgemein, daß ich seit meiner Ankunft im Lande mit Herrn Dumouriez lebe, mehrere Personen versicherten, daß sie mich gesehen und deutlich erkannt hätten. — Ich wußte indeß nicht einmal, ob sich Herr Dumouriez wirklich in meiner Nähe befinde, denn ich habe, wie ich schon sagte, nie einen mittelbaren, noch unmittelbaren Verkehr mit ihm gehabt **).

*) Nach einigen Monaten ward ich von zwei Fremden, die ich für Reisende hielt, dennoch erkannt; der Eine hatte mich vor achtzehn Jahren gesehen, und ungeachtet der Zeit und meines veränderten Anzugs erkannte er mich auf den ersten Blick, sagte es aber nur mir allein und verschwieg es jedem Andern mit der größten Bescheidenheit, eben so der Andere — und mein Geheimniß ward nicht verrathen.

Ann. d. Verf.

***) Dumouriez's politische und militairische Laufbahn ist hinlänglich bekannt, weniger die erste und letzte Zeit seines Lebens. Er stammte aus einer Parlamentsfamilie ab, begleitete Fr. v. Genlis Denkw. IV.

deutschen Tischgäste unseres Wirthshauses waren im Ganzen Leute aus der guten Gesellschaft. Unter ihnen zeichnete ich zwei aus, die man überall, wo sie erscheinen werden, bemerken muß: Herr Texier, ein angesehenener königlich dänischer Beamter, und Professor Unzer. Ihr wohlverdienter Ruf und meine eigene Beobachtung bewogen mich, ihnen bei meiner Abreise von Altona mein Geheimniß anzuvertrauen. Beide haben mir die herzlichsten, thätigsten Freundschaftsdienste geleistet; ihnen verdanke ich die seitdem in ihrem Lande angeknüpften Verbindungen und daselbst erworbenen Freunde. Ueberzeugt, daß aller Verläumdung zum Troß die Unschuld in Holstein und Hamburg immer einen Schutzort finden wird, verließ ich Altona

tete seinen Vater 1757 zu der Armee des Marschalls von Estrée und folgte demselben in dem Kriegscommissariat nach. Diesem entsagte er aber bald, um Cornet in der Reiterei zu werden; er zeichnete sich aus und stieg allmählich zum Obristen empor. Ludwig XV. trug ihm eine Privat-Botschaft an den König von Schweden auf, der Herzog von Aquillon, um ihn zu bestrafen, daß er diesen Auftrag ohne seine Bewilligung angenommen hatte, ließ ihn in die Bastille setzen, wo er bis zu Ludwig XVI. Thronbesteigung blieb. Nach seiner Freilassung schickte man ihn nach Lille, um den Truppen das preussische Manövre zu lehren; das war die damalige Mode; alles war preussisch, bis auf den Stock. Als die Revolution ausbrach, befehligte Dumouriez in Cherbourg, was damals, weil man es zu einem der großen französischen Kriegshafen machen wollte, ein wichtiger Platz war. Dumouriez war 1739 in Cambrai geboren und starb vor wenigen Jahren in England. Anm. d. Herausg.

den ersten April 1795; vorher erklärte ich aber meinen wahren Namen, damit alle Franzosen, die mich seit neun Monaten gesehen hatten, sich überzeugen konnten, daß ich nicht bei dem General Dumouriez gelebt habe.

Nicht ohne Mühlung verließ ich ein Haus, in dem ich lange so friedlich gelebt hatte, in dem man mich liebte, in dem ich eine Freundin zurückließ, die unausgesetzt so zärtlich für mich gesorgt hatte. Ich fand Gelegenheit, ihr bei einer traurigen Veranlassung ebenfalls Dienste leisten zu können. Während meines Aufenthalts bei ihr starb ihr Vater, ein ehrwürdiger Greis, der mir ebenfalls viele Freundschaft erwiesen hatte. Ich hatte ihm mein Geheimniß nicht anvertraut, und da er mich wirklich für eine Miß Clarke hielt, wollte er mich durchaus verheirathet und in Holstein angesiedelt sehen. Er warf seine Augen auf einen Bäcker, der sein Handwerk aufgegeben hatte, einen Wittwer mit zweimal hunderttausend Franken im Vermögen. Er verstand kein Wort französisch, war sechs und vierzig Jahre alt, und kam oft an unserm Tische zu speisen, wo ich denn freilich wahrnahm, daß er die Augen nicht von mir verwendete. Ich theilte Jungfer Plock meine Entdeckung mit; sie sagte mir, er sey sterblich in mich verliebt und höre im Hofe immer meinem Harfenspielen zu. Herr Plock, der ihn zu dem Entschluß mich zu heirathen entschieden hatte, übernahm den Antrag und war nicht wenig erstaunt, als ich ihn auf das Bestimmteste ausschlug. Bald darauf starb Herr Plock, wodurch ich Gelegenheit erhielt, die Begräbniß-Ceremonien dieses Landes kennen zu lernen. Sie setzten mich in kein geringes Erstaunen,

dem sie gleichen auf die auffallendste Weise denen der alten Griechen, so wie sie Athenäus beschreibt. Sobald der Mann todt war, legte man reines Leinenzeug auf sein Bett und eben solche mit Mouffelin besetzte Kopfkissen. Der Todte war mit entblößtem Angesicht in ein schönes Kamisol gekleidet und in sitzende Stellung gebracht, seine Hände ruhten auf einem gestickten Deckbett, welches man mit vielen Blumen und Rosmarin-Zweigen bestreute; rund um sein Lager brannten Tag und Nacht zahlreiche Lichter. Sein Zimmer, das jenseits des Hofes dem meinen gegenüber lag und keine Läden hatte, gab mir Gelegenheit, das Alles zu beobachten. Diese Lichter, die ich während sechs Tagen und Nächten unaufhörlich brennen sah, stößten mir eine unüberwindliche Traurigkeit ein. Alle Hausbewohner gingen, dem Gebrauche gemäß, ihm die Hand zu küssen; ich sprach mich aber davon frei. Sein Begräbnißzug war sehr schön, eine Menge Männer schlossen sich an, die Verheiratheten hielten eine Citrone, die Ledigen einen Rosmarinzweig in der Hand; bei der Rückkehr vom Grabe gab ihnen Jungfer Plock das Todtenmahl. Auch ich war eingeladen, und da mehrere Frauenzimmer dabei waren, trieb mich die Neugierde dahin. Jungfer Plock machte die Wirthinn, alle Anwesende, so wie sie selbst, waren in tiefer Trauer, alles ging sehr ernsthaft zu, aber das Diner von drei Gängen war vortrefflich und wurde mit ausnehmendem Appetite verzehrt.

In Jungfer Plock's Hause genoß ich, seit meinen Unglücksfällen, den ersten Trost. In meinem kleinen Zimmer in Altona erfuhr ich zuerst mehrere für mich sehr wich-

tige Begebenheiten. Dahin gehörte Kobespierres Sturz und die Befreiung meiner Tochter, deren schreckliche Gefahren mir nicht bekannt geworden waren, die ich aber eingesperrt wußte. Hier erfuhr ich auch den Frieden mit Preußen. — Er war eine für Frankreich glückliche Begebenheit und machte mir so viele Freude, als sey ich keine Verwiesene gewesen.

Kobespierres Tod ward mir auf eine sehr sonderbare Weise des Nachts um ein Uhr kundbar gemacht. Man klopfte zu meiner großen Verwunderung in dieser Stunde an meine Thür, und ich hörte meines friedlichen Nachbars Herrn von Kercys Stimme, die mir zurief: „Machen Sie schnell auf, ich muß Sie umarmen!“ Da ich diese seltsame Forderung verweigerte, rief er wiederholt: „Machen Sie nur auf, Sie selbst werden mich umarmen wollen.“ Endlich schloß ich meine Thür auf und Herr von Kercy schloß mich mit den Worten in seine Arme: „Der Tyrann ist nicht mehr, Kobespierre ist todt!“ Wahrlich, bei dieser Nachricht umarmte ich ihn selbst und von ganzem Herzen. Den folgenden Tag erfuhren wir, daß eben diese Nachricht auf einen eifrigen Anhänger Kobespierres — und er hatte deren viele in Holstein — eine ganz verschiedene Wirkung hervorgebracht hatte. Einer dieser tiefen Politiker ward von ihr dermaßen ergriffen, daß er augenblicklich todt niederfiel.

Nach dieser Zeit kam eine Madame Gudin in unserm Gasthose an, eine allerliebste junge Person; sie reiste mit ihrem Mann und ihrer Nichte, war Tonkünstlerinn, liebte die Künste mit Leidenschaft, und faßte eine leidenschaftliche

Neigung für mich. Anstatt acht Tage in dem Gasthose zu bleiben, verweilte sie vier Monate daselbst. Ich ging alle Tage zu ihr, sie versammelte vortreffliche deutsche Künstler, wir machten viel Musik, spielten kleine Spiele und tanzten Walzer. Ich konnte mich diesen Zerstreuungen, die mir manchmal zur Last waren, nicht entreißen. Gegen das Ende ihres Aufenthalts in dem Gasthose fing man an, meinen wahren Namen zu muthmaßen; man sagte es Madame Gudin, die laut lachend ausrief: „Miß Clarke eine Schriftstellerinn! nein, das versichere ich Sie, ihr Gebetbuch ausgenommen hat sie gewiß ihr Lebelang die Nase in kein Buch gesteckt.“

Meine Nichte war zu mir nach Altona gekommen. Wir begaben uns nach Hamburg, wo eine achtungswürdige Familie uns aufnahm, und vier Monate lang unsern ganzen Umgang ausmachte. Es war die des Pastor Wolters, bei dem wir im ersten Stockwerk allerliebste Zimmer bewohnten. Die Alster floß an dem Hause vorbei. Eines Tages, als ich aus den Fenstern meines Salons dem Fluß entlang sah, erblickte ich den schönsten frischen Rosenzweig, den man sich denken kann, darauf schwimmen. Ich folgte ihm mit den Augen; fünf oder sechs Häuser tiefer erschien eine Art von langer hölzerner Gabel, die den Rosenzweig auffing, der bald in ein Fenster herein gezogen, vor meinen Augen verschwand. Meine Einbildungskraft spann daraus eine romantische Intrike, die ich meinen „Müttern als Mitbuhlerinnen,“ zu denen ich damals den Plan entwarf, einflocht. Dieser Gedanke hat mir späterhin ein allerliebstes Geschenk von der Herzoginn von Chevreuse ge-

wonnen: sie schickte mir ein schönes, mit Rosen angefülltes Kästchen von Porzellan, auf dessen Deckel sie folgende Inschrift mit eigener Hand geschrieben hatte:

„Derjenigen, welche mit einer Rose eines ihrer anziehendsten Werke verschönert hat.“

Ich wußte lange nicht, wem ich diese Galanterie zu danken hatte, bis die Herzoginn endlich ihr Incognito gegen mich ablegte.

Ich erfuhr bei dem Pfarrer Wolters etwas, das mich sehr in Verwunderung setzte. Sein Haus war nahe an einer protestantischen Kirche, deren Pfarrer er war, in ihr wurden Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbestattungen nicht durch Glockengeläute, sondern durch Trompeten verkündigt. Der Ton dieser letzten Anzeige machte mich durch seine ausnehmend angenehme Melodie besonders aufmerksam. Ich bezeugte Herrn Wolters meine Bewunderung, und er sagte mir, daß dieser Gesang von dem berühmten Haydn componirt sey, der drei Jahre früher in Hamburg verweilt hatte. Er fand den bis dahin gebräuchlichen Grabgesang ohne allen Ausdruck, und tauschte jenen dagegen aus, der mich so sehr angezogen hatte und den alle Kirchen annehmen sollten.

Gegen Ende des Julius bezog ich mit meiner Nichte ein allerliebstes Landhaus, das Herr von Balence fünf Stunden von Hamburg gemiethet hatte. Ich willigte nur auf die Bedingung, ihm ein Kostgeld zu zahlen, ein. Der Buchhändler Fauche hatte mir meine „Schwanenritter“ für dreihundert Friedrichsd'or abgekauft. Seit langer Zeit hatte ich nicht so vieles Geld besessen; ich war damals sehr von Geld

entblößt, so daß ich, hätte er mir nur fünfzig Friedrichsd'or geboten, sie anzunehmen gendthigt gewesen wäre — allein Herr Fauche ist immer sehr wacker gegen mich verfahren.

Herr von Valence baute seinen Garten selbst an, unsere Lebensweise war einsam und ruhig; wir hatten nur einen Nachbar, dieser war aber für uns ein wahrhafter Freund. Herr von Valence, der einen Sekretair brauchte, traf dazu eine sonderbare Wahl; es war eine der zwei Amazoninnen, die mit so vielem Ruhm und Tapferkeit, und ohne daß ihre Sittsamkeit je ist in Verdacht gezogen worden, unter Dumouriez gedient haben. Sie hießen Mesdemoiselles Fernig *); Theophile war nun ein und zwanzig Jahre alt,

*) Die Nothwendigkeit, ihre Hausgenossen und Nachbarn zu vertheidigen, hatte diese sittsamen, einfachen Landmädchen zu kühnen, furchtbaren Kriegerern gemacht. Sie waren die Töchter eines Landeigenthümers, im Dorfe Mortagne (in Flandern), die eine dreizehn, die andere sechzehn Jahre alt. Fast jede andere Nacht streiften die Oesterreicher in das Dorf und beunruhigten dessen Einwohner. Felicitas und Theophile Fernig legten ihrer Brüder Kleider an, bewaffneten sich mit Jagdflinten, reiheten sich der Nationalgarde des Dorfs an und wehrten die feindlichen Marodeurs ab. In den Reihen der Krieger, die das Eigenthum und die Ehre ihrer Angehörigen vertheidigt hatten, entdeckte der General Beurnonville diese beiden Jungfrauen, die sich ihm durch ihre Bemühung sich zu verbergen verriethen. Beurnonville stellte sie Dumouriez vor, der sie, so wie ihren Vater und ihre Brüder, in seinen Generalstab aufnahm. Diese beiden jungen Mädchen gewannen mitten in dem Feldlager die Achtung und Bewunderung des ganzen Heeres. Sie fochten bei

eine der hübschesten, sittsamsten Gestalten, mit kleinen, weißen, zarten, allerliebsten Händen — kam zu uns nach Sielk. Sie schrieb eine vortreffliche Hand und völlig orthographisch; ihre milde, gleiche Laune machte ihren Um-

Balmy, bei Gemappe, Anderlecht (?), Neerwinden und bei allen Gefechten, die bis den fünften April 1793 statt fanden, mit der glänzendsten Tapferkeit. Von ihrer Kampflust hingerissen befanden sich die beiden Schwestern vor Brüssel, von dem Hintertreffen des Feindes eingeschlossen; ein Oberoffizier rief ihnen zu: streckt die Waffen! — Die jüngste tritt ihm näher, und statt aller Antwort schießt sie ihn mit ihrer Pistole über den Haufen. Bei der Schlacht von Gemappe, als das Dorf Quaregnon angegriffen ward, stürzte sich eben diese Jüngste mit einigen Jägern zu Pferd auf ein Bataillon Ungern und entwaffnet mit eigener Hand den furchtbarsten Krieger dieses Haufens. Die ältere Schwester begleitete den Herzog von Chartres und verließ ihn nie, auch bei den gefährlichsten Angriffen, die er als General machte. Dumouriez, dessen Flucht von den Demoisellen Fernig befördert ward, riß sie mit sich fort; allein kaum hatten sie fremden Boden betreten, so trennten sie sich von diesem General, legten die Kleider ihres Geschlechts wieder an, und waren wie vorher schüchtern und sittsam. Diese beiden Mädchen waren nicht groß von Wuchs, und bei einer seltenen Gemüthskraft waren ihre Stimmen und Züge sehr sanft. Lange irrten sie außer Frankreich umher, trösteten ihren alten Vater und nährten ihn mit ihrer Hände Arbeit. Die eine hat einen niederländischen General geheirathet, Theophile, die andere starb in Brüssel und ruht, sagt einer ihrer Biographen, bescheiden neben dem Schauplatz ihres Ruhms.

gang höchst angenehm. Dumouriez hatte mir manchen interessanten Zug von ihr erzählt, unter andern folgenden: in irgend einer Schlacht machte sie einen großen Oesterreicher zum Gefangenen, brachte denselben zu Dumouriez und sagte mit ihrer weichen, kindischen Stimme: „General, da bringe ich Ihnen meinen Gefangenen.“ Bei dieser sanften Stimme fuhr der Oesterreicher zusammen und war in Verzweiflung, sich einem Mädchen zum Gefangenen gegeben zu haben. In Sielk habe ich eine ähnliche Handlung von ihr gesehen. Eines Tages, als wir bei einer Nachbarinn, der Frau Ehrhost *), zum Besuch, und alle Männer mit den Bedienten auf der Jagd waren, kam die Köchinn ganz erschrocken herein und sagte, daß sich Räuber in die Küche gedrängt hätten, und ganz schrecklich haupften. Theophile stand auf, nahm sogleich ein kriegerisches Ansehen an, ergriff einen Stock, der im Winkel des Salons stand und eilte stürmisch aus dem Zimmer. So wie sie in die Küche tritt, greift sie den Räuber an, wirft ihn zu Boden, worauf er um Gnade fleht und sie ihn zum Hause hinaus jagt. — Und sobald dieses Abenteuer beendet war, kam sie so einfach wieder zu uns, als habe sie die gleichgültigste Handlung von der Welt gethan. Den ganzen übrigen Tag konnten wir nicht müde werden, die hübschen kleinen Hände zu betrachten, die in der Gefahr so kräftig anpacken konnten.

In diesem Landhaus schrieb ich „den Abriß meiner

*) In Hamburg weiß man vielleicht, wie dieser Name ausgesprochen wird. Anm. d. Uebers.

Aufführung“ (précis de ma Conduite), der, weil er unwiderlegliche Thatsachen enthielt, eine für mich so günstige Wirkung in Deutschland hervorbrachte. Es sey mir vergönnt, in diesen Denkwürdigkeiten die Seiten, mit der er schließt, zu wiederholen.

„Was habe ich vor und seit der Revolution gethan, um mir Feinde zu erwecken? ich lebte immer so eingezogen, wie meine Lage es mir erlaubte; ich hatte immer den Ruf scheu zu seyn, war immer mit meinen Kindern, den Künsten und der Literatur beschäftigt; suchte nie die Gunst des Hofes, ließ mich selten dort sehen, und nie bei einem Minister. Wenn einer meiner Freunde in das Ministerium eintrat, so war er von diesem Augenblicke an für mich verloren, denn ich besuchte ihn nicht mehr, also hörte ich auf ihn zu sehen. Ich habe immer eine Uueigennützigkeit und einen Mangel an Ehrgeiz gezeigt, den man oft bis zur Sonderbarkeit getrieben fand. Vor dem Tode der Marschallinn von Estrée war ich sicherlich nicht reich, und ich habe beharrlich immer alle Theilnahme an Geldspeculation verweigert. Daß ich alle Geldvorthelle, welche die Erziehung der drei Prinzen mir hätte bringen können, ausschlug, ist bekannt, so wie der unermüdliche Eifer, mit welchem ich — was nie ein Gouverneur zu thun pflegt — meine Zeit ihrem und Mademoisell's Unterricht widmete. Zudem ich mir mein eigenes Glück so wenig am Herzen liegen ließ, war ich immer bereit das von Andern zu befördern, und es gelang mir oft. Während der nun Jahre, die ich im Palais Royal zubrachte, wendete ich allen meinen Einfluß an, Gutes zu thun und Dienste zu lei-

sten. Ich habe mich nicht allein niemals an meinen Feinden gerächt — was mir oft ein Leichtes gewesen wäre — sondern ich bin nie einen Augenblick nur, weder in meinen Schriften noch in meinem Betragen, gegen die, welche mich haßten, ungerecht gewesen. Ich lobte mit Freuden, was achtungswerth an ihnen war, und lohnte, so oft die Gelegenheit sich barbot, das Böse mit Gutem *). In einer gewöhnlichen Lebenslage wäre es ohne Zweifel höchst lächerlich, sich also zu loben, und ich habe es, ohne dazu gezwungen zu seyn, nie gethan; allein nach den zahllosen Ungerechtigkeiten und Verläumdungen, die ich erfuhr, muß ich endlich meine Rechtfertigung aussprechen. Wenn man sich die Mühe giebt, die Vorreden meiner Werke mit denen anderer zu vergleichen **), wird man sie gewiß ungleich bescheidener finden, denn ich schrieb sie keineswegs, um mir Lobreden zu halten, noch meinen gewonnenen Beifall zu erzählen. Man wirft mir seit langer Zeit in vielen Satyren einen unermesslichen Stolz vor, dasselbe that man in einer Zeit, wo man mich nicht beschuldigen konnte, intriguant

*) Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß ich dieses alles in der Fremde und in den ersten Jahren der Revolution schrieb, ohne daß man irgendwo, auch nicht in der langweiligsten Schrift, eine einzige der von mir angeführten Thatfachen zu läugnen wagte. Ann. d. Verf.

***) Es versteht sich, daß dabei Ausnahmen statt finden; einige Schriftsteller haben Vorreden verfaßt, die in dieser Rücksicht zum Muster dienen können; unter andern — und da ist mein Lob nicht verdächtig — habe ich das schon mehrmals von Herrn von Voltaire gerühmt. Ann. d. Verf.

oder ehrgeizig zu seyn. Man fand dieses nicht, weder in meinen Vorreden, noch in meinen Handlungen, aber man ging dabei in keine Einzelheiten ein, man dachte nur: eine Frau, welche sich anmaße Prinzen vom Geblüt zu erziehen, die über Erziehung und Religion schreibe, die so feck sey die Mode-Philosophen zu kritisiren, müsse unendlich viel Stolz haben. Ich habe drei Prinzen vom Geblüt erzogen, das ist wahr; allein ich konnte ohne sehr vielen Stolz des Glaubens seyn, daß ich diesen Beruf besser erfüllen würde, als ein Hofmann, der ihn gar nicht erfüllte — denn gemeinhin überlassen die Gouverneurs der Prinzen die ganze Mühe der Erziehung den Untergouverneurs; außerdem bedarf es gar keiner großen Anmaßung, zu glauben, daß ich, die ihr ganzes Leben den Wissenschaften gewidmet habe, mehr Kenntnisse besitze, als ein Hofmann *). Diese Kinder endlich sind gut erzogen worden, und diesen Punkt hat man noch nie bestreiten wollen. Andere Frauen haben über eben dieselben Gegenstände geschrieben wie ich, und über viel abstraktere, und kein Schriftsteller hat sich darüber beklagt. Allein mein eigentliches Verbrechen besteht darin, daß ich die modernen Philosophen und die Encyclopädisten angegriffen habe. Hätte ich wirklich Stolz gehabt, hätte ich Lob gesucht, gerühmt seyn wollen, nach Anhängern und Bewunderern getrachtet, so hätte ich über die Religion und also über die Philosophen geschwiegen.

*) Ich sage in diesem Satz: im Ganzen — denn es hat Prinzenerzieher gegeben, die sehr viel mehr Verdienste hatten, als ich.

Man hätte mir — dessen bin ich gewiß — wenn ich mich nur zum Schweigen bequemt hätte, erlaubt, kein starker Geist zu seyn, und hätte dieses Schweigen mit dem ausschweifendsten Lobe vergolten. Ich wünschte und hoffte, in einer Zeit wo ich die Moral in Verderbniß gerathen sah, reine und einigermaßen nützliche Werke ans Licht zu fördern; daß ich mir viele Feinde machen würde, sah ich voraus; ich habe das Schicksal, welches ich mir bereitete, in Adele und Theodor selbst vorausgesagt, denn ich wollte schon damals darthun, daß ich allem gewärtig sey, wessen mich Groll und Stolz bedrohen könnten. — Die Folge hat diese Prophezeihung in ihrem ganzen Umfange gerechtfertigt. Ich gestehe aber doch, daß dieses Voraussehen mich lange an der Bekanntmachung meiner Werke gehindert hat, und ohne den aus Menschlichkeit entsprungenen, dringenden Grund, welcher mein erstes Auftreten als Schriftstellerinn herbei führte — die Rettung der drei Brüder Quiesfant — würde ich vor der Revolution nie den Muth gehabt haben, etwas drucken zu lassen. Seit dieser Epoche wurde das Schriftstellertalent meine vorzüglichste Hülfquelle. Es thut einem gefühlvollen Gemüth sehr weh, den Groll einer Menge Menschen auf sich zu ziehen, von denen man keine Beleidigung empfangen hat, und die man in mancher Hinsicht hochachtet. Man kann mir wenigstens nicht die geringste Persönlichkeit vorwerfen. Wenn ich die Schriften kritisirte, habe ich immer den Schriftsteller in Ehren gehalten, da sie doch gegen mich nicht gleiche Rücksichten beobachtet haben, und ich habe nie etwas getadelt, als das, was mir den Sitten und der Religion zu-

wider schien, und dieses immer mit Anerkennung des Talents.“

„Man hat es mir von jeher übel genommen, daß ich gesagt habe, die neue Heloise sey von allen Romanen der unwahrscheinlichste und unsittlichste; um so eine Behauptung zu wagen, meinte man, müsse man Rousseau's Talente beneiden. Andere Schriftsteller haben — was wirklich gar nicht schwer ist — nach mir dieselbe Wahrheit behauptet und bewiesen, und niemand hat sie unter die Zahl von Rousseau's Neidern gerechnet *). Wenn ich, so wie man mich allgemein beschuldigt hat, stolz wäre, so würde ich, auf den Beifall der Encyclopädisten verzichtend, irgend einen andern gesucht haben, allein ich habe eben so wenig unter der Geistlichkeit Anhänger zu machen gesucht. Ich besuchte den Erzbischof nicht, ich wartete den Hofleuten, den Großen nie auf. Man kann in Abole und Theoz

*) Mir sind zwei vortreffliche Beurtheilungen dieses Romans bekannt; die eine von Marmontel, die sich in seinem „Versuch über den Roman“ befindet. Sie ist sehr stark; alles, was ich über diesen Gegenstand sagte, ist gemildert. Die andere ist sinreich, treffend, gründlich, sie enthält viele Details, in welche eine Frau, besonders in einem der Jugend gewidmeten Werke, nicht hätte eingehen können; denn dieser Roman enthält so sittenlose Dinge, daß eine Erzieherin sie unmöglich ihren Zöglingen mittheilen kann. Der Verfasser jener Kritik hebt sie eben so fein wie scharfsinnig *) heraus.

Anmerk. d. Verf.

*) (Warum sagt uns denn die Verf. nicht, wo diese Kritik zu finden ist?)

vor sehen, daß ich von Fürsten und Höfen auf eine Weise sprach, die meine Freunde erschreckte, und man in öffentlichen Blättern einige Stellen anführte, wegen deren ich, wie sie behaupteten, in die Bastille gesetzt sey *). Wäre ich stolz gewesen, so hätte ich gesucht, die Journalisten zu gewinnen, damit sie, wie so viele Andere thaten, Gedichte zu meinem Lobe drucken lassen möchten; ich hätte meine Werke fremden Fürsten geschickt; hätte mich in fremde Akademien aufnehmen lassen u. s. w. Von dem Allen habe ich das Gegentheil gethan: ich habe nie Lob gesucht, ja ich habe mich nicht einmal einer Huldigung gerühmt, welche

*) Das war eine Uebertreibung, wie so viele andere über den vorgeblichen Despotismus der Censur; ich kann mit Wahrheit sogar versichern, daß Abele und Theodor, weit entfernt den Hof aufzubringen, sehr gut von ihm aufgenommen ward. Ehemals unterdrückte der Hof — und mit Recht — unverächtliche und offenbar aufwiegliche Absichten, allein nie hat er moralischen und also christlichen Wahrheiten etwas in den Weg gelegt. Man lese die guten Schriften aus Ludwig XIV. Zeiten und dem letzten Jahrhundert, und man wird eine tugendhafte Kühnheit darin finden, die seit der Revolution fast gänzlich aufgehört hat. So hat z. B. kein Prediger so stark gegen das Erobern gesprochen, wie Massillon und Bossuet, und in der Literatur: Boileau und J. B. Rousseau. Von den modigen Philosophen und von Voltaire kann man das nicht sagen, besonders verschwendete dieser letzte sein Lob und seine Schmeicheleien an die Kaiserinn von Rußland und den großen Friedrich. An diesen, welcher ihm abführende Pillen geschickt hatte, richtete er ja folgende, in jeder Rücksicht schändliche (infames) Verse:

welche mit dem literarischen Talente nichts zu thun hatte, aber das Herz anregte: dieses war eine Deputation, die mir die sechs Körperschaften des Pariser Handelstandes schickten, mit einem von ihnen unterzeichneten Brief, in welchem sie mir für die verfaßte „Erziehungsschaubühne für das Volk“ dankten. Ich war stolz, die Erste gewesen zu seyn, welche bedacht war, für die Bildung dieser interessanten, damals so verachteten, seitdem so geschmeichelten, heut zu Tage so verderbten, Klasse der Nation gesorgt zu haben. — Aus allen diesen, hier auf's Neue herge-

Enfin je vais être purgé
Par la main royale et chérie,
Qu'on vit bravant le préjugé,
Saigner l'Autriche et la Hongrie.

(Wörtlich. Endlich werde ich durch die theure, königliche Hand purgirt werden, die, dem Vorurtheile trotzend, Oesterreich und Ungarn Blut abgezapft hat.)

Also die Furcht Menschenblut zu vergießen, ist ein Vorurtheil! und die Mezelei einer Schlacht mit einem Aderlaß zu vergleichen, ist ein poetisches, anmuthiges Bild! —

Unser unnachahmlicher La Bruyère, in seinen Charakteren, weit entfernt, sich zu gehässigen Schmeicheleien zu erniedrigen, fürchtete nicht, selbst unter der Regierung des prachtliebendsten, ja verschwenderischsten Fürsten, die schärfste, lebendigste Critik des unnützen Luxus der Könige zu machen. Er stellte einen Schäfer dar, dessen Schäfertasche, Stab und Gewand von Golde sind und fragt: was nützt all' dieses Gold der Heerde? — und Ludwig XIV. weit entfernt, über diesen und manchen andern Zug dieses Schriftstellers ungehalten zu werden, bezeigte ihm und selbst seinen Werken, stets die höchste Achtung. Anm. d. Verf.

zähltest Ursachen erweist es sich, daß wenn ich stolz gewesen bin, die blödsinnigste Inconsequenz dazu gehört hätte, um durch solche Mittel meinen Zweck erhalten zu wollen. Mein, die Nachtheile dieses abscheulichen Lasters sind mir von meiner ersten Jugend an zu sehr aufgefallen, um mich nicht vor ihm zu hüten. Ach, wer lange gelebt hat, weiß den Werth des Beifalls der Menge nach Verdienst zu würdigen! Ein aufrichtiges, gefühlvolles Herz sucht nur zweierlei Beifall: seinen eigenen und den der Freundschaft. Ich sah so manchen glänzenden Ruf entstehen und erlöschen; ich kenne so manchen andern, der sich verdunkeln, oder eine fürchterliche Umwälzung erfahren wird; ich bin mit allen Umtrieben und Ränken, um eine sichere aber vorübergehende (*sûre mais éphémère*) Berühmtheit zu erhalten, so genau bekannt gewesen; ich habe dieses eitle Streben so viele Schlechtigkeit erzeugen sehen, daß ich ihm seit langer Zeit entsagte, und mich mit mir selbst und meinem eigenen Beifall zu begnügen lernte. Wer meine Werke mit Aufmerksamkeit liest, wird in ihnen den Karakter der reinsten Wahrheit und Unpartheilichkeit finden — der Beweis davon ist, daß sie alle etwas enthalten, welches allen Partheien mißfällt.“

Mich dünkte, diese Details, weit entfernt diesen Denkwürdigkeiten fremd zu seyn, mußten nothwendig darin aufgenommen werden *). Ich kehre nun zu meiner Erzählung zurück.

*) Die Verf. scheint vergessen zu haben, daß diese Details schon alle in diesen Memoiren gesagt worden sind; der Uebersetzer

Ich war in Hamburg, welches eine der gastfreiesten Städte in Deutschland ist, sehr beliebt; das hinderte aber die Schmähschriftler nicht, ihr verläumderisches Geschrei gegen mich fortzusetzen, wodurch sie nichts beweisen und das endlich durch Uebermaaß allgemeinen Unwillen und Verachtung erregt. In einer dieser Schriften ward gesagt: man habe mich im Schauspielhause als Jockey verkleidet, mit dem Grafen Potocky gesehen; in einer andern: ich wäre, um Herrn Necker, der Wittwer geworden war, zu heirathen, nach der Schweiz gereist; in dem Spectateur de Paris vom dritten Floreal, identificirt mich endlich der Verfasser mit einer Person, die ich nicht die Ehre habe zu kennen, er nennt mich: die ehemalige Gräfinn Flahault Genlis — unwissend, daß diese beiden Namen zwei verschiedenen Personen angehören, die sich, eine der andern, im geringsten nichts angehen. Welchen Glauben kann man so offenbar schlecht unterrichteten Verläumdern, die sich so grober Verstöße schuldig machen, beimessen?

Nachdem ich so viel gelitten hatte, fand ich mich so glücklich, als es mir bei so schrecklichen, so frischen Erinnerungen beschieden seyn konnte. Ich war mit Frau Mathiesen und ihrer ganzen Familie sehr vertraut; ihr Sohn, einer der ausgezeichnetsten Kaufleute in Hamburg, durch Verdienste, Karakter, Vermögen und Ansehen, verliebte

hielt es daher für nöthig, sich nur mit der Aufzählung der Dinge zu begnügen, alle von neuem angeführte Persönlichkeiten und Nebensachen aber zu unterdrücken.

Ann. d. Uebers.

sich in meine Nichte, Henriette von Sercey. Seine Mutter warb bei mir um ihre Hand; ich sprach mit Henriette über diesen Antrag; sie antwortete, daß sie mit Freuden einwillige, denn sie schätze Herr Mathiesen vor allen andern Männern. Dennoch forderte ich, daß beide sich sechs Monate Bedenkzeit nähmen. Meine Nichte war ein und zwanzig Jahr alt, Herr Mathiesen vier und vierzig; nach sechs Monaten wurde diese Heirath vollzogen. Ich erklärte am Hochzeitstage, ungeachtet meiner Nichte Betrübniß und ihres neuen Gatten verbindlichen Anerbietungen, daß ich nicht bei ihnen, ja, nicht in Hamburg, nicht einmal in Sielt bleiben wollte — und auf diesem Entschluß beharrte ich, denn ich wollte nicht, daß man denken könne, ich habe meine Nichte aus irgend einer eigennützigen Absicht an einen Kaufmann verheirathet. Uebrigens gehörten aber die großen Kaufleute in Hamburg zu der ersten Gesellschaft, und Herr Mathiesen durch sein persönliches Ansehen mehr als jeder Andere. Meine Trennung von meiner Nichte ließ eine große Leere in meinem Leben zurück; sie ist eine der liebenswürdigsten Personen, die ich jemals gesehen; mit der schönsten Seele verbindet sie allerliebste Talente, Feinheit des Verstandes, Geisteskultur, eine vollkommene Gleichheit der Laune, und eine unvergleichliche Heiterkeit und Gefälligkeit. Sie ist die angenehmste, beste, sanfteste Gesellschafterinn von der Welt.

Acht Tage nach ihrer Hochzeit reiste ich nach Berlin, wo ich mich bei Fräulein Bocquet in Kost begab; sie hielt die damals berühmteste Erziehungsanstalt in Berlin, war

eine Person von vierzig Jahren, groß, wohlgewachsen und wäre ohne eine starke Kupferrothe ihres Gesichts noch hübsch gewesen. Sie hatte große, glänzende, geistreiche Augen, eine gewisse Härte in den Zügen, die sie, wenn sie wohlwollend war, zu mildern wußte, und dann war ihre Physiognomie lebhaft und seelenvoll. Sie hatte viel Verstand, sprach und schrieb gut französisch, machte sogar recht artige Verse; ihr Karakter war hochfahrend und heftig und ihre Gefühle höchst leidenschaftlich. Sie liebte und haßte mit Wuth und ihre Freundschaft war reizbar, anspruchsvoll, eifersüchtig wie die Liebe. Sie empfing mich mit offenen Armen, denn meine Schriften hatten sie leidenschaftlich für mich eingenommen. Ihre Aufnahme und ihre Unterhaltung entzückten mich; ich war sogleich bei ihr heimisch, sie hatte einen sehr angenehmen, aus den geistreichsten Personen in Berlin bestehenden Gesellschafts-
 cirkel, unter andern lernte ich daselbst die beiden Herren Herrmann Vater und Sohn kennen, Herrn Lucillon, Herrn Mayet, den Direktor der Manufakturen, einen liebenswürdigen, geistvollen Mann, der auch allerliebste Verse machte, und deren gar viele an mich richtete, von denen ich nur die folgenden anführen will:

Il est au ciel une déesse
 Assemblage heureux de bonté,
 De force d'âme, de sagesse,
 De modestie et de fierté.

Dans tous les beaux arts elle brille!
 Faites lui prendre, à votre choix,

Le pinceau, la plume ou l'aiguille,
Un chef-d'oeuvre naît de ses doigts.

Lorsque la harpe ravissante
Se fait entendre dans les cieus,
Du nectar la coupe énivrante
S'échappe de la main des dieux.

Ce fût elle qui dans Ithaque,
Sous la figure de Mentor,
Forma le jeune Télémaque
Aux vertus du beau siècle d'or.

On ne la peint pas dans cet âge,
Qui fuit si vite et sans retour,
Où la fraîcheur d'un beau visage
Est le seul droit à notre amour;

Mais sous les fruits dont se décore
L'immortel été de ses ans,
L'oeil enchanté découvre encore
Toutes les fleurs de son printemps.

Pâris jugea comme un jeune homme,
Séduit par un éclat trompeur:
Ah! Minerve auroit eu la pomme,
Si Pâris avoit eu mon coeur.

Mais à ce mot, chacun observe
Qu'avec tous ces traits embellis,
Le portrait flatté de Minerve,
N'est qu'une esquisse de Genlis.

Lit-on Genlis, chacun désire
De la voir, de l'interroger;
La connaît-on, noire délire
Ne permet plus de la juger.

Vielen andern Personen, die zu denen gehörten, welche man die französische Kolonie oder die Refugiärten nennt, gelang es auch recht gut, Verse zu machen, besonders der Madam Reclam, einer Freundin der Fräulein Bocquet. Unter den Jünglingen dieser Anstalt ward ich deren dreien besonders gewogen; sie waren allerliebste! besonders ein Fräulein Gerlach, die schön wie ein Engel war. Ich lehrte sie künstliche Blumen machen. Fräulein Bocquet hatte einen sehr gelehrten Bruder, der Pastor und ein Mitglied der Berliner Akademie war; in seiner Gattinn lernte ich eine sanfte, talentvolle, achtungswürdige Frau kennen. Herr Bocquet spielte sehr gut den Flügel — wir brachten köstliche Abende zu! — meine Harfe entzückte Fräulein Bocquet; ich spielte ihr so viel vor, als sie immer wollte, und jeden Abend machten wir regelmäßig Musik. Ich wohnte sehr hübsch; meine Hauswirthinn hatte alle Aufmerksamkeit der zärtlichsten Freundschaft für mich, und ich erwiderte sie aus Herzensgrund. Ich war sehr froh, nach Berlin gekommen zu seyn und fand nur, daß mich Fräulein Bocquet zu viele Bekanntschaften machen ließ und mir zu viel Zeit kostete; allein die Freundschaft überwiegt alles und ich opferte ihr mit Freuden einen Theil meiner Geistesbeschäftigungen auf. Ich hatte die „gewagten Gelübde“ wieder zur Hand genommen, las aber nebenher mit Fräulein Bocquet deutsche Romane; sie vervollkommnete mich in dieser Sprache, denn ich hatte schon in Belle Chasse, um diese Sprache lesen zu lernen, einen Lehrer gehabt.

Die Berrückten verfolgten mich; ich hatte schon die

interessante Antonie und den unglücklichen Herr Schmid gefunden und kaum war ich einige Tage bei Fräulein Bocquet, so entdeckte ich, daß sie eine Schwester habe, die gänzlich verrückt, obschon in einem sehr ruhigen Zustande, sey. Sie wohnte neben mir, und da unsere Zimmer nur durch eine Brettwand geschieden waren, gestehe ich, daß der Lärm, den sie nächtlich machte, mich sehr ängstigte; da ich aber das Talent besaß, das Herz aller Verrückten zu gewinnen, machte ich auch auf das dieses armen Mädchens den lebhaftesten Eindruck. Man führte sie täglich spazieren, wo es sich denn oft traf, daß ich ihr im Vorhause begegnete, dann eilte sie zu mir, mich zu umarmen und ich ward bald der Gegenstand ihrer nächtlichen Träume. Häufig rief sie mich mit großem Geschrei, wobei sie mir die zärtlichsten Namen gab. Eines Abends bat ich Fräulein Bocquet, in mein Zimmer zu kommen, um es mit anzuhören; sie lachte viel über diese leidenschaftlichen Ausrufungen, sah aber doch ein, daß diese Nachbarschaft meine Ruhe stören müsse; man beschloß dem zu Folge, sie unter fremde Aufsicht zu geben. Um ihre Einwilligung zu erlangen, versprach man ihr, wenn sie vernünftig sey, werde man ihr von Zeit zu Zeit erlauben, bei uns zu Mittag zu speisen; das war denn auch an dem Tage, wo sie das Haus verließ, der Fall. Sie wollte neben mir sitzen, die junge Madonne Bocquet befand sich an meiner andern Seite. Anfangs ging es recht gut; die Verrückte bestand darauf, die Hälfte aller Speisen, die man ihr vorlegte, auf meinen Teller zu laden; bald bemerkte ich aber, daß sie übler Laune ward und Madame Bocquet mit fürchter-

lichen Blicken ansah. Meine Freundschaft für diese hatte ihre Eifersucht erregt. Nach Tisch blieb sie, als wir in den Salon gingen, im Eßzimmer zurück; kaum hatten wir Platz genommen, so eilte Jenny, Fräulein Bocquets Nichte, herbei und riegelte ängstlich die Thür hinter sich ab. Dabei hielt sie einen ungeheuer großen, schweren Stöpsel von Crystall in der Hand, den sie der Verrückten entriß, die sich seiner, ihrer eigenen Aeußerung gemäß, in der Absicht bemächtigt hatte, ihn Madame Bocquet an den Kopf zu werfen, „weil sie, waren ihre Worte, ihr mein Herz entwendet habe.“ Wir schauderten bei dieser Nachricht. Fräulein Boquet, die sogleich zu ihr ging, fand sie in einem Anfall ungeheurer Wuth; man mußte sie mit Gewalt in ihr Kosthaus zurückbringen, wo sie vierzehn Tage lang eingesperrt blieb, bis sie endlich durch ihre unablässige Bitten Erlaubniß erhielt, wieder kommen zu dürfen, aber nur zum Besuch und nur in Abwesenheit der Madame Bocquet. Ihre Leidenschaft für mich dauerte fort; sie brachte mir von Zeit zu Zeit kleine Geschenke, unter andern Stutzhandschuhe, welche sie für mich gestrickt hatte; damit sie sich aber doch auszeichneten, strickte sie vorn an das Kläppchen einen ganz kleinen Strumpf, ein wahres Meisterstück von Tollheit. Ich hatte streng befohlen, daß man sie nie ohne ihre Schwester in mein Zimmer kommen lassen sollte; dem unerachtet trat sie eines Tags plözlich herein und schloß die Thür hinter sich zu; ich flocht eben eine Strohmatte, sie trat neben mich und bemerkte ungeachtet ihrer Geistesabwesenheit, daß ich sehr erschrocken war. Das verdross sie und sie sagte mit drohendem Tone: „Sie

fürchten sich vor mir?“ ihre blitzenden Augen trieben meine Angst auf's Höchste; ich suchte mich aber zu fassen und sagte ihr einige freundliche Worte, die sie ein bißchen beruhigten aber nicht viel. Sie betrachtete meine Arbeit, ergriff eine Scheere, die auf dem Tisch lag und sagte mit einem abscheulichen Lächeln: „ich habe rechte Lust, das alles zu zerschneiden.“ Bei diesen Worten schauderte ich! allein ich blieb gefaßt, versicherte sie, daß ich sie nie fürchten könnte, daß sie mein Vertrauen besitze — und so entwaffnete ich sie. Sie gab mir die Scheere wieder und forderte dagegen ein Buch, was neben mir lag — in diesem Augenblick kam ihre Schwester und sie ließ sich ohne alle Widerseßlichkeit von ihr fortführen.

Ich mochte sechs Wochen in Berlin gewesen seyn, als mir Herr Mayet eines Tages sagte, es sey ihm aus sicherer Quelle zugekommen, daß die bei dem König in Gunst stehenden Ausgewanderten alle Mittel anwendeten, um meine Ausweisung zu bewirken. Dieser König war der Vater dessen, der jetzt regiert; er hatte eine wahre Leidenschaft für die Musik; und diese Ausgewanderten fürchteten sich vor meiner Harfe, von der man viel sprach; der König bezeigte eine Lust, mich zu hören und mehr bedurfte es nicht, um alle ihre Thätigkeit gegen meinen Aufenthalt in Berlin zu richten. Ein zufälliger Umstand kam ihnen sehr zu statten! Der Abbe Sieyès war damals in Berlin *); ich kannte ihn

*) Sieyès war 1798 — 1799 Gesandter der französischen Republik am preussischen Hofe. Vorher war er nicht dort anwesend. Anm. d. Uebers.

gar nicht, nicht einmal von Ansehen, ich haßte alles, was mir von seinem politischen Leben und seinen Schriften bekannt war, hatte also gar keinen Berührungspunkt mit ihm. Eines Morgens, als er in unserer Straße einen Besuch abstatten wollte, irrte er sich in der Thür und blieb lange in unserm Hause, ehe er sich über seinem Irrthum unterrichtet hatte. Man erfuhr es und machte daraus die Nachricht, daß er mir einen Besuch gemacht habe. Es ward dem König hinterbracht, dieser glaubte es und zu gleicher Zeit überreichte ihm Frau von ***, mit der ich nie die geringste Bekanntschaft gehabt hatte, eine Denkschrift, in der sie mich mit den schwärzesten Farben malte; ihr zu Folge hatte ich vorzüglich zu der Revolution beigetragen, und sey wohl fähig, Brandenburg und ganz Preußen umzukehren. Nachdem der König diese Schrift gelesen hatte, sagte er folgende, selbst eigene Worte: „er werde mich nie aus seiner Bibliothek ausschließen, aber in seinen Staaten solle ich nicht verweilen.“ Dem zu Folge schickte er mir Mittag zwölf Uhr einen Polizeidiener mit dem schriftlichen Befehl, innerhalb zwei Stunden Berlin zu verlassen; wobei dieser Mensch mich bis zur Grenze zu geleiten befiehlt sey. Das war ein Donnerschlag für mich! — — Mit so einem Aufsehen fortgeschickt zu werden! Man mußte ja nothwendig denken, daß ich diese gewaltthätige Behandlung durch die seltsamsten, strafbarsten Dinge herbeigezogen habe und dann mußte man mich nirgends mehr aufnehmen wollen. Dieses Unglück war um so größer, da Fräulein Bocquet mit einem Buchhändler wegen des Verkaufs meiner „gewagten Gelübde“ von dem

erst ein Viertel geschrieben war, einen sehr vortheilhaften Vertrag geschlossen hatte. Außer den „Schwanen-Rittern“ hatte ich den „Abriß meines Betragens“ für hundert Louis verkauft, und noch sechshundert Franken, die ich in Hamburg für einige Gedichte, unter andern „die Epistel an die Zuflucht, die ich finden werde“ angebracht hatte. Fräulein Bocquet bot mir großmüthiger Weise Geld an, welches ich ausschlug. Ich setzte diesem unerwarteten, ganz unverdienten Unglücksfall Muth und kaltes Blut entgegen. Fräulein Bocquet, so wie alle junge Kostgängerinnen, ja selbst die Dienstmägde, zerflossen in Thränen, sie erinnerten mich damit an meinen Abschied von Bremgarten und ich fand, daß man nicht ganz zu beklagen ist, wenn man das Glück hat, Liebe zu erwerben.

Der Vollzeidiener, die Taschenuhr in der Hand, betrieb meine Abreise; Fräulein Bocquet nahm mich bei Seite und theilte mir ihre Furcht mit, ob der Befehl nicht dahin laute, mich auf die Festung Landau *) zu bringen? in welchem Fall man sich meiner Papiere bemächtigen, und sie mir, wie unschuldig sie auch bei der Untersuchung sich ausweisen möchten, dennoch nicht wieder ausliefern würde: ich solle sie ihr anvertrauen, sie habe ein sicheres Versteck für sie, wo man sie bei einer möglichen Nachsuchung nicht

*) Der deutsche Sprachmeister der Frau von Genlis hat ihr wahrscheinlich nicht gelehrt, daß Landau an den Gränzen von Elsaß liegt, die Festung, vor der sie sich fürchtete, aber Spandau, in der Nähe von Berlin sey. Der Herausgeber hätte solchen Verwechslungen nachhelfen können.

finden würde. Ich übergab sie ihr sämmtlich, so wie den größten Theil meines wenigen Gepäcks; mehrere Kistchen, meine Harfe, meine Noten, und die Hälfte meiner Wäsche und Kleider — denn ich hatte mir in Hamburg vielerlei gekauft. Ich war aber zu diesem Beweis meines Vertrauens gegen sie gewissermaßen gezwungen. Als ich endlich abreisen sollte, hatte ich kein Fuhrwerk — der Ministerial-Befehl lautete: ich solle mit Post und auf meine Kosten reisen — dieser befremdliche Despotismus war es, welcher der Fräulein Bocquet die Furcht, daß man mich in eine Festung führen wolle, einflößte. Da ich nicht Zeit hatte, nach einem Wagen zu schicken, nahm ich den ersten, den mir ein Nachbar, Herr Parandier, zu leihen die Güte hatte, an. Es war eine Art kleiner, offener Kalesche zu vier Plätzen; Fräulein Bocquet begleitete mich bis zur ersten Poststation, um zu sehen, welchen Weg man mich würde einschlagen lassen, denn hätte man mich nach Landau geführt, so wollte sie durch ihre Freunde sogleich alle mögliche Mittel anwenden, um mich zu befreien; ihr Neffe aber sollte mich bis Hamburg begleiten.

Bei unserer Abfahrt vom Hause war die Straße mit Menschen angefüllt, um die unglückliche Ausgewanderte, welche auf Befehl der Regierung fortgebracht wurde, zu sehen. Ich hatte den Trost, von dieser ganzen Menge die Zeichen der lebhaftesten Theilnahme zu empfangen. Auf der ersten Station trennte ich mich, nicht ohne heftige Rührung, von Fräulein Bocquet; ihr Neffe setzte die Reise mit mir fort. Mein Polizeidiener war ein sehr guter Mensch; er hatte Befehl, seine Beköstigung zu bezahlen — ich litt

es nicht, sondern ließ ihn immer mit mir essen und er fand, daß ich sehr gnädig sey. Er ward mir recht gewogen und versicherte: er wisse nicht, warum man mich fortschicke, aber um meiner Bosheit willen könne es nicht seyn. Seinem Befehl nach mußten wir, ohne anzuhalten — die Mahlzeiten ausgenommen — bis an die Grenze gehen. Wir mußten eine Nacht unterwegs bleiben, es war Spätherbst, kalt, der Wagen, wie ich oben gesagt habe, unbedeckt; zum Glück hatte man mir bei meiner Abreise einen dicken Mannsmantel und einen Regenschirm geliehen; es regnete die Nacht durch heftig, mein Schirm hätte mich schützen können, allein die Büsche, welche längs dem Wege standen, verhinderten mich, ihn zu brauchen und schüttelten, indem der Wagen sie streifte, den Regen auf uns herab. Ich ward von Nässe und Kälte so durchdrungen, daß ich von meinem Wächter die Erlaubniß erhielt, mitten im Walde bei der Hütte eines Holzwächters, vor welcher wir eben vorbeifuhren, absteigen zu dürfen. Es war ein kleiner Ofen in diesem Schoppen, der ungeheuer nach Tabacksbrauch stank, aber er war warm, ich fand ihn vortreflich, konnte mich trocknen, und genoß, auf die dringenden Vorstellungen meines Polizeibedienten, einige Tropfen Brantwein, die mich völlig durchwärmten. Wir setzten unsere Reise fort und erreichten den folgenden Morgen die Grenze. Der Polizeidiener war mir so gewogen worden, daß er mich durchaus bis Hamburg begleiten wollte; ich dankte ihm für diesen verbindlichen Antrag, den ich, wie man sich wohl denken kann, nicht annahm. Er hatte mich schon früher benachrichtigt, daß ich an der

Grenze eine Erklärung: nie wieder nach Preußen zurückzukehren, ausstellen müsse. Ich sagte ihm jetzt, daß ich kein Deutsch schreiben könne, es also in französischer Sprache thun werde, die er nicht verstand; dem zu Folge schrieb ich statt der Erklärung, die er forderte, folgende Zeilen:

Malgré mon gout pour les voyages,
Je promets avec grand plaisir,
D'éviter, et même de fuir
Le royaume dont les usages
N'invitent pas de revenir.

(Wörtlich: So sehr ich das Reisen liebe, verspreche ich doch mit vielem Vergnügen, einen Staat nicht wieder zu betreten, dessen Gebräuche keineswegs zur Wiederkehr einladen).

Mein Polizeidiener hielt diese Verse sehr treuherzig für die von mir geforderte Erklärung und brachte das Papier seinem Minister, der sehr darüber lachte und sie andern sehen ließ; sie wurden so bekannt, daß sie sogar in manchen Zeitungen aufgenommen wurden. Fräulein Bocquet's Nefse blieb zwei Tage bei mir in Hamburg; ich gab ihm einen Brief von acht Seiten an seine Tante mit, in welchem ich ihr — was die Wahrheit war — meldete, daß man mich, unerachtet meines traurigen Abentheuers in Berlin, in Hamburg mit offenen Armen aufgenommen habe. Ich nahm Wohnung und Kost bei einer Wittwe, wo ich, weil ich mir nicht Zeit nahm zu handeln, theuer bezahlte. Nach drei Wochen schickte mir Fräulein Bocquet mit dem Postwagen alle mein zurückgelassenes Gepäck; sie hatte es ihrer Nichte, Jenny Riquet, anvertraut, einem

Mädchen von sechzehn Jahren, welche sie mir auf eine mir beliebige Zeit als Gesellschafts-Fräulein zuschickte, unter der einzigen Bedingung, nie von Religion mit ihr zu sprechen. — Das junge Mädchen war aber eine Protestantin. — Ich legte dieses Versprechen ab und habe es getreulich gehalten. Jenny hatte eine angenehme Gestalt, eine blendende Hautfarbe, einen schönen Wuchs, alle Unschuld ihres Alters, Sanftheit, natürlichen Verstand und die gefühlvollste Seele. Sie zog mich vom ersten Augenblick durch den für mich unwiderstehlichen Zauber einer wunderlieblichen Stimme an — ein so seltener, besonders in ihrer Nation sehr seltener Vorzug! in ihrem Munde klang das Deutsche harmonisch. Sie sprach und schrieb ziemlich gut Französisch; ihr Vater war ein Kaufmann in Magdeburg; sie ward bis zum sechzehnten Jahre im Ueberfluß erzogen, und sah sich nun völlig verarmt.

Meine Nichte Henriette sah ich mit dem größten Vergnügen wieder; sie genoß durch ihres Mannes Ansehn der angenehmsten Lage und war die liebenswürdigste Hausfrau von der Welt. Niemals hat man mehr Höflichkeit, mehr Anstand, ein edleres Betragen vereinigt. Sie war wohlthätig ohne Prunk und gegen die Ausgewanderten so verbindlich als möglich. Nachdem ich sie auf das Sorgfältigste erzogen, fuhr sie aus eignem Antriebe fort, an ihrer Ausbildung zu arbeiten. Sie schrieb meine Aufsätze ab und bat mich, den Strich zum Durchstreichen über das Wort zu setzen, damit sie dasselbe lesen und mich um die Gründe des Streichens befragen könnte. — Man glaubt nicht, wie sehr dieses den Styl bildet. Während
ich

ich in Berlin und in Brevet war, schrieb sie mir regelmäßig auf großen gebrochenen Bogen, auf die ich meine Antworten zur Seite setzte, darin ihre Briefe corrigirte und kritisirte, und sie dann ihr zuschickte. Bei diesem allen war es ihre Bescheidenheit, die am meisten Bewunderung verdiente, denn sie glaubte nie genug Fortschritte gemacht zu haben, da sie doch wegen ihres Geists und ihrer Bildung allgemeinen Beifall erhielt. Bei meiner damaligen Reise (?) machte sie mir drei sehr angenehme Geschenke: eine Reiseapotheke in einem Mahagony-Kästchen, die ich späterhin Fräulein Bocquet gegeben habe; einen englischen Farbekasten, und ein englisches Schreibzeug, welches lauter Werkzeuge von der allervollendetsten Arbeit enthielt. Diese habe ich nach und nach verschenkt, aber das Schreibzeug besitze ich noch, und aus ihm habe ich fast alle Werke, die ich seitdem verfaßte, geschrieben.

Ich machte in Hamburg die Bekanntschaft einer allerliebsten jungen Dame, der Gräfinn Cordelie Wedercop. Sie war hübsch (jolie), voller Talente, Grazie und Schönheit (beauté). Da es meine Absicht war, mich in Holstein in einer Bauernhütte niederzulassen, übernahm sie, mir eine solche in der Nachbarschaft ihres Schlosses zu suchen; sie verließ Hamburg vor mir und schrieb mir nach wenigen Tagen, daß sie meinen Bedarf aufs Beste zu befriedigen gefunden hätte. Ich hatte nun fast gar kein Geld mehr, die vœux téméraires waren bei weitem noch nicht vollendet, also konnte ich auch von dieser Seite mir keine Mittel verschaffen, denn mein Berliner Handel war durch meine Abreise rückgängig geworden. In dieser Ver-

legenheit verfiel ich auf den Ausweg, Henrietten meine Handschrift der gewagten Gelübde zu verkaufen. In Berlin wollte man mir dreihundert Livres *) dafür geben, von ihr forderte ich nur hundert, von denen sie mir fürs erste nur fünfzig auszahlen und die andere Hälfte dann geben sollte, wenn ich ihr den Schluß des Romans übergeben würde, diesen solle sie dann auf ihre Kosten und zu ihrem Vortheil drucken lassen. Sie hielt diesen Handel für ungeheuer nachtheilig für mich und wollte mir durchaus mehr geben; allein ich bestand auf meinen Bedingungen. Bei diesem Aufenthalt in Hamburg sah ich Pamela und ihren Mann, die ausdrücklich, um mich zu besuchen, dahin kamen. Ich bemerkte, daß Lord Fitzgerald sehr übertriebene Ansichten über politische Freiheit und seine Regierung hatte. Der Verdacht, daß er sich in üble Händel einlasse, stieg bei mir auf, und ich bat Pamela, ihren ganzen Einfluß bei ihm anzuwenden, um ihn daran zu verhindern. Sie sagte mir, daß sie sich aus zwei Gründen das Gesetz aufgelegt habe, nie mit ihm von öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen; einmal, weil sie in dieser Hinsicht gar keinen Einfluß auf ihn haben würde, und zum andern, da

*) Livres steht in dem franz. Original, allein es muß wohl ein Druckfehler seyn, da diese Summe gegen das Honorar, welches Frau von Genlis für ihre anderen Werke erhalten zu haben versichert, zu sehr absicht, und sie mit fünfzig Livres, welche sie sich von ihrer Nichte geben lassen will (ungefähr sechs und zwanzig Gulden), gewiß nicht Hamburg verlassen zu können geglaubt hätte. Wahrscheinlich muß man statt Livres Louis lesen.

mit sie, wenn die Sachen fehlschlügen und man sie gerichtlich vernähme, auf das Evangelium schwören könne, daß sie nichts davon wisse — und so der fürchterlichen Wahl zu entgehen, falsch zu schwören, oder gegen ihn zeugen zu müssen. Ich bewunderte diese Gattinn, die wirklich über ihr Alter und ihre Erfahrung erhaben war. Diese Zusammenkunft erhöhte — wenn das möglich war — meine Zärtlichkeit für sie. In allem Glanz der Jugend und der entzückendsten Schönheit, hatte sie sich bisher musterhaft betragen; sie war seit vier Jahren verheirathet, von ihrer Familie und ihrem Gatten angebetet, einer seiner Oheime hatte ihr sogar ein artiges Landhaus als persönliches Eigenthum geschenkt. Sie hatte einen Sohn, den sie gestillt hatte, und kam im achten Monat einer zweiten Schwangerschaft nach Hamburg, wo sie eine Tochter gebar, die sie gleichfalls selbst nährte. Um dieser Ursache willen verlängerte ich meinen Aufenthalt in Hamburg um sechs Wochen, denn sie hatte mir doch gewiß den größten Beweis ihrer Anhänglichkeit gegeben, indem sie, in ihrem damaligen Zustande, die Reise zu mir unternahm. Ich fand sie reizender als jemals, so daß ich mich mit dem lebhaftesten Schmerz von ihr trennte, um so mehr, da ich voraus sah, daß sich ihr Mann in gefährliche Unternehmungen einzulassen gesonnen war.

Herr von Valence war so gütig, mich nach Holstein zu bringen. Wir begaben uns nach Dolrott, dem Schlosse der Gräfinn von Wedercop, wo er drei Tage, ich aber fünf Wochen verweilte, die mir auf die angenehmste Weise verstrichen. Frau von Wedercop war in jeder Rücksicht als

lerliebft und hatte für mich die Sorgfalt einer zärtlichen Tochter. Folgendes mag es beweifen: Ich war bei meiner Ankunft auf dem Schlosse über das mir angewiefene Zimmer erftaunt. Es war ausgezeichnet vornehm und prächtig und enthielt einen Puztisch mit filbernen Geräthfchaften von ausgefuchter Pracht. Den folgenden Tag entdeckte ich, daß Frau von Wedercop es für nothwendig gehalten hatte, mir ihr eigenes Zimmer zu geben. Man kann leicht denken, daß ich es nicht behielt, allein es kostete mich einen wirklichen Streit, bis ich sie vermochte, es wieder zu beziehen. Man muß den Verlust des Vermögens, des Ranges, des Vaterlandes, und die ganze Vereinzelung, welche Ausgewanderte trifft, erfahren haben, um so eine Behandlung schätzen zu können. Herr von Wedercop *), der noch in den besten Jahren war, hatte Verstand, Liebenswürdigkeit, Kenntnisse und war ein vortrefflicher Gesellschafter. Ungeachtet sie Protestanten waren, hatten sie einen guten ausgewanderten Priester, den Abbé Marié, bei sich aufgenommen, einen Mann von ausgezeichnetem Verdienst. Ich sah in diesem Schlosse die angesehensten Personen der Nachbarschaft, die eine vor-

*) Dieser Mann hatte eine sehr merkwürdige Eigenheit: bei meiner Ankunft in Dolrott war ich erftaunt, in dessen Gärten und in den schönen Vasen des Salons, nirgends eine Blume zu erblicken, und erfuhr zu meinem Erstaunen, daß Herr von Wedercop eine angeborne Antipathie gegen sie habe. Er erinnerte mich damit an den Prinzen von Condé, der von einer eben solchen Abneigung gegen Früchte beherrscht wurde.

treffliche Gesellschaft bildeten. Das Schloß war schön, zierlich eingerichtet, wir machten viel Musik, ich spielte fast täglich Harfe im Salon, und dichtete mehrere Romane, die ich seitdem im Druck heraus gab, sie auch in Musik setzte; allein ich habe diese Noten verloren. Auch folgende Verse auf eine Arabeske, unter welcher Frau von Wedercop's Name, Cordelie, dargestellt werden sollte, machte ich daselbst:

Quoi! pour le nom de Cordélie,
Quel est l'artiste sans génie,
Qui ne présente à nos regards
Que les seuls attributs de l'amour et des arts?
Quelle imparfaite allégorie! . . .
De ce reproche mérité
Qui mieux que moi sent la justice?
Mais que vouloit-on que je fisse,
Puisque l'on n'a pas inventé
Des symboles pour la beauté,
Pour la vertu, la modestie,
La raison à la grâce unie,
L'esprit à la simplicité?
Sans doute mon âme attendrie
Eut tenté de tracer tant de charmes divers,
Si le doux nom de Cordélie
Né les exprimoit pas avec plus d'énergie
Que ma peinture et que mes vers.

Während ich mich in Dolrott befand, feierte Frau von Wedercop die Hochzeit einer ihrer Cousinen, welche uns acht Tage lang Bälle und Feste — die Jenny ganz besonders erfreuten — zu Wege brachten. Endlich führte mich Frau von Wedercop in ein, zwei kleine Stunden ent-

ferntes, in Brevel *) gelegenes, Bauernhaus. Dieses war eine wahre Romanenhütte und deren Bewohner wahre Jöyllen-Schäfer. Das Haus hatte zwar ein Strohdach, aber das Innere war allerliebft! — Auch hatte Frau von Wederkop die Güte gehabt, es mit aller möglichen Sorgfalt einzurichten. Meine Wohnung enthielt zwei Schlafzimmer und einen kleinen Salon mit einem Ofen, dann einen großen Eßsaal, der mir in Gemeinschaft mit dem Hausherrn diente, wodurch mir aber, da unsere Speisezeit ganz verschieden war, gar keine Unbequemlichkeit gemacht wurde. In allen Hütten **) dieser Gegend findet sich immer ein Gemach, das man an Fremde vermiethet, bis der Hausvater sich alt und müde fühlt, worauf er die Wirthschaft seinen Kindern abgibt, und sich ein gewisses jährliches Einkommen vorbehaltend, diese Wohnung selbst bezieht und sich zur Ruhe setzt ***). Er

*) Der Uebersetzer hat über die Lage dieses Brevel und Dolrott auf seinen Karten und der ihm zu Gebot stehenden Geographien keine Hinweisung finden können.

Anm. d. Uebers.

**) Frau von Genlis braucht das Wort: Chaumière, welches von Chaume, Stroh, abgeleitet, hier wohl nur die Gattung der Dachbedeckung andeuten soll; denn der Beschreibung nach war es eines reichen Bauern oder Pächters Haus, auf welches wir unsern Ausdruck: Hütte, Strohhütte, nicht mehr anwenden, und bezeichnet nur die landesübliche Bauart.

Anm. d. Uebers.

***) Diese Sitte besteht in vielen Gegenden Deutschlands in verschiedener Gestalt und unter verschiedenen Namen. In

übergiebt dann den ganzen Pacht Hof seinem Erben, der, bis das Alter auch ihn ereilt, denselben anbaut. Als ich in diesem Pacht Hofe einzog, war dessen Besitzer, Herr Peter son, noch in aller Kraft der Jahre, er hatte über zweimal hunderttausend Franken im Vermögen; seine Familie bestand in seiner Frau, seiner neunzehnjährigen Tochter, Namens Lene — die schönste Schäferinn, die ich jemals gesehen! — und seinem zwei und zwanzigjährigem Sohne,

Donauschwaben heißt so eine Wohnung ein Pfründhäusle und ist oft eine winzig kleine, angebaute Hütte. Ueberlebt der Pfründvater die duldbende Liebe, welche das Alter bedarf, in seinen Kindern, so geräth sein Pfründhäusle oft noch bei seinen Lebzeiten in einen Verfall, der herzzersehneidend an Lear's Schicksal erinnert. Man hat darüber eine Anekdote, die ihre fürchterliche Wahrheit in sich führt: Auf einem Bauernhofe befand sich ein solcher Pfründvater, der länger gelebt hatte, als die duldbende Liebe seines Sohnes für die Schwächen des Alters. Dieses Sohnes Sohn, ein kleiner Knabe, führte im Hofe, mit Steinchen und Lehm spielend, einen Bau auf. Der Vater kam von der Arbeit, sah den Kinde zu und ließ sich seinen Bauplan erklären: „Das ist die Scheune; das die Wohnstube u. s. w.“ Den Vater freute das. „Nun, fragte er, auf einen unförmlichen Klumpen am Ende des Baues zeigend, und das ist das Hundehaus?“ — Der Knabe sah ihn sorglos an und sagte: „Nein, Vater, dahin kommst du, wenn du so alt bist, wie der Großvater.“ — — Man sagt, des Pfründvaters letzte Tage seyen nun tröstlicher geworden — und wir wollen es zu Ehren der Menschheit hoffen.

Num. d. Uebers.

einem wahren Arkadier! — Dieser spielte die Flöte sehr gut, machte artige deutsche Verse, und war schön wie ein Engel. Außerdem war noch ein Pferdeknecht auf dem Pachtthof, und zwei Stallmägde, um die zahlreiche Kuhherde zu pflegen. Herr Peterson und sein Sohn besorgten Garten- und Ackerbau, seine Frau und Lene Küche und Haushalt, ja die schöne Lene ließ sich herab, täglich eine Stunde, doch nur in dem Garten, zu graben, und das auf eine sehr sinnreiche, wie man mir sagte, von den jungen Mädchen der Pachtthöfe, die man mit schwerer Arbeit verschont, erfundene Art. Lene grub sitzend mit einem ziemlich breiten Grabeschit, das aber fast gar keinen Sriel hatte. Auf diese Weise brachte sie ohne Mühe und sehr schnell viel Arbeit zu Stande. Es machte mir gar viel Freude, ihren Bruder, auf seinem Stuhlwagen stehend, ins Feld fahren zu sehen; er sah so edel, so griechisch aus, daß er das Bild eines Apollo zu verwirklichen schien. Ja, alle die Bauern dieser Gegend sind Schäfer der zierlichsten Eklogen.

Lena und ihre Mutter hatten außer den Hausarbeiten noch eine Menge Geschäfte: alle Talglichter für den Haushalt und alles Tuch für den Mann und den Sohn wurden von ihnen gefertigt. Bei Hauswäschen nahmen sie Tagelöhnerinnen, allein das Buttern übernahmen sie allezeit selbst, und der Verkauf dieses Erzeugnisses war von Wichtigkeit für sie. Die Butter wird hier nicht auf unsere Weise (in Burgund?) gemacht; vermöge einer eigenen Maschine fertigt man ohne Mühe eine unermessliche Menge derselben. Dieses ist so wenig beschwerlich, daß

Jenny und ich uns alle Abende damit die Zeit vertrieben *).

Ich lernte in Brevel einen sonderbaren Aberglauben kennen, den ich sonst nirgends antraf. Eines Abends ward ich auf dem First unseres Strohdaches ein Vogelneft gewahr, dessen Gestalt und Größe mir auffiel. Man sagte mir: es sey ein Storchenneft **); da ich Lust hatte, dasselbe abzuzeichnen, bat ich Herrn Peterson, es mir zu geben; er war aber sehr befremdet über diese Zumuthung, und versicherte, diese Nester würden dergestalt in Ehren gehalten, daß die Bauern im Dorfe über dessen Zerstörung aufgebracht werden könnten; nach ihren Begriffen gereiche

*) Diese trivialen Bemerkungen haben einen sehr ernsten Bezug auf den Stand und die Lebensweise der Vornehmen, zu denen Frau von Genlis gehört. Wir erkennen die Scheidewand zwischen ihrem Daseyn und dem Treiben der nützlichern Menschen um sie her. Sie hatte ihre Kindheit auf dem Lande verlebt, hatte jährlich mehrere Monate auf dem Lande zugebracht, und findet dennoch für das Landleben, was sie nun unter veränderten Umständen in Holstein kennen lernt, keine Vergleichspunkte in ihrer Erinnerung.

Anm. d. Uebers.

**) Ist das nicht merkwürdig, daß Frau von Genlis, die so viele Landschaftsgemälde gesehen und Dichter gelesen hatte, so viel in England, der Schweiz und Deutschland gereist war, das Storchenneft nicht erkannte? noch kein Storchenneft bemerkt hatte? Sie weiß die Mythe der Störche nach den alten griechischen Sagen, aber den Vogel und dessen Nest, die sich ihr von Kindheit an darstellen mußten, kannte sie nicht.

Anm. d. Uebers.

ein solches Nest dem Hause, wo es angebaut würde, zum Segen *). Da sehen wir noch eine griechische Sitte. Die Griechen hatten eine eben so große Verehrung für diesen Vogel, die sie auf den erhabenen Instinkt desselben gründeten, dem zu Folge er seinen Vater und seine Mutter, wenn sie alt werden, zum Fliegen zu schwach und an Federn kahl sind, in ihr Nest trägt, sich selbst Federn ausrupft, um sie zu bedecken, und sie mit Nahrung versorgt. Die Störche vereinen damit höchst rührend den doppelten Instinkt der elterlichen und kindlichen Liebe. Auf diese, wie man sagt, sehr erwiesene Thatsachen soll sich das in ihrem Gesetzbuch befindliche Gebot, welches sie das Storchengesetz nannten, gegründet haben; dieses befahl den Kindern, ihre veralterte und verarmte Eltern zu nähren und zu pflegen. Bei den Christen würde nie ein solches Gesetz verfaßt worden seyn; die Natur, auf alles was das Evangelium Keines hat, gestützt, macht es unnöthig.

Holstein gehört zu Dänemark, und unter dieser gänzlich despotischen Regierung befinden sich die glücklichsten Bauern von der Welt; sie hatten auf ihrem Boden das

*) Diese Ehrerbietung für die Störche, welche vermöge eines moralischen Gefühls sich auf einen einzig maschinenmäßigen Instinkt gründet, ist in Europa allgemein. Dieser Vogel ist in Spanien, den Niederlanden, in Holland und Deutschland gleich verehrt. In Frankreich legte man ehemals ein altes Rad auf den Dachfirst, um ihn zum Umbau seines Nestes zu locken; noch jetzt ist dieser Gebrauch an einigen Orten vorhanden. In Holland setzt man zu eben diesem Endzweck Kasten auf das Dach.

Jagdrecht, und Herr Peterson fütterte die besten rothen Rebhühner, die ich jemals gegessen habe *). Diese Bauern sind sehr angesehen; ihre schönen Hütten sind für den umwohnenden Adel oft ein Ziel ihrer Spazierfahrten. Der Wächter bedient sie dann mit Thee, den er mit ihnen trinkt und in schönem Silberzeug und ächten Porzellan aufträgt. Ich zahlte für Wohnung und Heizung monatlich drei Friedrichsd'or. Herr Peterson baute in seinem Garten einen laubumwölbten Sitz, den er nach meinem Namen benannte; er hatte zwei wohlangeschirrte Wagenpferde, die er ebenfalls meine Pferde nannte, weil er sie mir unaufhörlich zu meinen Lustfahrten lieh. Lene, die mich bediente, war voller Aufmerksamkeit. Sie lehrte mich Spizzen klöppeln, ich sie und Jenny dagegen künstliche Blumen verfertigen. Wenn ich Material zu meinen kleinen Arbeiten brauchte, schrieb ich nach Hamburg an Henriette, die sie mir sogleich, und mit irgend einer Mäscherei, Eingemachten und Zuckerwerk begleitet, schickte. Der nächste Winter war sehr hart; Henriette war deshalb um mich besorgt und schickte mir einen so dick gefütterten, wattirten Ueberrock, daß man, in ihn gehüllt, alle Kälte tragen

*) Sollten einem unserer Leser diese Rebhühner die Wohlthätigkeit des Despotismus nicht hinlänglich beweisen, so nehme er den Artikel Holstein in unserm wackern Büsching (Erdbeschreibung) zur Hand, wo er sich über das Verhältniß der verschiedenen Arten von Unterthänigkeit der Landleute in Dänemark unterrichten kann. Büsching, dessen Gründlichkeit wir noch ehren, beschrieb die Verhältnisse, wie Frau von Genlis sie noch antraf.

konnte. Fräulein Bocquet, die sich mit eben dieser Besorgniß beschäftigt hatte, schickte mir ihrerseits vier Paar Strümpfe, wie ich deren nie wieder sah: von außen ganz fein und von innen sehr haarig — es gab nichts leichteres, angenehmeres, wärmeres auf der Welt. Frau von Werderep sendete mir Backwerk, Syrope und Wein für Jenny, welche gesagt hatte, daß sie das bloße Wasser nicht liebe. Ich erwähne aller dieser Dinge, weil man sich denken kann, wie angenehm sie in meiner damaligen Lage waren. Ich kann ihrer nur als wahrer Wohlthaten gedenken.

Weil ich von Geschenken spreche, muß ich deren noch eines, das mir auf eine höchst anmuthige Art gemacht wurde, gedenken. Bei meinem letzten Aufenthalt in Hamburg sah ich Herrn von Talleyrand-Perigord, der von Amerika zurückkommend, nach Paris ging, wieder. Ich hatte ihn in London sehr genau gekannt; er war im Anfange der Schreckenszeit dahin gekommen, um sich — da er an keinem der damaligen Verbrechen Theil nehmen wollte — der Verfolgung zu entziehen. Wir erinnerten uns mit vielem Vergnügen der in London mit Mademoiselle und meiner Nichte, ohne je andere Personen zuzulassen, zugebrachten Abende. Nie hörte ich von den in Frankreich statt findenden Ausschweifungen mit kräftigerem Unwillen sprechen, als von ihm; von ihm erfuhr ich auch das tragische Ende der tugendhaften Madame Duchâtelet, und den Heldenmuth, welchen die Herzoginn von Gramont damals, um sie zu retten, bewies. Diese traurigen Erzählungen wurden oft von angenehmen Gesprächen, denen Herrn von Talleyrands Geist allen Reiz verlieh, unter-

brochen. Gewöhnlich war er bei unsern kleinen Abendmahlzeiten gegenwärtig, deren achtungswerthe Einfachheit er mit liebenswürdigem Spotte erhob. Eines Abends gab ich ein sehr ansehnliches Souper, dem alle unsere Freunde beiwohnten. Als Herr von Talleyrand dieses prächtige Fest erblickte, sagte er mir ins Ohr: „Ich verspreche Ihnen, daß ich gar nicht erstaunt ausseh'n will.“ — Nie ist ein Mensch liebenswürdiger gewesen, als er es bei diesem Souper war. Er hatte mir mehrmals von Amerika geschrieben und mich immer ermahnt, mich in meinen Antworten vieler Eigennamen zu bedienen (?). Wir waren entzückt uns wieder zu sehen; ich fragte ihn: ob er an den Geschäften Theil nehmen würde? er antwortete mir: er sey sie auf Lebenszeit satt, und nichts in der Welt könne ihn vermdgen, sich wieder damit zu befassen. Ich bin gewiß, daß er es damals aufrichtig meinte; allein die Ehrgeizigen sind die Menschen, die sich am allerwenigsten selbst kennen; sie gleichen den Verliebten, welche ihre Unzufriedenheit und ihren Verdruß immer für Lossagung und Vernunft ansehen. Einige Tage vor seiner Abreise bot sich Herr von Talleyrand zu Aufträgen nach Paris an, und ich bat ihn, mir ein Buch: „La Sagesse de Charron“ *) (Charrons Weisheit) von daher zu senden. Den Tag darauf erhielt ich ein allerliebstes Billet von ihm, nebst dem von mir ge-

*) Charron war Priester und Doktor der Theologie, ein Zeitgenosse und Freund Michel Montaignes.

wünschten Buch, schön eingebunden, eine herrliche Elzevirische Ausgabe! — Es traf sich, daß Herr von Tallestrand, als er seine schöne Bibliothek in London verkaufte, gerade dieses Buch, was er, da es ihm sehr werth war, stets bei sich trug, zurückbehalten hatte. Ich war für das Opfer, welches er mir brachte, sehr dankbar. — Doch das war nicht die erste Freundschaftsprobe, die ich von ihm erhielt; denn im Anfang der Auswanderung, als er in London erfuhr, daß ich mich in einem Kloster zu Bremgarten befinde, schrieb er mir und bot mir zwölftausend Franken an; ich lehnte dieses großmüthige Anerbieten ab, werde es aber niemals vergessen.

Doch kehren wir in meine Hütte zu Brevel zurück. Täglich ward ich mit meinem Pächter, dessen Aufmerksamkeit für mich nie müde ward, zufriedener. Es hätte von mir abgehangen, beständig im Schlosse zu Dollrott zu seyn, allein ich zog meine Einsamkeit, der nichts mich entreißen konnte, vor. Herr und Frau von Wedercop besuchten mich jede Woche, und nachdem wir eine Weile geschwätzt hatten, gab ich ihnen Unterricht in der englischen Sprache. Ich lehrte sie genug, um ohne Anstoß die englischen Zeitungen zu lesen, womit ihre Absicht völlig erreicht wurde. Frau von Wedercop holte mich fünf oder sechsmal in ihrem Wagen ab, um mir die Gegenden von Brevel zu zeigen; sie bieten sehr schöne Punkte dar, unter andern Payeroc (?), von welchem in meinen Märchen von Malencontreux (der Unglücksvogel) die Rede ist. Dort war es, wo ich Rosen sah, die auf einen Apfelbaum geimpft waren, der nun Äpfel und Rosen zugleich trug.

Wir besuchten auch verschiedene umliegende Schlösser, in deren einem eine verwittwete Dame wohnte, die vor fünfzehn Jahren in der Abwesenheit ihres Gatten eine an ihn gerichtete Ausforderung zum Zweikampfe erhielt, männliche Kleidung anlegte, sich an den verabredeten Ort verfügte, sich für den Bruder ihres Mannes ausgab, mit seinem Gegner, der sie nicht kannte, sich auf Pistolen schoß und ihn erlegte. Das Betragen dieser Frau war sehr sanft und unbefangen. In eben dieser Provinz von Holstein ist eine Gegend, das obere Marschland genannt, wo die Bauern so reich sind, daß sie alle Juwelen besitzen, diamantene Eheringe und ganz goldene Gefäße in ihren Schränken haben. Schleswig, wohin mich Frau von Wedercop verschiedene Male führte, war nur fünf Stunden entfernt. Dort hatte der Prinz von Hessen, ein Schwager des Königs von Dänemark, als Vicekönig seinen Sitz. Er war damals ein Mann von einigen vierzig Jahren, wohlthätig, liebenswürdig und unterrichtet. Er wollte mich sehen, ich speiste an seinem Hofe, er hatte unaussprechlich viele Güte für mich. Sein Bibliothekar erhielt Befehl von ihm, mir alle französischen und englischen Bücher seiner schönen Bibliothek zu leihen, und er schickte mir alle englische Zeitungen; ließ mir auch herrliche Herbarien und allerliebste gemalte Blumen zum Nachzeichnen, er schickte mir unaufhörlich Drangen und vortreffliche Weine, mit denen ich Geschenke machte. Seine Kinder waren auf das vollkommenste erzogen; die eine seiner Töchter hat den jetzt regierenden König von Dänemark geheiratet. Ich hätte viele Besuche in meiner Hütte empfangen

können, aber außer Frau von Wedercop und zwei oder drei Personen, die sie im Vorbeigehen zu mir brachte, lehnte ich sie alle ab. Ich bin nie so fleißig gewesen, als in diesen achtzehn Monaten; es fehlte mir nichts in diesem Wohnorte, als die Nähe einer katholischen Kirche; die nächste war in Schleswig, also fünf Stunden entfernt, und da ich keine andere Pferde hatte, als die mir mein Pächter lieh, konnte ich alle Monate höchstens nur zweimal dem Gottesdienst beiwohnen. Jenny begleitete mich immer dahin; meinem Versprechen getreu hatte ich nie mit ihr von Religion gesprochen, und ließ sie allezeit ihre Kirche in Brevel jeden Sonntag mit der Pächterfamilie besuchen. Nach Verfluß von sechs Monaten nahm ich wahr, daß sie weniger oft dahin ging, sie befragte mich häufig über die katholische Lehre, worauf ich ihr sehr wortarmen Bescheid gab. Ich führte seit fünfzehn Jahren beständig Sacy's kleine Bibel *) mit mir, seit ich das Palais Royal verließ, war sie meine Begleiterinn. Jenny war sehr erstaunt, mich täglich in ihr lesen zu sehen, und sagte mir, die Protestanten wären der Meinung, daß uns das Lesen der heiligen Schrift verboten und nur den Priestern,

*) Le Maître de Sacy war unter Ludwig XV. Priester und Jansenist, 1666 ward er bei den damaligen Priestergezänken in die Bastille gesetzt, wo er zwei Jahre blieb. Nebst politisch-allegorischen Figures de la Bible, worin er den damaligen Regenten scharfe Dinge in frommier Demuth sagte, übersezte er in dieser Haft die Bibel, von der hier Frau von Genlis spricht. Als er nach seiner Befreiung dem Könige vorgestellt ward,

stern erlaubt sey. Aus ihren Fragen vernahm ich, daß die Protestanten vielerlei über uns Katholiken lügen. Diese Entdeckung machte einen tiefen Eindruck auf das junge Mädchen. Der Sohn meines Pächters verliebte sich leidenschaftlich in diese meine junge Gesellschafterinn, sehr gegen meinen Rath schlug sie aber seine Hand aus. Er tröstete sich darüber, indem er Tausende von Gedichten auf sie machte.

Ich machte in dieser Zeit ein literarisches Kunststück, das mich sehr ermüdete: früh arbeitete ich an den Kleinen Ausgewanderten, die ich in Brevet anfang und beendete, und Abends an den gewagten Gelübden, die ich ebenfalls daselbst vollendete. Um Verse zu machen setzte ich mich nie an den Schreibtisch, ich dichtete sie beim Spazierengehn, oder wenn ich ohne zu schlafen zu Bette lag; dann sagte ich sie Jenny früh vor meinem Aufstehn in die Feder. Als die gewagten Gelübde vollendet waren, sagte mir Jenny eines Abends, daß sie mir eine Bitte vorzulegen habe, deren Erfüllung ganz von mir abhängen und für sie von unendlichem Werthe sey. Ich bat sie, sich zu erklären; sie zögerte lange, endlich fiel sie mir zu Füßen und beschwor mich, in Thränen zerfließend, ich möge die Entwicklung meiner gewagten Gelübde an-

ward, erbat er sich — man mußte ihm also eine solche Bitte erlaubt haben — als einzige Gnade: daß der König jährlich eine Untersuchung des Zustandes der Gefangenen in der Bastille möge anstellen lassen. Es scheint, Sacy habe beim Uebersetzen der Bibel die Lehren des Evangeliums gelernt — das ist mehr, als viele Leser derselben thun.

Anm. d. Uebersf.

dem, und Constance nicht sterben lassen *). Sonderbar war es, daß sie, anstatt mein Lachen zu erregen, mich rührte, und ich, nachdem ich ihr die Sache von allen Seiten vorgestellt hatte, doch endlich ihren Bitten nachgab und recht aufrichtig versprach, Constance von den Todten auferstehen zu lassen. Wirklich arbeitete ich noch an demselben Abend daran, diese Entwicklung zu ändern, konnte aber durchaus nicht damit zu Stande kommen. Den nächsten Tag kündigte ich Jenny dieses an, zeigte ihr meine Arbeit, setzte ihr zwei Stunden lang alle die Gründe für Constances Tod auseinander und bewies ihr dadurch, wie sie,

*) Ein, zur Zeit seiner Erscheinung sehr beliebter, Roman von der verdienten, von unserer jungen Welt nicht mehr gekannten Laroche verdankt seine Entwicklung ebenfalls einem fremden Einfluß — allein dieser obfielte wirklich und kostete Miß Lony — so hieß dieser Roman und dessen Heldinn — das Leben. Uebersetzer dieses hörte Frau von Laroche erzählen, daß es ihre Absicht gewesen sey, ihre Heldinn von der Auszehrung genesen zu lassen und mit ihrem, sehr abgeschmackten Liebhaber zu vereinigen; einer ihrer Söhne aber sey aus Enthusiasmus für Miß Lony auf diesen albernen Lord so eifersüchtig gewesen, daß er erklärt habe: die zärtliche Miß viel lieber in den Armen des Todes, als in den seinen erblicken zu wollen — und Miß Lony starb. Offenbar erscheint Frau von Genlis hier als die einsichtigere Dichterin neben ihrer deutschen Schwester in Apollo — die wir ältern Leser rücksichtlich des Einflusses, den sie auf die Bildung des Herzens unserer Landsmänninnen haben konnte, doch gewiß nicht für jene vertauschen möchten.

Anm. d. Uebers.

blieb sie am Leben, die unglücklichste Creatur von der Welt werden mußte.

Der Verlauf der Zeit brachte mir aber so viele Sorgen und Unruhe, daß meine Gesundheit von deren Folgen angegriffen ward. Die Zeitungen unterrichteten mich, in welche Umtriebe Lord Fitzgerald sich in Irland eingelassen hatte, daß er verhaftet sey, und daß sich seine Gattinn unter diesen traurigen Umständen wie eine Heldinn betrage. Auch die Lage meines Bruders beunruhigte mich sehr; ich suchte mich durch unausgesetzte Arbeit zu zerstreuen, fuhr auch fort, wenn ich allein war, ganz laut zu sprechen, wobei ich diese Thorheit bis zu einem Grad von Täuschung, welche mir die Nerven angriff, erhöhete. Alle Abend, ehe ich Lichter anzünden ließ, schickte ich Jenny in ihr Zimmer, dann öffnete ich die Thür meines kleinen Salons, als ließ ich zwei oder drei Personen eintreten, welche, je nachdem es meine Einbildungskraft verlangte, bald meine Tochter, bald Mademoiselle, Pamela, meine Nichte, mein Bruder, mein Nefse, waren; oft auch eine eingebildete Freundin, deren Charakter ich seit funfzehn Jahren nach meinem Wohlgefallen ausgebildet hatte. Ich umarmte sie bei ihrem Eintritt, nahm sie bei der Hand, ließ sie um den Ofen sitzen, wohin ich Stühle gestellt hatte, und unterredete mich mit ihnen. Ich theilte ihnen meine Lage, meine Empfindungen, meine Besorgnisse, meine Pläne und Hoffnungen mit; sie antworteten mir oder erzählten mir noch viel erstaunlichere Begebenheiten als die meinigen, und die ihnen den glücklichen Zufall verschafft hatten, in der Nähe meines

Strohdaches einen Zufluchtsort zu finden. Ich ließ mich nie von mehr als zwei Personen besuchen, und oft nur von einer; oft weinte ich heftig bei diesen Unterredungen, die mir endlich durch die Gemüthsbewegung, in die sie mich versetzten, wirklich schädlich wurden. Gegen das Ende meines Aufenthalts in Brevé las ich in den öffentlichen Blättern, daß ein nach Copenhagen bestimmtes Schiff mit seiner sämtlichen Mannschaft zu Grunde gegangen sey, und bei dieser letzten haben sich zwei Franzosen, die nicht genannt wurden, befunden. Ich wußte, daß mein Bruder und mein Neffe sich in dieser Zeit nach Dänemark eingeschifft hatten, und zweifelte gar nicht daran, daß sie umgekommen wären. Dieser Gedanke überwältigte mich; nach einigen Tagen erfuhr ich zwar das Gegentheil, allein das Uebel war geschehen; meine Nervenleiden wurden so heftig, daß ich, einen Arzt zu Rath zu ziehen, nach Schleswig gehen mußte. Die Stütze, welche mir Frau von Wedercops Freundschaft hätte bieten können, gebrach mir jezo; sie war selbst in den größten Bekümmernissen; der gänzliche Bankerott ihres Mannes brach aus, ohne daß sie, die seine Angelegenheiten in der besten Ordnung glaubte, etwas davon hatte ahnen können. Ploßlich drang eine Bande Gerichtsdiener in ihr Schloß, bemächtigte sich alles Eigenthums und führte Herrn von Wedercop in Verhaft ab. Sie hatte eigenes Vermögen und verbürgte sich für ihren Gemahl; damit rettete sie ihn, befand sich aber in den verwickeltesten Geschäften, die sie unverzüglich eine lange Reise zu machen nöthigten. Ich sah sie nicht wieder! — Sie schrieb mir ein paarmal, und

ich erfuhr später, daß es dieser edlen, gefühlvollen Frau durch sehr empfindliche Opfer dennoch gelungen sey, ihres Mannes Schulden völlig zu tilgen. Nachdem sie einige Jahre darauf Wittwe geworden, verheirathete sie sich von neuem nach Stockholm, wo sie so glücklich lebt, wie sie es verdient.

Meine Nervenübel nahmen indeß täglich zu, sie wurden von einem Fehrfieber begleitet, und deshalb faßte ich den Entschluß, mich in einem Gasthof in Schleswig einzumiethen, um den Arzt des Prinzen von Hessen zu benutzen. Unglücklicherweise kam ich während eines, in dieser Gegend berühmten, Marktes dahin; ich konnte nur ein kleines, sehr unbequemes Zimmer finden, das von einem andern, worin ein junges Ehepaar wohnte, nur durch eine Brettwand getrennt war. Diese beiden Leute machten einen furchtbaren Lärm, kamen alle Abend erst um ein Uhr nach Hause und dann tobten sie so, daß man sich gar keine Vorstellung davon machen kann. Es war ganz vergeblich, daß man ihnen sagte, neben ihnen läge eine Sterbenskranke — das focht sie gar nicht an, aber mein Fieber und alle meine Uebel wurden täglich schlimmer dadurch. Herr Licht war von dieser nachtheiligen Wirkung so überzeugt, daß er mich auf meiner Matratze in ein, indessen leer gewordenes, ruhigeres Zimmer tragen ließ. Der Prinz von Hessen hatte die Güte, mir eine Badewanne und alles, was ich nur bedürfen konnte, zu schicken. Ich litt an einem Nervenfieber, welches in ein Faulfieber überging, das mich während sechs Tagen in der größten Lebensgefahr hielt. Mein Kopf blieb dabei ununterbrochen frei,

Jenny wollte nie einwilligen, eine Krankenwärterin anzunehmen, sondern pflegte mich mit kindlicher Zärtlichkeit; sie wachte achtzehn Nächte bei mir, ohne je der Ruhe zu genießen; die Dienstmädchen in dem Gasthof waren sehr unverbindlich; in Augenblicken der Krisis, wo ich Herrn Lic. t holen lassen mußte, waren sie nur nach vielen Bitten und durch bare Bezahlung zu diesem Gange zu bewegen. Um eins, mitten in der Nacht, eine von ihnen zum Aufstehen zu überreden, mußte ich die Forderung eines Dukatens gewähren.

Ich täuschte mich keineswegs über meinen Zustand, meine Gefahr war mir bekannt und ich dachte darauf, mir einen Priester zu verschaffen. Vier Meilen von Schleswig lebte ein heiliger Kirchenmann (un saint ecclésiastique), ehemaliger Almosenpfleger des Herzogs von Zweibrücken, der eine Rente von fünf bis sechstausend Livres besaß; er hatte sich einzig in der Absicht hier niedergelassen, um den zahlreichen Katholiken in dieser Gegend geistlichen Trost zu spenden. Er hielt Kutsche und Pferde, um seine Hülfe schneller leisten zu können. Jenny schrieb ihm; er eilte sogleich herbei, mir die Sakramente zu ertheilen und brachte einen ganzen Tag bei mir zu. Ich kann gar nicht ausdrücken, wie vielen Trost mir sein menschenliebender Besuch gewährte. Ich war völig zum Tode bereit, mit allem Muth, den die Religion und das Unglück mitzutheilen vermag. Was mir am wehesten that, war in der Fremde zu sterben, in einem Gasthof, ohne der Pflege irgend eines der Meinigen zu genießen. Dieses Verlassen-seyn von Allen, die ich liebte, schien mir unaussprechlich

schmerzlich! Jenny schickte meiner Nichte und Herrn von Balence täglich ein von Herrn Licht aufgesetztes Bülletin; sie schmeichelten meinem Zustand nicht, sie stellten ihn als höchst gefährlich, ja hoffnungslos dar — und niemand kam mir zu Hülfe. — Allein Henriette hing nicht von sich ab, sie folgte dem Willen ihres Mannes; — aber ich erwartete sie unaufhörlich — nicht allein in den sechs Tagen der größten Gefahr, aber während drei Wochen, wo mein Leben immer bedroht blieb. Ich hatte ein solches Bedürfniß nach Trost, nach einer Stütze, daß ich einen bloßen Bekannten, der mich damals besucht hätte, mit der höchsten Dankbarkeit würde aufgenommen haben. Wie viel war mir Jenny unter diesen Umständen werth! Wie rührte mich ihre zärtliche Pflege! Ich forderte von ihr, daß sie mich Mutter nennen sollte, damit dieser süße Ton in meinem letzten Augenblicke meinem Ohr schmeichle. An dem Tage, wo ich in der größten Gefahr schwebte, blieb Herr Licht bis neun Uhr des Abends bei mir; als ihn Jenny, ihrer Gewohnheit nach, bis an die Treppe begleitete, fragte sie: wenn er den folgenden Tag wiederkommen werde? Er antwortete: er werde sich nicht beeilen, denn mit mir würde es bis gegen fünf Uhr vorüber seyn; selbst eine Krise, setzte er hinzu, könne mich nicht retten, denn ich sey zu schwach, sie zu überstehen. Man kann denken, in welchem Zustand Jenny in das Zimmer zurückkam. Ich war sehr leidend, und obgleich ich, um ihr Unruhe zu ersparen, mich des Klagens enthielt, ächzte ich doch zuweilen wider Willen. Sie reichte mir alle Viertelstunden einen Trank — und nie vergesse ich die ängstlichen

Blicke, mit denen sie mich dabei ansah; sie fürchtete jedesmal, daß ich sterben möchte, und ungeachtet meiner Schwäche nahm ich es wohl wahr. In einem ruhigeren Augenblick hörte ich sie schluchzen; ich öffnete meine Bettvorhänge und erblickte sie, den Rücken mir zugewendet, mitten im Zimmer knieend, ihre Haare waren aufgelöst, sie hob Hände und Haupt gen Himmel und betete mit der Inbrunst eines Engels. Ich war sehr erstaunt, sie knieend zu sehen, denn in ihrer Sekte kniet man nicht beim Gebet *). Ich rief sie zu mir um sie zu befragen; sie kam, warf sich, ganz außer sich, selbst auf mein Bett und sagte: „ich habe Gott gelobt, wenn er Sie rettet, katholisch zu werden.“ Von Thränen übergossen wie sie, schloß ich sie in meine Arme — es war mir, als habe sie mich neu erkaufte, als schenke sie mir ein neues Leben — dieser Augenblick läßt sich nicht malen, nicht beschreiben **)!

*) Frau von Genlis scheint nicht ganz unterrichtet zu seyn. Der katholische Gottesdienst schreibt knieendes Gebet vor; in den protestantischen Kirchen ist es ausgeschlossen; allein bei dem Gebet „im Kämmerlein“ von welchem das Evangelium spricht, welches deshalb nicht die vier Mauern, sondern nur die Einsamkeit einbedingt, zieht das Gebet den stehenden Sterblichen auf seine Knie, welches auch die kirchliche Form seiner Andacht sey — und wo der bedürftige Mensch also mit seinem himmlischen Vater spricht, kennt er keine Sekte — wußte das Frau von Genlis nicht?

Ann. d. Uebers.

**) Hear her! hear her! Aus den englischen Parlements-Sitzungen ist die Bedeutung dieser Worte bekannt.

Ann. d. Uebers.

Eine Stunde darauf stellte sich eine Krisis ein, die ich vollkommen gut bestand. Als Herr Licht, den Jenny hatte holen lassen, den folgenden Morgen kam, erklärte er mich außer aller Gefahr, sagte aber, es sey ein wahres Wunder. So war es. Jenny lebt noch und kann die Wahrheit dieser Erzählung bezeugen; meine Genesung war langsam, denn ich brachte zwei volle Monate im Bette zu. Meine Nichte kam selbst, mich nach Hamburg abzuholen; um mich einen angenehmen Weg machen zu lassen, führte sie mich über Kiel und ich hatte das Vergnügen, das baltische Meer zu sehen. Es war mir sehr erfreulich, diese Erinnerung mit der des mittelländischen Meers zu verbinden. In Hamburg begab ich mich wieder bei meiner guten Wittve in Kost, blieb aber nur vierzehn Tage daselbst. Der König von Preußen war jetzt todt; ich wußte, daß der Kronprinz damals die gegen mich verübte Gewaltthätigkeit öffentlich getadelt hatte. Fräulein Boquet, mit der ich immer in Briefwechsel geblieben war, beschwor mich, zu ihr nach Berlin zurückzukehren, und rieth mir, unmittelbar an den neuen König zu schreiben. Ich befolgte ihren Rath und erhielt mit umgehender Post von Er. M. eine sehr gütige Antwort: sie berechtigte mich, nach Berlin zurückzukehren und versprach mir ungestört und sicher dort verweilen zu können. Sie fügte noch hinzu: wenn ich auf meiner Reise einen Anstoß fände, sollte ich diesen Brief, welcher mir als Paß dienen könnte, vorzeigen. Ich besitze diesen Brief noch bis heute. Obgleich noch immer sehr schwach, reiste ich ohne Verzug mit meiner lieben Jenny nach Berlin, wo mich Fräulein Boe-

quet mit Entzücken empfing. Sie hatte mir eine allerliebste Wohnung, die mit der ihrigen zusammenhing, eingeraumt; sie bestand in einem Schlafzimmer und einem großen, schönen, mit aller Sorgfalt der zärtlichsten Freundschaft eingerichteten Salon. Dieser hatte zwei Thüren, die eine ging in mein Zimmer, die andere auf eine Nebentreppe, die in den Hof führte, wodurch ich zwei Ausgänge gewann. Auf dem Absatz dieser Treppe befanden sich, meiner Thür gegenüber, die Zimmer eines Emigrirten, eines verschüchterten Menschen, sagte mir Fräulein Bocquet, der niemanden im Hause besuchte. Man gab mir zwei Blumenscherben mit herrlichen Hyazinthen; da ich Nachts den Blumengeruch fürchtete, und doch um Luft zu haben, die Saalthür offen ließ, setzte ich des Nachts diese Blumen vor die Saalthür, auf den Treppenabsatz, zwischen meiner und meines Nachbars Thür. Als ich sie des andern Morgens wieder herein holen wollte, ward ich sehr unangenehm überrascht, sie ausgehauen, in Stücken zerschnitten und um die Töpfe hergestreut zu sehen. Ich errieth sogleich, daß der ausgewanderte Landsmann diese Handlung begangen und sie ihm, unerachtet der französischen Galanterie, durch die gegen mich gerichteten Schmähschriften, eingegeben seyn mochte. Da ich diese Geschichte nicht erzählen wollte, bat ich auch die Personen, welche mir die Hyazinthen geschenkt hatten, um keine andere Blumen, sondern beauftragte die Dienstmagd, mir deren zu kaufen; ich füllte einen der Töpfe damit an und befestigte einen Papierstreifen darum her, auf welchem ich folgende Worte geschrieben: „Zerreiße

meine Werke, aber ehre, was Gott gemacht hat.“ Diesen Topf setzte ich nun vor Schlafengehen wieder auf den Treppensatz vor meiner Thür. Bei meinem Erwachen war ich sehr neugierig, das Schicksal meiner Blumen zu wissen — ich besuchte sie schnell und sah zu meinem Vergnügen, daß man sich sie zu begießen, begnügt hatte. Als ich sie auf meinen Tisch zurücktrug, gewahrte ich einen grünen seidenen Faden, der um die Blumen geschlungen war, an dessen beiden Enden zwei allerliebste Ringe von Karneol hingen. Der Ausgewanderte, der sein Unrecht wieder gut machen wollte, wußte wahrscheinlich, daß ich dazumal eine Sammlung artiger Karneolarbeiten machte. Ich hatte davon Ringe, Petschafte, Herzen, kleine Dosen u. s. w. Meiner Gewohnheit gemäß habe ich sie nach und nach alle verschenkt, die Ringe des Emigrirten ausgenommen, die ich lange aufbewahrte, endlich aber doch auch meiner Tochter gab. Dieses Betragen rührte mich so sehr, daß es all meinen Zorn verldschte. Doch das Seltsamste ist, daß dieser Mann es dabei bewenden ließ; er schrieb mir nicht, verlangte mich nicht zu sehen und ließ mir nichts sagen; ich ahmte seine Zurückhaltung nach und habe seit diesem Vorfall nie wieder etwas von ihm gehört.

Ende des vierten Theils.



58254

ROTANOX
oczyszczanie
lipiec 2008

KD.937.4
nr inw. 1459